Biogr. 627 / 2

<36605271130017

<36605271130017

Bayer. Staatsbibliothek

C/m

Gotthold Ephraim Lessings

Leben,

nebst

seinem noch übrigen

litterarischen Nachlasse.

Herausgegeben

von

K. G. Lessing.

Zweiter Theil.

Berlin, 1795.
In der Vossischen Buchhandlung.

14 B

50 F

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Ueber Lessings Philosophie und Theologie. Seite 1

Anzeige seiner philosophischen und theologischen Bruchstücke. 89

Die Bruchstücke selbst. 101

Ueber Lessings poetisches und vorzügliches theatralisches Verdienst. 289

Ueber

Lessings

Philosophie und Theologie.

Der Gelehrte, oder vielmehr der Schriftsteller, so geringen Einfluß er auch gewöhnlich in das bürgerliche Leben hat, wirkt doch immer auf seine Zeitgenossen und Nachkommen. Der Nutzen, den er stiftet, ist mehr dauerhaft, als glänzend, mehr ausgebreitet, als wichtig. Oft scheint er so gar weniger geleistet zu haben, als er nach seinen Talenten konnte, weil er alle zeitlichen Aussichten aufopferte, und sich bloß der stillen Betrachtung der Wahrheit widmete. Es schadet aber seinem Verdienste nichts, wenn er bei seinem Leben weder großen Anhang noch mächtige Autorität dadurch bekam; wenn er gar verfolgt und verhöhnt wurde; oder — da man immer an beidem etwas Schuld hat — wenn er nicht geschätzt wurde, wie er es verdiente, und sich unter den gewöhnlichen Menschen gleichsam verlor.

Verkannt und schief beurtheilt zu werden, ist immer das allgemeine Schicksal des denkenden Kopfes. Es kann auch nicht anders seyn. Er befindet sich meistens außer dem gelehrten Geleise seines Zeitalters, und sucht sich im Stillen einen andern Weg, über dessen Beschwerlichkeit er weder ermüdet, noch durch possierliche Sprünge und Wendungen sich Mitschlenderer zu verschaffen sucht. Die ihm aus der großen Heerstraße mitleidig nachgaffen und belauern, erregen oft Lärmen über ihn, welcher ihn mehr bekannt, als berühmt macht. Nach und nach verlieren sich einige ihm höchst nachtheilige Vorurtheile, und sein Gutes kommt an den Tag. Diese späte Gerechtigkeit hilft freilich ihm nichts, aber der Welt.

Es giebt zwar auch eine andere Art Denker unter den Schriftstellern, die in ihren Kenntnissen nicht zurück bleiben, zuweilen auch wohl weiter kommen, als die erstern. Allein ihr Ruhm und Nachruhm liegt ihnen so sehr am Herzen, daß sie entweder die große Heerstraße nie verlassen, wo sie neue Geleise,

aber keinen bessern Weg machen; oder wenn sie ja eine neue Bahn brechen, so ist sie so nahe an dem alten Wege, und ziehet so viele sechsspännige Karossen nach sich, daß der übrige bunte Haufen voll Neugier um alles in der Welt willen nicht zurück bleiben würde. Bewunderung über Bewunderung ertönt von allen Seiten, bis die alte Straße ganz leer ist. Der Weise, von der Menge mit fortgestoßen, fühlt das Gedränge so gut wie zuvor; und wer allein auf einem einsamen entfernten Wege wandelt, ruft bei Erblickung dieser Wunderdinge: was ein Mensch mit Menschen nicht machen kann!

Von welcher Art Gelehrter Lessing war, ist nicht schwer zu sagen. Er trieb Anfangs mit Willen, und am Ende wider seinen Willen, Polyhistorie. Jeweniger er wußte, desto zuverlässiger glaubte er, mit der Zeit alles zu erforschen, und gleichsam aus allen Brunnen die Wahrheit zu schöpfen. Allein je mehr er darauf ausging, und je weiter er kam, desto unergründlicher wurden ihm die Quellen, und er sahe wohl, daß der Mann von Kopf mehr

viel als Vieles thun kann. So kam er auf den Weg der Gründlichkeit, indem ihn der Hang zur Vielwisserei davon abzubringen schien.

Bei seinem Studieren gab er keiner Wissenschaft aus Ueberlegung und Wahl den Vorzug, sondern hielt sie alle für gleich wichtig, überließ sich folglich ganz dem Zufalle und dem gelegentlichen Eindrucke. Denn er hatte keinen andern Hauptzweck als die Wahrheit; und sah mehr auf den allgemeinen Nutzen als auf den seinigen, mehr auf das Verdienst, als auf den Verdienst. Die Theologie war ihm eben so wichtig, als die Antiquität, die Vorstellung der alten Griechen und Römer von dem Tode eben so forschenswerth, als die Vorstellung der Christen von der Dreieinigkeit. Sobald eine Sache für ihn nicht mehr Reitz hatte, sobald ein gewisser dunkler Ueberdruß sich dabei einschlich, stand er mitten unter der Arbeit davon ab, und überließ sich einer andern Beschäftigung mit eben so viel Theilnahme und Eifer. Freilich ging es ihm bei seinem Untersuchen

oft wie dem Tantalus: er schwamm gleichsam in der Wahrheit herum, und wenn er sie ganz gewiß zu haben glaubte, verschwand sie ihm wie der Traum eines süßen Schlafes. Sein Hunger und Durst wurde zwar nie gestillt, verursachte ihm aber auch nicht Marter und Schmerz, sondern eine Behaglichkeit, welche der Forschungsgeist ohne alle zu heftige Leidenschaft stets gewährt. Er fühlte sich glücklich, indem er die Menschheit fühlte, und träumte sich keine höheren Ansprüche. Mitunter überlud er sich allerdings seine Seele, versäumte die gehörige Verdauung, und wollte die Folgen dann durch Mittel heilen, die in den gewöhnlichen Dispensatorien der Philosophie nicht stehen. Die philosophischen Apotheker kreuzten und segneten sich deshalb, oder spielten die Großmüthigen und Gleichgültigen; er aber rief bei einer solchen Königlich Salomonischen Ueberladung wohl aus: es ist alles eitel!

Bloß studieren um zu studieren; bloß zu schreiben um zu schreiben, oder seinen Unterhalt daraus zu machen, oder zu vermehren: ist

wohl eben so niedrig, als bloß zu essen, um zu essen, und zu schlafen, um wieder zu essen. Ich kenne keinen größeren Schimpf als diese Beschuldigung, obgleich darauf weder im alten noch im neuen Gesetzbuche eine Strafe steht. Lessings übelste Laune damit verdächtig zu machen, befleckt nicht seinen guten Nahmen, sondern beleuchtet nur den armseligen Geist desjenigen, der nichts Erhebliches zu Lessings Nachtheile vorbringen kann. Er hatte gewiß die edle Absicht, der Welt mit seinen Arbeiten nützlich zu seyn, die Masse ihrer Glückseligkeit zu vermehren, und die Last ihres Elendes und Kummers zu vermindern. Wie bejammernswürdig wäre nicht der geringste Mensch, wenn er bei ruhiger Betrachtung nicht sagen könnte: auch ich habe zum allgemeinen Stoffe der Glückseligkeit beigetragen. Ich vergelte die Wohlthaten der Vorfahren mit meinen Wohlthaten für die Nachkommen!

Aufklärung mußte also bei seinen schriftstellerischen Bemühungen der Hauptzweck seyn; und ich glaube, daß ihn Wenige so vor

Augen gehabt haben als er, vornehmlich wenn er sich der neuen Aufklärungssucht standhaft widersetzte. Viele Quellen der Wahrheit sind leider, beim Lichte besehen, nichts als alte Pfützen, welche die Sinne, trotz allen angewendeten Bemühungen, sehr stark beleidigen. Sie zu vernichten, ist kein großes Verdienst, und noch ein geringeres, das verdorbene Wasser für kein besseres auszugießen. Aber sie säubern und reines hineinleiten, und dafür sorgen, daß weder aus Nachlässigkeit noch mit Vorsatz neuer Moder hinein komme, ist Pflicht, deren stille Erfüllung Lessing für sein größtes Verdienst hielt.

Daher war es ihm so wenig um Anhang und freundschaftlichen Beifall zu thun. Bloß Nothwendigkeit der unumstößlichsten Gründe sollte den Freund nöthigen. Er war zu reich an Gedanken und Planen, um einen und den andern nicht fahren lassen zu können, der bei der Feuerprobe unecht befunden wurde. Die erste Würde eines Aufklärers sollte seyn, sich bloß auf seine gute Sache zu verlassen, und ohne Geräusch, wie ein ehrbarer stiller Bürger,

einherzuwandeln, ohne zurück oder vor sich zu sehen, ob ihm Kleine oder Große nachgaffen, ob Viele oder Wenige ihm nachfolgen; alle Gewalt und List nebst aller armseligen Politik zu verschmähen, wenn sie auch noch so heilsam schiene, und an einen noch so hohen Standort bringen könnte. Nur der Muthwillige oder Boshafte, der vorsetzlich Steine in den Weg wirft oder Löcher darin macht, müßte die Geißel der Satire und Verhöhnung fühlen. Auch hierin war Lessing ein Muster: nie klagte er über Mangel an Unterstützung, an Beifall, an Patriotismus. Er wollte aufklären ohne zu blenden oder aufzudringen, ohne direkte Absicht nach Belohnung. Er suchte dieser durchaus würdig zu werden, ohne sie eben gerade zu verlangen. Ueberschritt er hierin die Regeln der Klugheit, so schadete er doch niemanden als sich selbst; und war es gar ein Fehler, so sieht man, daß zu einem vortrefflichen gelehrten Charakter auch Fehler gehören. Ganz Bescheidenheit oder Achtung für die Kenntnisse und Verdienste Anderer war er auch da, wo er mit etwas

Unbescheidenheilt den Gecken und Prahler abwies.

Er unterredete sich gern über das, womit er sich beschäftigte, oder ziemlich weit zu seyn glaubte; aber nicht in der stolzen Absicht, sich Verbreiter und Jünger zu machen: nicht an den Tafeln der Hohen der Erde, oder in den großen Cirkeln, wo man nur glänzen und hervorstechen, nicht sich freundschaftlich mittheilen will. Er suchte sich gern gründliche Gegner, um diese mit allen seinen Gründen, und auch mannigmal bloß mit Witz und Scharfsinn, in die Enge zu treiben; und wer ihn ausparirte und ihm wacker zusetzte, verlor sein Vertrauen und seine Achtung nicht. Nur mußte er sich keiner andern Waffen, als gelehrter bedienen; denn gegen unedle und hämische Kunstgriffe war er ein wenig ausgelassen. Verachtung und Bettelstolz wies er mit ziemlichen Sarkasmen ab. Bitterkeit entstand mannigmal auch von der unangenehmen Lage seiner häuslichen Angelegenheiten, über die er sich zwar stets hinaus zu setzen, aber ihrer sich nicht ganz zu entschla-

gen verstand. Sie wirkte, ohne daß er es wußte.

So voll und überzeugt er auch von seinen Meinungen war, so wurde sein Enthusiasmus doch nie so mächtig, daß er je vergessen hätte, wie viel den größten und besten Einsichten fehlt, um sie zu den einzigen, richtigsten und unfehlbarsten zu machen. Viele glaubten daher, er habe für nichts Interesse, weil das seinige weder überspannt noch egoistisch war. Andere, die es besser zu treffen glaubten, hielten sein Grübeln gegen allgemein angenommene Meinungen, und seine Anhänglichkeit und Aufsuchung des Guten an gewissen Sonderheiten in Gedanken und Handlungen für bloße Streitsucht, die nicht Belehrung und Berichtigung seiner Gesinnungen, sondern bloß einen rohen Widerspruchsgeist zum Grunde hätte, nach der scharfsinnigen Weise derer, welche behaupten, daß die Menschen bloß aus Vergnügen am Bösen böse wären. Man kann sich wohl keine kopflosere Aufbürdung denken als diese. Es sind nicht immer Leute ohne Einsicht und Weltkenntniß, die Lessing damit beehren; aber

sie halten Wahrheit für Modekram, an dem seyn kann, was da will, wenn er nur nicht verlegen ist.

Lessing hat von Seiten seines Styls gewiß alle Vorzüge, welche die Engländer ihrem Johnson mit Recht zuschreiben. Und ich glaube, er erlangte sie auf eben diesem Wege; denn er gab sich, wie Johnson, bei jeder Gelegenheit die äußerste Mühe, alles was er schrieb und redete, so stark und eindringlich als möglich einzukleiden, sich keine Nachlässigkeit zu erlauben und keinen schielenden oder unbestimmten Ausdruck stehen zu lassen. Ja, je älter er wurde, desto strenger und sorgfältiger wurde seine Schreibart. In Wolfenbüttel hat er sich von allen Briefen, die er schrieb, Concepte gemacht; so gar finden sich dergleichen von Briefen an seine Geschwister. Je mehr sein schriftstellerischer Ruhm wuchs, desto saurer machte er sich jede Zeile. Er hatte nicht den lächerlichen Stolz, lauter bewundernswürdige neue Sachen herauszugeben, sondern immer etwas Besseres als sein letztes war. In der Wahl des Ausdrucks wüßte ich keinen Deut-

schen über ihn. Wir haben größere Philosophen, größere Dichter, aber keinen größern Stylisten. Wem dieses mein offenherziges Bekenntniß zu partheiisch scheint, dessen Gründe möchte ich wohl zu meiner Belehrung wissen; und wenn es auch nur idealische wären. — Schon deshalb allein verdienten Lessings zurückgelassene Bruchstücke den Druck.

Niemand hätte wohl seinen gelehrten Charakter besser geschildert als Moses Mendelssohn, der sich vorgenommen, sein Leben zu beschreiben. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, seinen dazu entworfenen Plan, der mir glücklicher Weise in die Hände gerathen ist, hier einzuschalten: von Wort zu Wort, wie er sich auf einem besondern halben Bogen befindet.

„Hauptzüge."

„Liebe zum Forschen. Dieser konnte er „alle seine übrigen Neigungen aufopfern (a). „Lieblingsneigung sich der schwächern Seite

„anzunehmen. Scharfsinn, der an Sophi=
„sterei gränzte. Scharfsinn mit reichhaltigem
„Witze verbunden. Dieser führte ihn durch
„alle Fächer der Litteratur mit gleichem Fort=
„gang, und machte sie ihm alle gleich an=
„genehm. Das Jagen behagte ihm mehr,
„als das gejagte Wildbret. — Vernünftige,
„nicht sinnliche Einbildungskraft. Mehr
„Fähigkeit sich in Leidenschaft zu denken, als
„zu versetzen. Daher das Gekünstelte, fast
„Verkünstelte, seiner verliebten Auftritte.
„Daher sein aufrichtiges Geständniß, er habe
„mehr Kritik als Genie. Am glücklichsten
„war er in solchen Charakteren, die an den
„seinigen gränzten. Tellheim und der Tem=
„pelherr werden mit den Jahren Odoardos.
„Just wird durch Religion zum Klosterbruder.

„Bescheiden in einem hohen Grade. —
„Mangel an äußerlicher Höflichkeit. Un=
„fähigkeit mit den Großen umzugehen. Ein=
„druck den d'Alemberts Abhandlung sur le
„commerce de gens de lettres avec les
„Grands auf ihn machte. Entfernung von

„aller Gleißnerei, von Eigennutz und Eigen-
„dünkel. Nahm Tadel und Verbesserung von
„Freunden mit der größten Bereitwilligkeit an.
„Mildthätigkeit mit äußerlichem und inner-
„lichem Vermögen. Unverdrossenheit sich zu
„allen Zeiten in Untersuchungen einzulassen,
„und von seinen Einsichten mitzutheilen.
„Ohne Ruhmredigkeit, so daß man sich selbst
„weiser dünkte, ob man gleich dessen Ueber-
„legenheit nur allzusehr empfand.

„Ist es Reichthum oder Bescheidenheit,
„daß er es nie sich merken ließ, wenn er be-
„stohlen ward? — Ein Exempel hiervon seine
„Gedanken vom Lachen und Weinen.
„Ich hatte die Absicht nicht zu plündern;
„sondern war vielmehr einem unordentlichen
„Hauswirthe zu vergleichen, der Sachen in
„Verwahrung nimmt, ohne Buch darüber zu
„führen, und daher in Gefahr kommt, sich
„fremdes Gut anzumaßen.

„(a) Bestimmung des Menschen, mehr
„Forschen als Finden. Das Finden soll Ab-
„sicht seyn; aber die Mittel selbst sind End-
„zweck: so wie beim Wohlwollen. Wahr-
heit

„heit wie Münze zugezählt, ohne Untersuchung „des Schrots und Korns, ist schädlich. Daher „der beständige Zirkel in Wissenschaften und „Künsten. Weg der Vorsehung! Nutzen der „Vorurtheile. Die Vorsehung, sagt man, „habe den Menschen Wohlwollen ins Herz ge„legt, damit sie sich bei ihrer Schwachheit be„hülflich seyn mögen. Ich würde sagen, die „Vorsehung hat den Menschen Schwäche „zugetheilt, damit Wohlwollen einen Ge„genstand habe.

„Alles Bestreben der Menschen hat das „Erlangen eines gewissen Guts zur Absicht, „und den Besitz desselben zum Ziele. Der „Besitz aber macht selten so glücklich, als „das Erlangen. Auch kann das Bestreben „selbst unsere Kräfte zuweilen auf eine unseren „Neigungen angemessene Weise beschäftigen, „daß wir uns dabei wohl befinden; und in „diesem Falle kann sogar Bestreben ohne zu „erhalten, glücklicher machen, als Besitz ohne „Bestreben. Nur muß die Hoffnung des Er„haltens mit in Anschlag kommen; indem „sie den Genuß vermehrt. Zuweilen aber

„giebt uns der Besitz mehr Gelegenheit unsere „Kräfte thätig zu erhalten, oder auf eine „unsern Neigungen angemessene Weise zu be„schäftigen, als das Bestreben. In diesem „Falle kann das Bestreben bloß als Mittel be„gehrlich seyn, und, in Ermangelung des End„zweckes, als ein Uebel angesehn werden. „Z. B. der Bau eines Hauses, die Cur einer „Krankheit.

„Gefundene Wahrheit hat einen doppelten „Nutzen: einen theoretischen und einen prakti„schen. Die überlieferte Wahrheit ist steril „an theoretischem Nutzen. Daher kann der „spekulative Kopf sie gar wohl dem For„schen nachsetzen.

„Mit der Stelle aus dem Spinosa haben „Sie recht, schreibt er den 14. Sept. 1757 *). „Ein abermaliger Beweis, wie obenhin ich „alles anzusehen gewohnt bin. Wenn Ihnen „mehr aufstoßen sollte, was mit meiner (oder „vielmehr Ihrer) Erklärung des Lachens rc.

*) Lessings gelehrter Briefwechsel, I. Theil. S. 228. Sämmtl. Schriften. Th. XXVIII.

„(Dec. 1760. *). Sie gehen auf Ihrem
„Pfade fort ꝛc. Welche Bescheidenheit!
„Und vollends der vom Aug. 1761 **). Wah-
„rer Ausdruck seiner innern Empfindungen!

„Derselbe Inhalt im schaurigen Tone an
„Herrn Nicolai Oct. 1762.

„Klopstock und Gerstenberg (August 1767.)

„Wohlthätigkeit und Milde (Oct. 1768.)

„Forschen nach Wahrheit — Vorurtheile —
„(Jan. 1771.)

„Ueber Emilia Galotti (April 1772.)

„Ueber Leibnitz und das Geheimniß der
„Dreieinigkeit (May 1774.)

„Besser eine unphilosophische Sache, phi-
„losophisch vertheidigen ꝛc.

„Ueber Physiognomik (Julius 1776.)

„Ueber Bunkel (März 1779.)"

Nach diesem ganz flüchtigen Plane konnte nur ein Moses Mendelssohn arbeiten, und ein Meister wird aus der bloßen Skizze den Meister erkennen.

*) Lessings gelehrter Briefwechsel, I. Th. S. 276.
**) Ebend. S. 288.

Ueber Lessings Philosophie und Theologie.

War Lessing wirklich Spinozist? Alles zu erzählen, was gleich nach seinem Tode zwischen Herrn geheimen Rath Jakobi und dem seligen Moses Mendelssohn vorgefallen, wäre unnütze Wiederholung. Sie waren beide Lessings Freunde, glaubten beide, ihn zu kennen, und kannten ihn hierin nicht ganz. Beide hatten Schranken gesetzt, in denen er sich nothwendig finden lassen sollte. Jeder aber bemerkte ziemlich richtig, daß er da nicht war, wo ihn der Andere mit Gewißheit vermeinte.

Herr Jakobi drang in Spinozens System mit vieler Gründlichkeit, und fand, daß es den Denker mehr befriedige, als der Theismus. Das mochte er wohl Lessingen im Vertrauen eröffnet und Lessing ihm ein Gleiches von sich wieder vertrauet haben; aber nicht, daß er für rathsam fände, es in die Welt zu schreiben. Doch wenn Herr Jakobi weiter kein Versehen gemacht, so werden ihn Zehn tadeln und

Hundert loben. Was aber den Theisten oder den gläubigen Aufgeklärten in der Christenheit höchst auffiel, war Herrn Geh. Rath Jakobi's Salto mortale aus dem lückenhaften Pantheismus in den Abgrund des Glaubens und der Offenbarung. Natürlich erschraken darüber Christ und Jude, und ahndeten, er müßte sich den Kopf zerschmettert haben. Arzt und Wundarzt liefen eilig hinzu, ihn, wo nicht zu heilen, doch mitleidig zu verbinden. Aber als sie ihm nahe kamen, war er nicht gesprungen, nicht gefallen, und befand sich ziemlich wohl. Es war eine von den gewöhnlichen Gaukeleien, die man seit Leibnitzens Zeiten schon oft gesehen: mehr amüsirend, als scharfsinnig; aber für einen großen Theil Menschenkinder gar philosophisch.

Glaube war ihm Lernen, und Offenbarung Erfahrung, oder, wie es Herr Jakob in die Seele des Herrn Geh. Raths Jakobi denkt, sinnliche Evidenz oder anschauende Erkenntniß.

Herr Vicepräsident Herder *) sagt gleichfalls zu Jakobis Vertheidigung viel Wahres, kann aber nicht in Abrede seyn, daß kein Mensch das Wort Offenbarung in diesem Verstande nehmen könne, ohne in eine babylonische Verwirrung der Sprachen zu gerathen, so wenig als die ewigen Höllenstrafen der Christen in dem Sinne, den ihnen Lessing beilegt. So oft ich dergleichen lese, kann ich mich der Empfindung nicht erwehren, daß man den Leser täuschen, persiffliren, oder wenigstens mit ihm Sokratischen Scherz treiben wolle.

Diesen metaphysischen Sprung des Herrn Geh. Raths Jakobi hätte man belachen oder bewundern sollen. Denn was kann man mit einem Philosophen machen, der den Thurm einen Stall, und den Stall einen Thurm wider allen Sprachgebrauch nennen will? Der kaltblütige Moses aber machte sich auf, diese Jakobischen Fortschritte in der Philosophie zu beleuchten. Denn Herr Jakobi blieb dabei, daß er nicht zu springen, sondern zu gehen pflege.

*) Gott; einige Gespräche. Gotha 1787. S. 147-152.

Freilich hatte die Erzählung, daß Lessing die Hypothese des Pantheismus consequenter gefunden, als die theistische, Moses Mendelssohnen sehr gekränkt.

Warum doch? War Lessings älterer Freund empfindlich, daß der jüngere etwas wußte, was der ältere nur allein von ihm wissen wollte? Oder wußte er es gar nicht? und sollte es Niemand wissen? Glaubte er wirklich, es würde mit Lessings bekannt gewordener Anhänglichkeit am Spinozismus um die ganze Vernunftreligion oder Moral geschehen seyn, die niemand lauterer und reiner gelehrt, als der Verfasser des Nathans, und der Fragmentist?

Lieber Gott! beruhet sie auf armseligen Beweisen a priori; hat der Mensch nicht stündlich und augenblicklich Ueberzeugungen, daß er nur durch sie glücklich seyn kann, daß er, so viel er von ihr abgeht, an seiner Behaglichkeit und an seiner Hoffnung, wie er sie sich träumet oder muthmaßt, verlieren muß: o ihr Mufti, Rabbi und Superintendenten, flieht in die Wälder, damit euch die, welche

ihr gestern noch so pathetisch um ihrer Frömmigkeit willen segnetet, nicht heute knebeln oder spießen! Sie ist in den menschlichen Herzen zu tief, und die einzige Stütze eurer Moralen und Religionen. Ohne sie hörte man auf eure metaphysischen und theologischen Spitzfindigkeiten nicht einmal. Der täglichen Erfahrung entgegen prahlen, ist wahrlich nicht politisch.

Moses Mendelssohn sah dieses wohl ein; er erblickte aber Herrn Jakobi's Aeußerungen von einer zu gefährlichen Seite, und glaubte nichts geringeres, als daß nun die christliche Religion zu lauter Glauben und Offenbarung im gewöhnlichen Sinne schmelzen würde. Indem er die Jakobische Philosophie mißbilligte, schmeichelte er ihr mit einer großen Wirkung, die im Stande seyn könnte, die Aufklärung zu hindern, welche in der jüdischen und christlichen Religion glimmte. Und (soll ich meine Meinung ganz heraus sagen?) Moses Mendelssohn war mehr um die seinige, als die unsrige bekümmert. Er hoffte nur, bei der größern Vernünftigkeit der unsrigen, an der

Verbesserung der seinigen mit Glück arbeiten zu können. Konnte er also anders handeln? er als ein bedrückter Jude mit allen seinen bedrückten Religionsbrüdern, die doch so gut Menschen von innen und außen sind, als Lessings Religionsbrüder, ihren Werth auch so fühlen, aber sich ihn täglich absprechen lassen müssen! Konnte er schicklich in Voltairens Fußstapfen treten, seine Brüder aufgeben, lachen und spotten, wo Wahrheit und Ernst nichts mehr vermag? Fast ist kein besseres Mittel.

Aber seine Religionsbrüder sind unglücklich! Der edle Mann kann wohl des glücklichen Bruders vergessen, wenn er nicht handelt, wie er soll; allein seinen unglücklichen Bruder im Stiche lassen, nicht retten, nicht auch mit glücklich zu machen suchen: kann das ein edler Bruder? Lieber macht er sich selbst mit unglücklich. Geht er da zu weit; übersieht er Fehler über Fehler, und beschönigt sie, wo er nicht sollte: du Kaltblütiger, ehe du ihn tadelst, lerne erst Bruder werden!

Das philosophischeste Mittel zur Aufklärung seiner Nation ergriff Moses dabei vielleicht nicht, gewiß aber das heilsamste, das thunlichste. Er wollte in seiner Nation kein erklärter Reformator seyn, weil reformiren nicht allezeit besser aufklären zur Hauptabsicht hat, und der Nutzen dem Gelärm und der Trennung, die es macht, selten entspricht.

Das Beispiel einiger von unseren jetzigen protestantischen Geistlichen, die auf den glücklichen oder unglücklichen Einfall gekommen waren, aus unserer ganz positiven Religion ohne vieles Geräusch, mehr mit Connivenz als Erlaubniß einer hohen Obrigkeit, eine ziemlich reine Vernunftreligion zu machen, hatte er vor sich, war dafür ganz eingenommen, und wollte es in seiner Religion nachahmen. Dort ist es aber nicht so leicht; er mußte daher gänzlich der seinigen anzuhangen scheinen, und sie für vernunftmäßiger ausgeben als sie seyn mag, um das hinein zu bringen, was nach seiner Angabe schon darin seyn sollte.

Es ist eine herrliche Sache, aus Kupfer Gold zu machen; oder vielmehr dem Kupfer

immerfort Gold zuzusetzen, bis vor lauter Gold kein Kupfer mehr sichtbar wird. Aber eine kalte Vergoldung macht noch keine goldene Masse; und zu was auch lauter reines Gold? Eine kluge Beschickung ist keine Betrügerey; man muß nur nicht darauf setzen: aurum purum, und die Leute anfahren, die es selbst probiren wollen, und es bloß nach ihrer eigenen Probe anzunehmen erklären. Ob sie das Probiren eben verstehen oder nicht, ist gleichgültig. Probiren sie fleißig, so werden sie schon mit Schaden klug werden. Man kann es mit oder ohne Meister lernen. Wer sich auf eines Andern Probe verläßt, ist nicht zu beneiden.

Die Moral oder die Vernunftreligion sollte also, nach Moses Mendelssohns Grundsätzen, dem Aufklärer des Christenthums und Judenthums das seyn, was dem Maler das Ideal ist. Doch konnte er nie erwarten, daß man aus Hrn. Kants Kritik der reinen Vernunft Kügelchen machen und damit nach seinen Morgenstunden werfen würde. Der Talmud und Luthers Kate-

chismus können nicht verschiedener seyn, als die Kantische und Moses Mendelssohnische Philosophie. Beyde haben eine sehr gute Seite; aber auch das Gepräge der menschlichen Schwachheit. Es hat keine etwa Ursache, auf die andere mitleidig herab zu sehen, woraus ohnehin nichts weiter als Erbitterung entsteht, die wie die Enthusiasterey das Wasser zwar trübt, aber sich nie ruhig setzen läßt.

Drey Hypothesen über die mögliche Existenz Gottes und der Welt sind von jeher gangbar gewesen, und aus ihnen entstehen wohl alle übrigen. Jede hat ihre starke und schwache Seite; keine ist unüberwindlich; obgleich immer eine beliebter gewesen ist, als die andere. Anstatt daß der Anhänger die seinige zu einem Inbegriffe von unumstößlichen Wahrheiten a priori zu erheben gesucht, hat er lieber die beiden andern zu Ungereimtheiten herabzuwürdigen gestrebt. Gerade so machen es die aufgeklärten Staaten; anstatt ihre innerliche Kraft zu vermehren, suchen sie nur die andern zu schwächen, und dünken sich dadurch immer stärker zu wer-

den. Jeder Staatsmann könnte also ein Philosoph, und jeder Philosoph ein Staatsmann seyn. Auf mehr müssen aber beyde nicht Anspruch machen. Denn die Vergrößerung ihrer eignen innerlichen Stärke ist ihnen nur Nebenwerk.

Etwas nothwendig für sich Bestehendes, von nichts Abhangendes, kann man nicht bloß, sondern muß man denken; und wenn man das Gott ohne weitern Zusatz nennt, so muß man einen Gott annehmen, oder man hebt alles Denken auf.

Entweder Gott und die Welt ist Eins, existirt nothwendig von Ewigkeit, ohne Anfang und Ende (Pantheismus oder Spinozismus).

Oder Gott ist das erschaffende, und die Welt das erschaffene Wesen, oder die Modifikation; verhält sich wie Ursache und Wirkung; ungefähr wie Seelen- und Leibeskräfte (Theismus).

Oder wir sollen, können und werden auch, bey unsern eingeschränkten Fähigkeiten und

Einsichten, nichts ganz Zuverlässiges und nichts ganz Evidentes davon wissen.

Behauptet man es positiv, so ist es Kanteismus. Sagt man dazu weder ja noch nein, sondern nur non liquet, so ist es Skepticismus; Aberwitz aber, wenn aus dem ungewissen Daseyn allgemeiner Wahrheiten a priori das Nichtseyn der übrigen Wahrheiten folgen soll, oder den Unwissenden vorgespiegelt wird, daß es daraus folge *).

Die Kantische Hypothese scheint freylich sehr wahr zu seyn. Denn wo man menschliche Unwissenheit voraussetzt, hat man immer großen Grund. Theist und Pantheist retten sich damit aus den Lücken ihrer Ge-

*) Eben da ich dieses ins Reine schreibe, fällt mir glücklicher Weise der neue Deutsche Merkur 1794 in die Hände, worin sich der Anfang einer systematischen Darstellung aller bisher möglichen Systeme der Metaphysik befindet. Worauf ich nur hinzeige, wird daselbst systematisch ausgeführt und ein vollständigen Begriff von dem gegeben, worauf es hauptsächlich ankommt. Es ist freilich schon mehr metaphysische Terminologie, der ich so viel als möglich auszuweichen gesucht habe.

dankengewebe. Der scharfsinnigste Weise und der beschränkteste Querkopf bringen endlich, gleichsam wie verabredet, das traurige Resultat heraus: wir wissen nichts. Sokrates sagte es schon; und wer wollte nicht ein Sokrates seyn?

Es ist nicht allezeit Selbsterkenntniß, die so spricht; oft nur Prahlerei. Man will bescheidentlich damit sagen: alles was bisher über diese Gegenstände gesagt und geschrieben worden, ist Armseligkeit, und hat gar kein philosophisches Gepräge. Der Mittelkopf sieht nun einmal nicht die große Seite, das Tiefsinnige des Satzes, daß man von dem wirklichen Daseyn dessen, was man unter Gott und Welt versteht, nichts wissen kann; da doch die Unbefangenen ohne Anspruch nur ungefähr gesagt haben: das was durch Analogie, Induktion und Muthmaßung wahrscheinlich wird, ist, gegen die unbezweifelte Wahrheit, nicht viel mehr als nichts.

Einem armen Teufel zu beweisen, daß er nichts hat, erfordert eben keinen großen Aufwand von Geisteskraft; und ihm gar den

Trost geben, daß er ewig nichts haben werde, ist so wenig theologisch als philosophisch, und für den Menschen die jämmerlichste Aussicht.

Aber können und werden wir auch nichts wissen, weil wir bisher sehr wenig, oder vielmehr gar nichts gewußt? kann nicht etwas kommen, das uns auf einmal aus dieser Unwissenheit herausreißt? sollte die Metaphysik und die Elementarphilosophie die einzige Wissenschaft seyn, die dem Ungefähr nichts zu verdanken hätte, sondern alles allein der unmittelbaren Spekulation? Wie viele Wissenschaften und Künste waren Anfangs bloße Einfälle, bloßes Spielwerk des Witzes und der Grübelei, ohne allen abzusehenden Nutzen? Nur als die Menschen an Kenntnissen zunahmen, Entdeckungen aller Art machten und Dinge fanden, die sie eigentlich nicht suchten, wurden manche Hirngespinnste zu Realitäten.

Doch Hr. Kant hat nunmehr systematisch erwiesen, daß der Mensch von dem Daseyn der Dinge nur durch seine Sinne oder Erfahrung überführt werden und von der Wahrheit der Dinge an und für sich unmöglich etwas zuverlässig

verläßig erfahren könne; daß Verstand und Vernunft zu weiter nichts dienen und dienen sollen, als die sinnlichen Kenntnisse zu berichtigen; daß von dem Denkbaren auf das wirklich Existirende eben so sicher zu schließen sey, als von einer entzückenden Romanheldin auf ein wirkliches Mädchen.

Ist das unbezweifelt nun ausgemacht? sind alle Erinnernngen dagegen nur Folgen des Neides und des Vorurtheils? Oder ist es mit seiner Hypothese, wie mit einem schönen Saatfelde, worauf neben Weizen auch Dornen und Disteln wachsen?

Nicht zu gedenken, daß eine Philosophie, die uns sagt, „daß ein Gegenstand, der da ist, uns in die Sinne fällt, und der uns in die Sinne fällt, da ist, das Uebrige aber bloße Träummerei oder Grübelei sey," das Feld des Nachdenkens eben nicht sehr erweitern kann.

Woher aber erweist man, daß der Mensch bloß und allein durch seine Sinne oder Empfindungen sich von dem Daseyn der Dinge versichert, und seine Vernunft mit diesen Din-

gen zusammen gleichsam nur ein ens complementum, dem Wesen und der Subsistenz nach, ausmache, und zu weiter nichts als zur Berichtigung der Erfahrungen diene? Da wir von keinem Dinge an und für sich etwas wissen: wie können wir von uns an und für sich etwas wissen?

Wo ist denn das Unphilosophische, das Vernunftwidrige in der Muthmaßung, daß man auf die Gewißheit der Dinge außer der Sinnenwelt noch kommen, oder mit ganz befriedigenden Gründen ihr Nichtseyn mit der Zeit auf einmal oder nach und nach erweisen werde? Daß es noch nicht geschehen, ist doch kein Beweis, daß es nie geschehen könne. Wer kann sagen, daß aus den metaphysischen Grübeleien nichts gekommen, noch kommen werde? Wer die bekannten Wege der Metaphysik verläßt und einen neuen gefunden, der wandele ihn; aber er lasse sich nicht einfallen, vor den alten Schlagbäume anzulegen, wenn auch sein neuer Weg hundertmal besser und sicherer wäre. Dem Verdachte der Partheisucht kann er nicht entgehen. Die verschiede-

nen Wege zum Ziele sind keine Hinderung zum Ziele. Lieber Wanderer, sieh nicht auf deinen Nebenwanderer mit Crusianisch lachender Miene; noch weniger mache, wie ein Zauberer, einen Kreis um dich her, aus dem sich der menschliche Verstand nicht wagen soll. Der Knabe bewundert es, und der Mann lacht. Ich möchte in einer Welt nicht seyn, wo alles so ausgemacht und unumstößlich wäre, als zweymal zwey ist vier. Man müßte dir weisem Manne, entweder beständig zuhören, oder vor langer Weile närrisch werden.

Die Gränzen unseres Wissens, die Erkenntnißkraft nicht Eines Menschen, nicht Einer Generation, nicht Eines Landes, sondern aller Länder, aller Menschen und aller Zeiten, wie ein Tapezierer eine Stube ausmessen und mit ewig dauerhaften Möbeln ausputzen zu wollen: welch ein Einfall! Soll man zu dieser ungeheuren Unternehmung lachen oder die Achseln zucken? Könnte ein Leibnitz oder Newton auch auf so einen Einfall kommen? Ich möchte wohl das non plus ultra einer der unbedeutendsten Künste oder Wissenschaften

kennen, damit ich ein solches Unternehmen nur nicht so gar paradox fände. Anmaßungen dieser Art macht die tägliche Erfahrung bald zu nicht. Ich befürchte, nicht die Nachwelt, sondern wir selbst noch werden diese Herrlichkeiten unter die Raritäten von der Quadratur des Zirkels, dem perpetuum mobile, und wie die tiefsinnigen Nebensachen alle heißen, mit aller möglichen Verwunderung über uns selbst zeitig genug setzen. Wie viel 'gehört nicht dazu, nur ungefähr zu bestimmen, was bis in unsere Zeit der menschliche Verstand bewirkt; aber wer kann die künftigen Gränzen des Menschenverstandes festsetzen? Wie vieles heißen wir nicht Fortschritte, was nur Seitensprünge unserer Erkenntniß sind; und so wieder umgekehrt. Die Wahrheit, das Ziel des Menschen, sehe ich eben so gut, als die Stadt Prag, die mir der Führer auf der Schneekuppe zeigte. Da, wohin er mit dem Finger wies, und bei hellem Tage den heiligen Nepomuk auf der Brücke mit seinem scharfen Auge zu sehen wähnte, mag ungefähr Prag liegen. Jeder giebt dies auch zu, welcher

der Wege dahin kundig ist. Wer hat aber noch zur Zeit ein so gutes Fernrohr, daß er von der Schneekuppe den heiligen Nepomuk wirklich sieht? Doch die Macht oder Ohnmacht des menschlichen Vorstellungs- und Erkenntnißvermögens zu bestimmen, ist noch etwas mehr, und führt nicht zu Skepticismus, sondern zum unausstehlichen Dogmatismus, den die kritische Philosophie sammt dem Skepticismus in Banden gelegt zu haben sich bescheiden rühmt.

Wenn Plinius etwas stark sagt: furor est, profecto furor, egredi ex eo (mundo), et tanquam interna ejus cuncta plane jam sint nota, ita scrutari externa: quasi vero mensuram ullius rei posset agere, qui sui nesciat: aut mens hominis videre, quae mundus ipse non capiat*); so meint er doch

*) Damit aber der Heide Plinius (Hist. nat. Tom. I. lib. 2. p. 70. edit. Harduin.) den rechtgläubigen Christen nicht etwa verführe, sagt der eben so fromme als grundgelehrte Jesuit auf der vorhergehenden Seite (69.) in einer Note: demonstrabat

nur, daß wir erst recht die sinnliche Welt gleichsam ausstudieren, ehe wir uns über dieselbe hinausschwingen; behauptet aber nicht, daß außer derselben für uns gar nichts sey.

Eine Philosophie, durch welche die Fehler an dem Gebäude der Theisten und Pantheisten sehr deutlich werden, aber welche selbst keinen tadelfreien Grund hat, hätte Lessing allerdings studiert und benutzt; nur sie von einer Seite zu eingeschränkt und von der andern zu praleriſch gefunden. Er hätte sich

vir omni scientiarum genere eximie eruditus, e societate nostra, P. Joannes Mathaeus Mahoudeau (dessen weder Jöcher noch Moreri gedenkt, und den die gottlose Encyklopedie mit Vorsatz im Artikel der Zimmerei und Maurerei verschwiegen hat) ex Kalendario Judaico, quod Mosem vel Adamum habet auctorem, creatum esse mundum a Deo ante Christum 4008, die 4. Novembris Jul. eademque die 1. Octobris Greg. ab antecedente vespera, die quae nobis Dominica, littera Dom. Jul. G. Gregor. A. Quoniam ita statui cogunt notati a Mose in Diluvio et in Exodo dies, quos ex ejusdem Kalendarii legibus perquam accurate assignavit in insigni opere nondum edito de Kalendario Judaico. Wer nicht Theist noch Pantheist seyn kann, der sei Mahoudeauist!

gefreut, daß eine Schule entstanden, welche sich über gewisse Gränzen nicht hinauswagt, aus Besorgniß, auf offne See ohne Kompaß und andere nöthigen Kenntnisse zu gerathen.

Freilich würde die Schifffahrt nicht viel Vortheil haben, wenn lauter solche sichere philosophische Köpfe Seekapitäne wären. Und diese Philosophie hat noch die stolze Anmaßung, alle übrigen philosophischen Systeme durch das ihrige entweder schon verdrängt zu haben, oder verdrängen zu wollen.

Die Weisheit gleicht einem Mädchen, die nicht bei dem Klügsten, sondern oft bei dem Unbesonnenen, ihre Rechnung findet. Ihres Vaters oder ihres Vormunds Strenge wird in den Augen der Unpartheiischen Tyrannei, und dadurch entsteht sogar auf eine gewisse Zeit Verkennung des Guten in dieser Philosophie.

Im Grunde ist sie das Häuschen des Skepticismus, welches die witzigen und nicht witzigen Architekten mit lächerlichen Abzeichnungen beehrt, und die eifrigen Beförderer der Tugend und Wahrheit mit Koth beworfen

oder gar zu zerstören gesucht. Herr Kant hat es nur angestrichen; die Aner und Isten haben es mit neuen Thüren und Fenstern versehn und in das philosophische Kataster unter Zeichen und Nahmen, zum Muster aller philosophischen Häuser, bloß des Unterschiedes wegen eingetragen.

Lessing hätte Pantheismus und Theismus schwerlich so weit erhoben, hätte er auch seine ganze Lebenszeit ganz allein darauf verwendet. Er spann gern philosophische und theologische Gewebe, aber fast keines aus. Er wurde das Nichtige davon zu schnell inne, und hatte einen zu lebhaften und mannigfachen Geist, um für seine Arbeiten in einem hohen Grade eingenommen bleiben zu können.

So wie Herr Professor Kant mit seiner Hypothese seine Zeitgenossen in vielen Stükken aufgeklärt und noch aufklärt; so haben es auch Leibnitz, Spinoza, Bayle, Hume und Mendelssohn gethan. Lessing, der sich für kein System entscheidend bestimmte, sondern ein gewisses Uebereinkommen zwischen Pan-

theismus und Theismus gleichsam witterte, welches Moses Mendelssohn den geläuterten Pantheismus nennt, hat auch sein Theil zur Aufklärung der Welt gegeben. Alle metaphysischen Systeme, die noch kommen können, werden sich stets auf eine der drei Haupthypothesen gründen, und immer neue Aufschlüsse, wenn auch zuweilen mit Verschlüsse, machen. Gott bewahre nur ihre Erfinder und Anhänger, vor dem zwar bürgerlich ganz verzeihlichen, aber höchst unphilosophischen Wahne, das ihrige für das einzige apodiktische, evidente System zu halten, in welchem die Wahrheit nur allein zu finden sey! Der menschliche Geist hat Schranken: eine Erfahrung, die kein Mensch in Abrede seyn kann; doch wer sie bestimmen will, macht sichere und ehrliche Boten, die jedes Steinchen auf der Landstraße kennen, aber keine Jäger, die Berg und Thal, Wald und Feld mit allem was da lebt und webt, finden und entdecken. Man sey immer für seine geistigen Erfindungen eingenommen und suche sie zu nichts geringerem, als zum System der einzigen Weis-

heit zu erheben; man mache Jedem, der ein gleiches wagt, jeden Schritt schwer, nicht mit schriftstellerischen Ungezogenheiten oder mit frommen religiösen Consequenzen, sondern mit Scharfsinn, Festigkeit und Unerschrockenheit des Geistes. Einen Philosophie- oder Religions-Verein wünschen sich nur die Trägen, die, wie arbeiten, auch für sich denken lassen möchten. Höchstens wollen sie aus diesen Wissenschaften eine Trostbäckerei für ihre begangenen Thorheiten haben, die sie bisweilen zu Ehren und Würden erhoben, zuweilen auch davon gebracht.

Philosophische und theologische Streitigkeiten müssen nicht aufhören, sondern nur jedem Staatsbürger unnachtheilig werden. Wer ein Monopolium oder nur eine Mode, nicht mehr frei davon zu reden, unter welchem Vorwand es ist, bei der philosophischen oder bürgerlichen Macht bezweckt, macht seinen eignen Waaren schlechten Kredit, und entgeht dem Verdachte nicht, den Blödsinnigen damit betrügen zu wollen.

So dachte Lessing; und so denken vielleicht, obgleich mit großer Verschiedenheit, Alle, welche keine verkehrten Begriffe von Ruhe, Zufriedenheit und menschlicher Gewißheit haben und nicht in dem Wahne stehen, daß man arbeite, um einmal nicht mehr arbeiten zu dürfen, und denke, um einmal nicht mehr denken zu dürfen.

Theismus und Pantheismus sind darin einig, daß ein nothwendiges, für sich bestehendes Etwas seyn muß; nur die eigentliche Beschaffenheit davon ist nach jedem System anders: beide lassen sich denken, sind vernunftmäßig, dabei aber voller Unerklärbarkeiten.

Gott und Welt! Gott und Natur! Geist und Materie! Unbedingte, nothwendige und unendliche Kraft, und unbedingte nothwendige und unendliche Wirkung! Substanz und Accidenz oder Modifikation oder Attribut! Denkende Kraft und Ausdehnung! Ursache und Wirkung! Gott oder das einige Gesetz aller Substanzen, aller Kräfte oder unendlicher Eigenschaften: was ist aller dieser philosophischer Wortpomp anders, als Kin-

derprößchen, armselige Kenntnisse, womit der lallende Knabe den Anfang seines Bewußtseyns nach und nach zu äußern pflegt? Er will damit zu verstehen geben: ich und alles an, in und außer mir existirt oder scheint zu existiren, ist entweder von Ewigkeit her, von sich selbst nothwendig, ohne Anfang und Ende, ohne Vermehrung und Verminderung. Alles ist Eins oder die einzige Substanz.

Oder es kommt von einem Wesen, das diese nothwendige und unendliche Kraft hat, alles zu bewirken; und diese Kraft ist von seiner Wirkung verschieden, wobei wir freilich weniger denken oder uns die Vorstellung schwieriger machen.

Wir können und müssen hier in Bildern und Gleichnissen aus unserer armseligen Erfahrung reden. Da ist eins immer in gewisser Rücksicht besser, als das andere: und der Scharfsinnigste hat stets das beste, nicht an und für sich, sondern in Ansehung der Betrachter und Beobachter.

Freilich sollten Pantheist und Theist brüderlich zu einander sagen: wir beide wissen

es nicht, und wir werden noch ziemlich vieles lernen müssen, ehe wir uns darüber besser verständigen können. Doch darin sind wir einig, daß wir ein nothwendiges für sich bestehendes Wesen, als existirend, nicht bloß als möglich, denken und voraussetzen müssen; oder wir sind unser selbst nicht bewußt. Du denkst dir alles, Gott und Welt, Ursache und Wirkung, das vielleicht nur eine Idee in uns ist und das auf einander Folgende und neben einander Bestehende bedeutet, in Einem, in einer Substanz beisammen; ich mir jedes besonders. Ob nun mein Gedankengebäude oder das deinige der wirklichen Existenz entspricht, kann keiner dem andern apodiktisch erweisen. Aber eins von beiden muß in der Existenz seyn. Sollte es eine dritte Art zu existiren geben, so wäre sie ja gar nicht für uns begreiflich und für uns so gut als gar nicht. Wir wären nicht besser daran, als an einer Tafel, wo für höhere und niedere Wesen, nur für Menschen nicht, die herrlichsten Speisen an und für sich aufgetragen wären.

Kann man nicht bald Theist, bald Pantheist, ohne Widerspruch seyn? Und was schadet es denn der Güte von Lessings philosophischem Charakter, wenn er bald als speculirender Philosoph, die Grundsätze und Wege des Pantheismus verfolgte; bald als populairer Schriftsteller die Principien des Theismus annahm und darnach philosophirte und moralisirte? Ist der ein Heuchler, oder ein Zweiächsler, oder ein Ptolemäer, welcher mit dem gewöhnlichen Ausdrucke sagt: die Sonne geht auf, geht unter; ob er gleich vom Kopernikanischen System völlig überzeugt ist? Der Ptolemäer und der Kopernikaner sagen doch durch diesen Ausdruck gewöhnlich weiter nichts, als, wir Erdenbewohner empfinden unmittelbar die Strahlen der Sonne zu einer Zeit, und zur andern wieder nicht. Das rechte, wie es geschieht, will selten jemand ausgemacht wissen.

Spinoza, der die pantheistische Hypothese in ein völliges System brachte, worauf er seine ganze Lebenszeit verwendete, wollte damit weder eine Schule errichten, noch sich

sonst Ansehen und Anhänger machen; wollte nur ungestört an seinem Gewebe spinnen, ohne ein anderes zu zerstören oder herabzuwürdigen. Dieser stille vernünftige Weltbürger Spinoza, der ohne alle gelehrte und philosophische Ansprüche war, wurde ein allgemeiner Gegenstand des Hasses, der Verfolgung und des Abscheus, des gelehrten und ungelehrten, des angesehenen und unangesehenen Pöbels, hauptsächlich nach seinem Tode. Noch vor vierzig Jahren war kein Schulwinkel, in welchem man nicht Abscheu! Abscheu! schrie; kein schöner Geist, der ihn nicht für närrisch erklärte; und kein Theologe, der nicht bei Spinoza den Teufel dachte, der im Finstern die armen Seelen zu verschlingen sucht.

Ein Pantheist und ein Atheist waren so gar Baylen gleichbedeutende Wörter! Er nannte den Spinoza nur den systematischen Atheisten. Freilich sagte man schon bei jenes Leben, er habe den Spinoza nicht recht verstanden; welches er aber in seinem Dictionnaire recht sehr übel nimmt. Hier ist nicht der Ort, auszumachen, ob die, welche ihn dessen beschuldigen,

Spinozens System besser durchdrungen, und wer ihn eigentlich recht eingesehen habe. Der Verfasser des Artikels Spinoza in der Französischen Encyclopédie (Pariser Ausgabe des 5ten Theils in Neufchatel 1765) nennt ihn zwar keinen systematischen Atheisten, um Baylen nicht nachzuahmen; aber doch einen Atheisten, der zuerst den Atheismus in ein System gebracht, und von demselben un corps de doctrine lié et tissu sélon la méthode des géomètres verfertigt.

Die Folioweisheit mit damaliger Französischer Aufklärung und großem Welttone, ist nicht immer Nahrung des unbefangenen Denkers; und der Encyklopedist hat ganz Recht zu sagen: ceux qui censurent le plus dedaigneusement les pensées des autres, sont fort indulgens envers eux mêmes. Ein Motto für alle philosophische Systeme, und auch für diese Encyclopedie.

Obgleich aber die Beschuldigung der Atheisterei auf hundert Jahre lang den guten Namen des armen Spinoza beschmitzte, so ist doch das Ende davon, daß ihm desto mehr

Recht

Recht widerfährt, je weniger von der Mode-aufklärung zu erwarten war. Es besteht nicht in einem Monumente, zu dem ein gutmüthiger Laie das Geld von allen Enden der Welt, und aus den Taschen der Reichen und Armen, mit und ohne Anstand, barmherzig und unbarmherzig, zu praktiziren sucht, um uns ehrliche Deutschen der Dankbarkeit oder der Undankbarkeit zeihen zu können. Es ist die unbefangene Untersuchung seiner Schriften, die man aufs neue anzustellen für gut befunden; die ziemliche Geradheit, mit der man das Richtige und Unrichtige seines Systems angiebt, ohne Rücksicht auf diejenigen, welche Philosophie und Religion zu einem Beschönigungssystem uralter nahrhafter Thorheiten, freilich auch ohne Arges, machen möchten. Ich habe zwar keine Pausbacken, und beklage es auch nicht, um in die Posaune der Fama damit stoßen zu können; aber ich will nicht bergen, daß ich Herrn Professor Heydenreichs Natur und Gott nach Spinoza (Leipz. 1781. 1. Th.) und des Herrn Vicepräsidenten Herders Gott (Einige Gespräche, Gotha 1787.)

mit Vergnügen und Belehrung gelesen. So wenig das von mir sagen will, so gern sage ich es doch.

Jener schrieb es an einem Orte, wo weder Handelsjude noch Spinozistischer Philosoph sonst gelitten war. Der Geist der Weisheit und des Handels schreiet zwar nach Freiheit, aber duldet keine; denn die Freiheit, intolerant zu seyn, ist auch Freiheit: und diese ganze unbeschränkte Freiheit verzögert doch nicht die Vollendung seiner Schrift?

Dieser wird der Dunkelheit beschuldigt, zwar nur von Recensenten der allgemeinen deutschen Bibliothek. Ich wünschte es nicht gelesen zu haben; ich ward darüber Visionair, und sah den Glanz des aufgeklärten Theismus im Klugheitsröckchen der sanftmüthigen Intoleranz; ich fiel nicht vor Entzückung in eine Betäubung, sondern der ganze Stoß von Inkonsequenzen, viel größer, als wenn ich diese Bibliothek auf einen Haufen bringe, lag vor meinen Augen, und eine Stimme vom Himmel rief: „das ist Aufklärung! weg mit Herders Helldunkel!“

Ihm wäre es doch leicht gewesen, zwei große Folianten, den einen von den Sottisen der aufgeklärten Theisten, und den zweiten von den Sottisen der unaufgeklärten Theisten gegen den Pantheismus zu schreiben; und er thut es nicht: er redet nur von einer weisen Nothwendigkeit, vom höchsten Daseyn. Die alten Philosophen hatten ein Wort fatum, welches in blinde Nothwendigkeit zu übersetzen, eben keine himmlische Weisheit verräth. Herr Herder mag weder von Pantheisten noch Atheisten wissen; er thut gleichsam nur die Frage: ist meine Vorstellung von dem göttlichen Wesen auch eine würdige Vorstellung? Wird dadurch ein allerhöchstes nothwendiges Wesen geläugnet? Er will aufräumen, aber nicht ausräumen. Es ist ihm um Ausdruck dessen zu thun, was in eines Jeden Herz und Verstand geschrieben zu seyn scheint. Jedes seiner Worte sagt einen großen Gedanken; aber alle zusammen erschöpfen den Begriff nicht, am wenigsten Eins. Hier wird Scharfsinn immer Dunkelheit, wenn wir nicht die hohe Weisheit lehren: wir wis-

sen nichts von den Dingen an und für sich. Eine Entdeckung, auf die kein Menschenverstand stolz gewesen. Wer auf die Jagd gehet, weiß noch nicht das Wildbret, das er schießen wird; aber als guter Jäger weiß er, daß er gewiß etwas schießt.

Warum verdenkt man es Herrn Herder, daß er bei seinen philosophischen Reisen einmal im Gasthofe zum Pantheismus eingekehrt ist? Es ist ein stattliches Gebäude, und der Wirth behandelt seine Gäste nach Würden. Das neidische Hotel Theismus mag nun darüber glossiren, wie es will. Bloß, wenn es gegen ihn billig ist, wird der Gasthof das Hotel nicht um allen Zuspruch bringen.

Compromittire ich hier wider meine Absicht, so bin ich zur demüthigsten Abbitte bereit. Ich habe den Wein gerühmt, der mir wohl geschmeckt, ohne ihn aus Eifer dem Leser in den Hals gießen zu wollen.

Möchte man doch von nun an von der abscheulichen Anschuldigung der Atheisterei nie hören! Dem Menschen, dem Ebenbilde Gottes, dem Abdrucke Gottes, dem Gedanken

oder Theilchen Gottes, dem Geschöpfe Gottes, oder wie nur der menschliche Witz und Scharfsinn das Verhältniß oder die Abhängigkeit des Menschen von dem All aller Dinge bezeichnen kann, mit metaphysischen oder theologischen Brocken das Leben zu erschweren, ist barbarischer, als seinen überwundenen Feind gebraten auftischen.

Gelehrter, scharfsinniger Bayle, was dachtest du wohl, da du den armen Spinoza einen Atheisten nanntest?

Ist es derjenige, welcher nichts Nothwendiges, nichts für sich Bestehendes zugiebt; welcher kein Wesen, das die absolute Bedingung alles übrigen enthält, oder keine nothwendige Existenz und Ordnung aller Dinge anerkennt; ist der ein Atheist: so giebt es keinen, und kann keinen mit fünf gesunden Sinnen geben. Aderlaß, nicht Gründe, bedarf es bei ihm!

Soll aber ein Atheist auch derjenige seyn, welcher in dieses absolut nothwendige Etwas nicht die abstrakten Begriffe der menschlichen Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und Voll-

kommenheit in endlosem Maße hineinlegt; der nicht, wie Hans Sachse, sinnreichen Andenkens, diese nothwendige für sich und alle Menschen nie ganz zu ergründende Substanz mit Doctor Luthers oder eines neuern aufgeklärtern Theologen Katechismus in der Hand, examinirend und züchtigend sich denkt: so sind alle Philosophen, alle nach Wahrheit strebende Menschen, Atheisten. Denn sie alle protestiren feierlich gegen Anthropopathie und Anthropomorphismus.

Gott sich auch in der allergrößten Vollkommenheit personificirt denken, oder sein Wirken mit den menschlichen Handlungen und Gedanken messen, nur Anfang und Ende dabei ins Unendliche verlangen, ist Abgötterei; und wenn ich ja respektvoll reden muß, feine Abgötterei, so feine, als wenn der Liebhaber das Portrait seiner Schöne, in Ermangelung ihrer selbst, mit zu Bette nimmt. Einen sonst tauglichen Menschen ohne diese fromme Zärtlichkeit aus der tugendhaften Gesellschaft zu stoßen, charakterisirt unser philosophisches Jahrhundert so leibhaft, als die Intoleranz

mit Feuer und Schwert gegen die Aufklärung in der positiven Religion, nur die unaufgeklärten Zeiten bezeichnen kann.

Das Wort Atheist könnte also füglich aus der philosophischen und menschlichen Gesellschaft bleiben. Soll aber Lessing ja mit Spinoza dieses Abzeichen haben, wer kann wider den Strom schwimmen?

Als ich das erstemal in einer Gesellschaft von lauter Juden war, wollte ich das Wort Jude nicht gern brauchen. Ein Jude mit einem langen langen Barte bemerkte meine Verlegenheit, und sagte mir, meine Hand drückend: „Sagen Sie immer: Jude! Dieses Wort ist bei uns so ehrwürdig, als bei Ihnen das Wort Christ."

Wie kann man aber Theist und Pantheist zugleich seyn? Die Endung Ist bezeichnet, nach Herrn Hofrath Adlung, eine männliche Person von gewisser Beschaffenheit. Zum Exempel Blumist, ein Liebhaber der Blumen, Glockenist, der ein Glockenspiel spielt. Folglich auch Spinozist, der Spinozens Gedankenreihe über Gott und

Welt inne hat, und dieses System, oder vielmehr diese Hypothese, zur Aufklärung der Menschen so gut anwendet, als er kann. Verdrängt eine nicht kenntnißlose Billigung dieses Systems nothwendig eine andere des Theismus, Skepticismus, und was für Ismus noch möglich ist?

Kann man aber alles zugleich seyn? Von dem einen wie von dem andern behaupten, daß es die einzige wahre und richtige Vorstellung der Sache selbst sey; das übrige Irrthum und Unkunde, Wirkung des geringen Verstandes und verkehrten Willens? Nein, man kann nicht ein philosophischer Geck seyn, und niemanden ist es eingefallen, Lessingen so zu bezeichnen.

Aber von diesen beiden Hypothesen, wenn man die Gründe unpartheiisch zusammenstellt, vergleicht und untersucht, muß doch eine die wahrscheinlichere seyn? Allerdings, da es ein wahres und richtiges System für uns gewiß giebt. Nur daß wir, leider! bis jetzt es noch nicht kennen. Folglich mag es

mit dem mehr oder weniger Wahrscheinlichem jetzt noch so eine Sache seyn.

Lessing sagte nicht zu seinem Freunde: nun habe ich die reine einzige Wahrheit gefunden; nun weiß ich, wie weit die menschliche Vorstellungskraft geht, was sie vermag und nicht vermag, wie es mit der Wirklichkeit der Dinge an sich selbst ist; und auf keinem andern Wege kann man zur rechten Wahrheit kommen. Er sagte nur, bald scherzweise, bald ernstlich: der Spinozismus hat mir mehr Grund, als meine vorhergehende Meinung. Ob aber seine letztere oder seine erste der objektiven Wirklichkeit sich mehr nähere, darüber zu entscheiden dünkte er sich zu wenig Philosoph; und wer ihn dafür gehalten, würde ihm so angenehm gewesen seyn, als der ihm bei seiner Krankheit versicherte, daß er sehr gesund und wohl aussähe, ob er sich gleich ganz anders fühlte. Höchstens konnte er gegen seine Freunde behaupten: wenn es nur zwei Vorstellungsarten gäbe, daß eine die richtige seyn müsse; welche aber? konnte er so wenig sagen, als

sein Freund Moses Mendelssohn, der sich in das System einer außerweltlichen Gottheit und einer außergöttlichen Welt wider seinen Willen zu sehr vertieft hatte. Beides läßt sich weder a priori noch a posteriori beweisen; und doch scheinen beide metaphysische Denkarten sehr fruchtbar und die ältesten Meinungen zu seyn, so viele Unterabtheilungen man auch von jeder Gattung hat. Wenn wir beiden mit aller Strenge und fortdauerndem Eifer nachgrübeln, vielleicht ergrübeln wir etwas Sicheres. Etwas müssen wir doch haben, wonach wir unsere Ideen ordnen und reihen.

Man kann, leider! seine Gedanken einander unmöglich ohne Gleichnisse, sinnliche Bilder und ohne Sprache aus der Sinnenwelt mittheilen; oder man müßte gar nicht davon reden. Und daher wohl die meisten Schwierigkeiten, welche von diesen Hypothesen unzertrennlich bleiben.

Was der Theismus gegen den Spinozismus an Consequenz verliert, gewinnt er wie-

der an dem herrlichen trefflichen Bilde, das er veranlaßt. Gott, der Schöpfer und Regierer der Welt! Ein unendliches, allwissendes, allgütiges und allmächtiges Wesen, vor dem keiner meiner Gedanken, noch die geringste meiner Handlungen verborgen bleibt, der mich unendlich väterlich belehrt, und nur väterlich bestraft, oder eigentlich bessser, der keinen Wohlgefallen an meinem Verderben, wohl aber Wohlgefallen an meiner endlosen Vervollkommnung hat! Wenn ein solcher Gott nicht ist, so muß man ihn dichten, sagte schon Voltaire. Und klingt unsers großen Philosophen Hrn. Kants Nothwendigkeit eines a priori nicht zu erweisenden Gottes anders? Anders, aber nichts besser! Ob man dabei gehüpft und gepfiffen, oder mit dem Zeigefinger an der Nase tiefsinnig einhergegangen, thut zur Sache nichts. Es ist kein Tadel, daß er nicht weiter gekommen. Denn wer ist weiter gekommen? und kann man zuverlässig sagen, daß man weiter kommen werde, ehe man nicht schon weiter ist? Sondern es ist nur

Zuruf an jeden philosophischen Triumphator unserer Zeit: respice post te!

Moses Mendelssohn wollte allerdings durch seine Morgenstunden nichts mehr, als eine moralische Nothwendigkeit eines Gottes beweisen, und gleichsam die Jugend vor allen metaphysischen Zweifeln mit allen möglichen Künsten der Rhetorik und Dialektik bewahren. Gilt das ihnen Philosophie, desto besser! Wer getröstet seyn will, nimmt es nicht so genau; und wer mehr als leidige ungewisse Aussichten des Trostes verlangt, dem kann man zwar seinen Verstand schärfen, aber nicht befriedigen. Jener Küster sagte: Trost die Menge; aber Hülfe nicht! Der solide Mann sagt: Rath die Menge, aber Geld nicht; und der Philosoph: Systeme die Menge, aber kein ganz wahres!

Lessing blieb daher nicht weniger in allen seinen moralischen Schriften, und ich möchte sagen, in allem, was er für die Welt schrieb und that, bei der unwidersprechlich schönen Idee von Gott, so wie sein Freund Herr Ramler als Dichter bei der Griechischen und

Römischen Mythologie, obgleich Dichter aufstanden, welche die nordischen Mythen vorzogen. Tadeln kann man das letztere nicht; nur den Zweck bei seinen Zeitgenossen verfehlt man, ohne des Geschmacks der Nachkommen daran gewiß zu seyn.

Trockene Denker und Grübler, trug er aber Bedenken, mit einer auf dem Destillirkolben der Metaphysik abgezogenen Moral, als mit der einzigen richtigen, in Ernst abzuweisen, wenn er sich nicht damit selbst zu begnügen das Ansehen hatte. Gegen seinen Freund, Herrn Geheimenrath Jakobi, welcher den Geist des Spinozismus einsah und eben nicht nachzubeten pflegte, war er in Scherz und Ernst offenherzig, und war bald Stock-, bald geläuterter Pantheist. Ein Stäubchen, ein Gedanke, ein wirkliches Theilchen der nothwendig für sich bestehenden Substanz, oder des Alls zu bleiben streben, oder Gott ähnlich zu werden suchen; ist das nicht, als wenn ich sagte: ein edler Mann zu bleiben streben, oder ein edler Mann zu werden suchen? Beides setzt Noth-

wendigkeit moralischer Handlungen voraus; und wenn Moral oder Vernunftreligion gerettet ist, um derentwillen Moses Mendelssohn den Pantheismus mit dem Theismus verdrängen zu wollen schien, so hat es ja nichts zu sagen, ob der Christ einen Juden, und der Jude einen Christen zum Führer und Begleiter in seinem Grübeln nimmt. Leibnitz und Spinoza sind ein Paar ehrwürdige Männer, deren sich kein Philosoph zu schämen hat; obgleich der eine ein gutbesoldeter Hofmann, und der andere ein armer Glasschleifer war.

Von Lessings spinozistischen Grundsätzen findet sich unter seinen nachgelassenen Papieren nur das wenige, welches im Anhange Nro. IV. beigebracht ist. Es kann wohl seyn, daß vieles davon verloren gegangen. Allein so sehr Lessing den Spinoza studierte, und am Ende sich seinen Meinungen um so mehr näherte, als Mendelssohn sich davon entfernte: so kann man doch nicht behaupten, daß er Spinozens System unbedingt angenommen. Nichts sieht ihm unähnlicher.

In seiner Jugend, wo Anhänglichkeit und zu großes Vertrauen auf gewisse Lehrsätze nicht allein zu entschuldigen, sondern gar zu loben seyn könnte, that er nichts lieber, als die Rückseiten der geltendsten Lehrsätze hervorziehen und betrachten. Er sollte als freier Denker in seinen letzten Jahren anders gehandelt haben? Er nahm sich vielleicht dieses Systems nur eifriger an, weil die Aufklärer solchem eben ein statthaftes Leichenbegängniß, unter Begleitung der Staatswagen der Toleranz und Menschenliebe, zu halten und Spinozens Büste dann in Westminsterhall zu London aufzustellen vorhatten. Welch ein glänzendes Opfer der Aufklärung! Und der streitsüchtige Lessing wollte nur es besser studiert wissen, ohne es eben nach Verdiensten feierlich zu begraben.

Er studierte den Leibnitz eben so wohl als den Spinoza, und weit fleißiger, wenn nach den Auszügen und Papieren zu urtheilen ist, die sich in seiner Verlassenschaft vorgefunden: wie denn sein ganzer Geist und seine

ganze Beschäftigungsweise mit der Leibnitzischen schon mehr Aehnliches hat.

Jaucourt sagt von Leibnitz, daß er von Jugend an keine herrschende Neigung für eine Art von Wissenschaften mehr, als für eine andere gezeigt, und sich vielen mannigfachen Wissenschaften mit einerlei Leidenschaft gewidmet; und Fontenelle: daß er, wie die Alten, welche acht Pferde neben einander spannten und zu führen wußten, eben so viel Wissenschaften zusammen und gemeinschaftlich getrieben. Dies kann man auch von Lessing sagen. Beide wollten das Vorzüglichste ihrer Zeit nicht bloß wissen, sondern studieren, erweitern und läutern. Leibnitz war mehr Hofmann und richtete sich nach dem allgemein Geltenden unter den Großen; Lessing, der kein solches Glück hatte, lebte mehr nach seiner Laune und unbemerkt. Doch je mehr er in die Welt kam und den Großen sich zu nähern Gelegenheit hatte, desto ähnlicher schien er Leibnitzen zu werden.

Zu des letztern Zeiten standen die Mathematik und das rohe oder orthodoxe Christenthum

stenthum in ungekränktem Ansehen: zu Lessings Zeiten die schönen Künste und Wissenschaften, und die Vernunftmoral, wozu die Aufklärer die Religionen machen wollen. Philosophen und Theologen waren sie beide, und zu ihrem Glücke das letztere nur theoretisch.

Leibnitzens Philosophie konnte allen Religionsmeinungen angepaßt werden, oder war vielmehr die respektvolle Küsterinn des Christenthums. Es gab keine theologische Ungereimtheit, welche er nicht mit seinem Scharfsinn meisterlich, und ich möchte fast sagen, marktschreierisch, bediente. Die ihn mit dem Russischen Kaiser Peter dem Ersten vertraulich sprechen gehört, behaupten zwar, daß er in seinem Herzen ganz anders gedacht. Es sey wahr oder nicht wahr, so bleibt es doch immer eine Satire auf seinen Verstand oder sein Herz.

Lessing wollte Religion und Philosophie für sich bestehn und jede dieser Wissenschaften ihren Gang besonders gehen lassen. Keine sollte sich auf Kosten der andern verstärken oder schwächen. Ob sie gleich, genau genom-

men, nur Einen Stamm ausmachen, so sah er sie doch für zwei Pfropfreiser an, die ganz verschiedene Früchte tragen sollen. Er wollte weder frommen Prinzessinnen hofieren, noch freigeisterischen Fürsten sich empfehlen. Leibnitzens Scharfsichtigkeit verliert dadurch nichts; noch wird Lessings Gefälligkeit dadurch zur Ungeschliffenheit. Wo Leibnitz lebte, war die Lateinische, Französische und Deutsche Sprache gäng und gebe; die Lateinische in der gelehrten, die Französische in der galanten Welt, die Deutsche bei denen, welche weder zur einen, noch zur andern gehören wollten.

Wer drei Sprachen schreibt, schreibt keine besonders, wenn gleich verständlich; und dies war der Fall mit Leibnitzen. Sein Deutsch ist abscheulich, sein Latein so so, und sein Französisch „für einen Deutschen gut!“ habe ich Viele urtheilen hören.

Lessing, ob er gleich Lateinisch, Griechisch, Spanisch, Französisch, Italiänisch, Englisch und Holländisch verstand, einige Sprachen davon auch etwas radebrechte, schrieb doch nur in seiner Muttersprache, und wird immer einer

von den Männern bleiben, der sie dem Gelehrten und dem Weltmanne angenehm gemacht; nur müssen sie davon etwas mehr als gewöhnlich wissen.

Man hat weder von Leibnitzen, noch von Lessingen ein völlig ausgearbeitetes System der Metaphysik oder der Theologie. Beide wurden nach dem hannöverischen Dialekt für Lövenix (Glaubenichts) gehalten. Man schmunzelte zuweilen über ihre Gelehrsamkeit, die ihnen in jener Welt nicht viel hülfe, und in dieser selten weiter brächte, als ein goldenes Handwerk. Vox populi ist zwar nie vox Dei, aber zuweilen vox veritatis. Doch hat man nicht gehört, daß das Volk sie gehaßt hätte; denn sie verachteten die christlichen Glaubensübungen und Ceremonien nicht, ob sie gleich ihnen selten beiwohnten: noch weniger entsagten sie ihnen gänzlich oder öffentlich, sondern wendeten gar oft ihren Scharfsinn auf die Vernünftigung religiöser Satzungen an *).

*) Leibnitz ging freilich darin weiter, als Lessing; denn des erstern lebendes Publikum war vorneh-

Leibnitz stellte sie nie in ein verächtliches oder lächerliches Licht, sondern ließ den ehrwürdigen Schleier über der Sache selbst, den Lessing in dem Streite mit Göze schon ein wenig

mer und gelehrter, des letzteren aber verständiger, und sonderte schon Grillen von Wahrheiten eines großen Mannes. Könnte wohl jetzt ein Gelehrter so schreiben, wie Leibnitz an seinen Herzog? (Böhmers Magazin 1ter Band, 1tes Stück, S. 142. und folgende) „In theologia revelata, sagt Leibnitz, übernehme ich mich zu demonstriren, nicht „zwar veritatem, denn die fleußt a revelatione, „sondern possibilitatem mysteriorum, contra insul„tus infidelium et Atheorum, dadurch sie von al„len contradictionibus vindicirt werden, nehmlich „possibilitatem Trinitatis, Incarnationis, Eucharistiae. „Und in specie de Eucharistiae valitate contra signi„ficatores zu gedenken, so hat nun Monsieur Ar„naud ex perpetua veterum traditione realitatem ge„gen Mr. Claude zur Genüge erwiesen; aber es „wird alles vergebens seyn, dafern nicht die ei„nige clava impossibilitatis et contradictionis ex ma„nibus horum Herculum extorquirt wird. Denn „sie bleiben dabei, es sey eine unmügliche sich „selbst contradicirende, alle Vernunft derigirende „Sache, die nothwendig figurate müßte verstan„den werden, sowohl, als: Herodes est vulpes, „agnus est pascha. Und wenn tausend loca patrum „und scripturae angeführt würden, so ist doch

zu sehr zurückschob. Daher waren die Theologen nicht so sehr gegen sie aufgebracht, als gegen Voltairen und seines Gleichen. Der gewöhnliche Mensch, oder das Volk, worun-

„diese Replique unbenommen. Und darin werden „sie confirmirt per philosophiam hodiernam, a Ga„lilaeo, Bacone, Gassendo, Cartesio, Hobbesio etc. „emendatam. Denn solche philosophia cum uni„versali applausu bey allen curiosis angenommen „wird, weil sie alles Körperliche per magnitudi„nem, figuram et motum mechanice ohne fictitiis „entibus erkläret. Allein so sehr die Philosophie „von Politicis geliebt, so sehr wird sie von eifri„gen Theologis catholicis gefürchtet, dieweil auf „einmal alle die wunderlichen notiones tenebrosae „fallen, damit die Scholastici Eucharistiam stützen „wollen. Und ists Cartesio, Magnano, Digbaeo, „und Thomae Anglo, Borello, Bonarti und etli„chen andern gar übel gangen, die Eucharistiae „mysteria cum Philosophia emendata conciliiren „wollen. Daher Arnoldus, ob er wohl Philoso„phiae emendatae scientissimus ist, sich doch nicht „daran wagen dürfen, wie oft ihm gleich Claude „impossibilitatem und contradictionem objecirt.

„Ich aber bin endlich durch tiefe Untersuchun„gen dahin gekommen, daß ich possibilitatem Eu„charistiae, wie sie im Concilio Tridentino erklärt „worden, salva Philosophia emendata, welches vie-

ter ich jeden vernünftigen Mann mitzähle, der nicht Aufklärer oder Schriftsteller ex professo seyn will, ist viel zu gutmüthig und duldsam, als daß er nicht Jeden nach seiner Phantasie reden, schreiben und thun lassen

„len unglaublich vorkommen wird, zu demonstri-„ren mir getraue. Ich will weisen, vi principio-„rum Philosophiae emendatae necesse esse, ut detur „in omni corpore principium ultimum incorporeum, „substantiale, a mole distinctum, et hoc illud esse, „quod veteres, quod Scholastici substantiam dixe-„runt, etsi nequiverint se distincte explicare, mul-„to minus sententiam suam demonstrare.

„Ich will ferner weisen, daß dieses principium „zugleich an mehr Orten, ja unter weit entlege-„nen unterschiedenen Speciebus zugleich seyn kön-„nen. Dadurch nicht allein der praesentiae realis, „transsubstantiationis selbst, davon zu reden auch „Arnoldus sich scheut, Müglichkeit klar gemacht „wird. An welchen Dingen allen gewissenhaften „Menschen, sonderlich hohen Potentaten, denen „vieler Menschen Wohlfahrt zu verantworten, „höchlich gelegen."

Ich kann es nicht läugnen, daß mir hierbei die Taschenspieler und Marktschreier eingefallen sind. Man sieht daraus, was für Rollen auch ein Leibnitz spielen müssen, um bei den Großen beliebt zu werden. Oder hat er seinem Herzog bloß hofieren oder ihn narriren wollen?

sollte, wodurch Keinem an Eigenthum und Behaglichkeit abgeht. Wenn aber die Seelenhirten ihr Ansehn und ihre nicht geringen Talente zur hinreißendsten Vorspiegelung brauchen, daß Hunger und Durst, Pestilenz und Feuer, wo nicht schon noch in diesem Leben, doch gewiß in jenem, über diejenigen kommen müsse, welche dem Unfug eines philosophischen Grillenfängers, den sie freilich zugleich zum größten Bösewicht und zum öffentlichen Störer der häuslichen und politischen Ruhe machen, länger in Geduld zusähen: ja, dann ist es etwas anders; dann giebt es sehr Wenige, die sich auf die Kantische Verdeutlichung des Unterschiedes zwischen Idee und Objekt besönnen, sondern alle nehmen eins für das andere, und das endigt sich nothwendig mit einer Art von geläuterter Guillotinirung.

Leibnitz und auch Moses Mendelssohn verstanden sich also sehr wohl auf das allmähliche Verbessern der Menschen, und machten die Philosophie zu einer artigen Hofdame, in deren Munde auch das Unphilosophische recht

philosophisch klingt: Lessing schon weniger, Spinoza am allerwenigsten. Von Voltairen kann hier nicht die Rede seyn, weil dieser fast allein die Lächerlichkeiten der allein seligmachenden und der übrigen nicht weniger seligmachenden Kirchen nicht bloß ohne Schonung aufdeckte, sondern alles, was sie Gutes hatten und bewirkten, verachtete, und zu Absurditäten und Lächerlichkeiten witzelte. Von Bahrdten und seines Gleichen gleichfalls nicht, die sogar auf Kosten ihres eigenen Wohls und Ansehens nur Lachen erregen, und, damit sie vom Volke nicht der Steinigung würdig erklärt werden, zugleich Volksbibeln und Volkslieder schreiben.

Hume, und die in seine Fußstapfen treten, scheinen die einzigen zu seyn, die keine Rücksicht nehmen, was dabei aus der moralischen Welt werden würde; sie scheinen fast zu glauben, (und das ist wohl ihr einziger Glaube) daß aus der Strenge der Wahrheit auch für die Moral nichts Nachtheiliges folgen kann. Herrn Kants System, der seines Lehrers Skepticismus zu einem Dogmatismus ge-

formt, troß seinem natürlichen Widerwillen gegen alles übrige Dogmatisiren, ist noch zu wenig außer der Schulwelt durchdacht worden. Ein Aenesidemus möchte den Werth davon wohl am besten bestimmen.

Unter allen diesen großen Männern, den eigentlichen Schöpfern unserer Aufklärung, tritt Spinoza mit einer Eigenheit auf, die mit seinem übrigen sanftmüthigen und nachsichtigen Charakter mir nicht recht zu stimmen scheint, wofern es wahr ist, was der undeutsche Brucker in seinen zusammengerafften Fragen (7ter Theil, Ulm 1736. S. 820.) dem Basnage nacherzählt. Die Juden sollen ihm eine jährliche Pension von tausend Livres angeboten haben, wenn er bei ihnen bleiben und sich nur äußerlich in den Ceremonien und dem Gottesdienste nach ihrer Weise halten wolle. Allein, mit den eigenen Worten des Herrn Bruckers nachzuschwatzen: „Spinoza war „nicht nur dergleichen Verstellung feind, son„dern fand auch so viel Unanständiges und „seinem ingenio geometrico zuwideres in

„dem Judenthume, daß er sich nicht dazu „entschließen konnte.“

Der duldsame und alles Aufsehen meidende Spinoza, der so freundschaftlich seine christlichen Hausleute zum Kirchengehn ermahnte, ja wohl gar mit ihnen die Predigten wiederholte, der sollte so mürrisch gegen eine ganze Nation gewesen seyn, in der er erzogen worden? Nein wahrhaftig, wenn seine Apologie, worin er sein Scheiden aus dem Judenthume rechtfertiget, gedruckt wäre, wir würden darin finden, daß er nicht eher ausschied, als nachdem ein Jude heimtückischer Weise gegen ihn in der Schule den Dolch gezogen, und man diesen Unsinnigen nicht darauf einsperren wollte.

Diese großen Philosophen, und auch Lessing, konnten daher nie die Absicht haben, die geltende positive Religion ihres Vaterlandes zu zerstören, sondern strebten vielmehr, ihre Nützlichkeit zu verbreiten und zu befördern. Welcher Vernünftige wird dem Lahmen eine Maschine rauben, weil er ein frisches gesundes Bein doch nie bekommen kann?

Und es ist nicht sowohl Störung der öffentlichen Ruhe (denn diese hängt von ganz andern Dingen ab), sondern Ungezogenheit, gegen einen andern, als den Arzt, davon zu reden, und in einer andern Absicht, als die Maschine zu verbessern.

Alle die Aufsätze und Auszüge aus dem Leibnitz, welche man zur Philosophie und Theologie rechnen kann, habe ich unter Nr. V. beigebracht.

Locke, vom menschlichen Verstande, war nicht weniger Lessings Studium, und er wollte sogar eine Schrift unter dem Titel: Neue Versuche vom menschlichen Verstande, herausgeben, wie man aus dem Anfang eines Vorberichts ersieht, der so lautet:

„Da der Versuch vom menschlichen „Verstande, den wir einem berühmten „Engländer zu danken haben, eins der „schönsten und schätzbarsten Werke dieser „Zeit ist, so habe ich mich entschlossen, An„merkungen darüber zu machen, indem ich „über eben denselben Gegenstand und über

„die meisten darin berührten Dinge seit
„langer Zeit sehr viel nachgedacht habe,
„und glaube, daß dieses eine gute Gelegen=
„heit seyn könnte, etwas davon, unter dem
„Titel: Neue Versuche vom mensch=
„lichen Verstande, bekannt zu machen,
„und meinen Gedanken in so guter Gesell=
„schaft eine desto geneigtere Aufnahme zu
„verschaffen. Auch habe ich geglaubt, daß
„ich mich der Arbeit eines Andern gar wohl
„bedienen könne, nicht allein um mir die
„Mühe zu erleichtern, sondern auch um
„demjenigen, was er uns gegeben hat, et=
„was beizufügen, welches weit leichter ist,
„als von frischem anzufangen und auf ei=
„gene Kosten alles umzuarbeiten. Wahr
„ist es, ich bin nicht selten einer andern Mei=
„nung, als er. Aber weit gefehlt, daß
„ich seinen Verdiensten darum das Gering=
„ste entziehen sollte: ich setze sie vielmehr
„dadurch in ihr völliges Licht." —

In den letzten Jahren seines Lebens war auch eine seiner Lieblingsideen die Seelenwanderung. Vermuthlich sollte das Bruchstück

von der Möglichkeit mehrerer Sinne Nro. VI. gleichsam Vorbereitung und Einleitung zu seiner Abhandlung von der Seelenpräexistenz und Metempsychose seyn. Denn auf der letzten Seite dieses seines handschriftlichen Bruchstückes steht Folgendes:

„Dieses mein System ist gewiß das älteste aller philosophischen Systeme. Denn „es ist eigentlich nichts als das System von „der Seelenpräexistenz und Metempsychose, „welches nicht allein schon Pythagoras und „Plato, sondern auch vor ihnen Aegyptier „und Chaldäer und Perser, kurz alle Weisen des Orients, gedacht haben.

„Und schon dieses muß ein gutes Vorurtheil dafür wirken. Die erste und älteste Meinung ist in spekulativen Dingen „immer die wahrscheinlichste, weil der gesunde Menschenverstand sofort darauf „verfiel.

„Es ward nur dieses älteste, und wie „ich glaube, einzig wahrscheinliche System „durch zwei Dinge verstellt. Einmal — "

Was dieses für zwei Dinge gewesen, davon ist unter allen seinen Papieren nichts zu finden. Aus seinen mündlichen Unterredungen erinnere ich mich nur so viel. Die menschliche Seele, glaubte er, wäre schon in viele Körper gewandert und immer aus dem letztern vollkommener gekommen, als aus dem vorhergehenden; es könnte seyn, daß sie auch Anfangs gar in thierischen Körpern gewesen und durch Verlassung endlich in menschliche übergegangen, aus denen sie noch in weit edlere Wesen wandern würde, wenn sie nicht vorsetzlich dieser Veredlung entgegen arbeitete *).

Wer diese Meinung für eine ganz eigene Sonderbarkeit in Lessings Denkart erklärt, gegen den habe ich nichts. Jeder Mensch hat Eigenes, und dieses Eigne unterscheidet ihn von andern. Will man aber damit hochgelahrt zu verstehen geben, er habe wider seine

*) Das Neueste, was ich darüber kenne, ist: Helim, oder über die Seelenwanderung, von Karl Grosse. Zittau und Leipzig 1789. Aber vor lauter Zucker kann ich nicht schmecken, ob ich starken Thee oder schwachen Kaffee genieße.

Ueberzeugung so etwas nur auf das Tapet gebracht, um von Andern angegriffen, oder wegen seines Scharfsinns, womit er diese Meinung stützte, bewundert oder wohl gar berühmt zu werden: so wird das Manchem wieder sehr wahrscheinlich seyn, ob ich gleich gestehen muß, daß es, nach meinem Sinne, ihn eben nicht sehr erheben kann.

Lessing machte es wie der Arme, der in dem Kehricht des Reichen sucht und sich freuet, wenn er darin zuweilen Sachen findet, die der Letztere aus Unwissenheit oder Nachlässigkeit verworfen. Er geht nach Hause, säubert sie und stutzt sie so gut auf, als es ihre Beschaffenheit verstattet, und freuet sich, zu seinem reichen Nachbar zu sagen: da habe ich auch etwas, was so gut ist, wie eine deiner Herrlichkeiten. Du hast es zwar auf die Straße geworfen; aber sieh nur, ob es dich nicht gereuet! Der Reiche lacht über ihn, und er über den Reichen; und es steht dahin, wer mehr Mitlacher hat.

Von den Meistern und Herren, von den Kennern und Beurtheilern dieser hohen Na-

ritäten des Alterthums und der neuern Zeiten sollte zwar die Entscheidung abhängen; sie sind aber auch Menschen, welche mehr nach Mode als wahrscheinlichen Gründen den Ausspruch thun. Sie nehmen uns Alltagsmenschen die Gefangennehmung unsrer kleinen Vernunft nicht so übel, als die nichtinconsequenten Forderungen, welche zuweilen die Gottesmänner an sie ergehen lassen. Zur Lust nur ein Pröbchen!

Die weltberühmte Encyclopedie, (mis en ordre et publié par Mr. Diderot et Mr. d'Alembert, à Paris 1751. Tom. X. p. 444.) die gewiß kein geschmackvoller Bibliothekar seinem gnädigen Herrn in seine Handbibliothek zu setzen vergessen wird, schließt den Artikel Metempsychose: mais on a beau vouloir adoucir un dogme monstrueux au fond, tout ce qu'on gagne par cettes sortes d'adoucissemens, c'est de le rendre plus monstrueux. Und damit entläßt der Encyklopädist den lehrbegierigen Leser, der mit deutlichen Worten hört, daß die Seelenwan-

derung

derung im Grunde ein ungeheurer Lehrsatz ist. Un dogme monstrueux au fond, wollte ich sagen!

In dem deutschen Gelehrten-Kehricht (um mich bei den Herren guten Tons in Gunst zu setzen), in dem Zeilerschen großen vollständigen Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste (36. Band) wird der Artikel Seelenwanderung doch so geschlossen:

„Betrachtet man die Sache nach der „Vernunft, so sieht man die Seelenwan„derung für eine leere Einbildung an. So „viel erkennet man wohl, daß sie nichts „Unmögliches sey, und also nichts Wi„dersprechendes in sich halte, man mag die „Sache auf Seiten der Seelen oder auf „Seiten Gottes ansehen. Denn da die „Seele ein Geist ist, so kann sie sich auch „wohl mit andern Körpern vereinigen, „und da Gott einmal selbige mit einem „Leibe verknüpft, so kann er dieses noch „mehrmal thun. Allein eine Möglich-

„lichkeit ist noch keine Wirklich-
„keit, und wenn man gleich den-
„ken kann, es sey möglich, daß die
„Seele von einem Körper zum an-
„dern wandere, so folgt dieses
„doch nicht daraus, daß dieses
„auch wirklich geschehe. Und weil
„diejenigen, die dergleichen ver-
„theidigen, nicht den geringsten
„Grund ihrer Meinung angeben
„können, indem sie solche weder
„aus der Natur der Seelen, noch
„aus gewissen Wirkungen durch
„die Erfahrung leiten können, so
„hält man sie billig für eine leere
„Einbildung *). Sie ist auf das ge-
„naueste mit der Meinung von der Prä-

*) Nur Schade oder gut, daß man damit die Unsterblichkeit der Seele und die ganze Leibnitzische Metaphysik abweisen könnte. Und doch muß der Mensch gute Romane lesen, wenn er keine gute Geschichte hat. Durch die Wirklichkeit kann der Mensch selten in seinen Betrachtungen beruhiget werden; aber oft durch Möglichkeit oder Einbildung! und diese der Wirklichkeit so nahe bringen

„existenz der Seelen verknüpft; und wie
„man wider dieselbe einwenden kann, es
„erinnere sich gleichwohl die Seele niemals
„ihres Zustandes, also läßt sich auch dieses
„wider die Wanderung einwenden. So
„viel erkennet man daraus, daß die Hei-
„den durch solche Metempsychosie zu ver-
„stehen gegeben, wie die Seele nach dem
„Tode noch übrig bleibe; wenn man aber
„darauf ihre Unsterblichkeit gründet, so
„ist dieses ein irriges Concept von der-
„selben."

Welchen Artikel, den Französischen oder den Deutschen, wollte man wohl lieber gemacht haben?

Nimmt man alles zusammen, was Lessing bei seinem Leben über Theologie und Philosophie schrieb, und man nach seinem

als möglich, wäre keine üble Beschäftigung der Philosophen, dächte ich; unbeschadet dessen, was Andere darüber anders dächten.

Tode aus seinen Papieren zusammengelesen und in diesem Anhange noch beigebracht: so muß man bei aller uns angeborner Partheilichkeit, die durch kaltes Blut und großen Scharfsinn stark gemindert, aber nie ganz unterdrückt wird, gestehn, daß er oft aus Quellen schöpfte, deren Untiefe dem Wahrheitsgefühle mehr auffällt, als erklärbar ist. Läugnen kann man aber nicht, daß er mehr ein kritischer als ein systematischer Philosoph und Theologe war, daß er mehr erfand, als ausführte, mehr die schwachen und gefährlichen Stellen entdeckte, als die sichern vertheidigte und behauptete. Seine Mannigfaltigkeit machte ihn mehr zum philosophischen Partheigänger, als zum General der skeptischen oder dogmatischen Philosophie. Er wollte mehr den Unterdrückten zu Hülfe kommen, als mit den Siegenden den Triumph halten. Er wollte keine Autorität für sich, aber eben so wenig sie auch einem andern lassen. Er würde bei weniger Einsicht den Ostracismus in der gelehrten Welt einzuführen nicht unterlassen haben.

Wer unter der Maske der Freiheit und Unpartheilichkeit das Ruder ein wenig nach Willkühr lenkte (und wer thäte das nicht?), gegen den rüstete er sich bald; und da war er dann mehr sinnreich und gewandt, als unwiderstehlich und hinreißend. Der freie Untersuchungsgeist machte ihn in den Augen des Schwachen streitsüchtig, und bei den Weitersehenden niederreißend: ihn, der im Grunde gegen das Niederreißen war, und jede elende und einfallende Hütte zu gründen und zu stützen suchte, wenn man sie für kein Muster der menschlichen Baukunst den Marktschreiern überließ. Er spottete gern; aber er wollte auch den Einfältigen nicht bei der Nase herumgeführt wissen: Niemanden Reichthum einreden, aber auch Keinen zum Bettler herabwürdigen. Bei ihm brauchte es weder Zeugniß noch Empfehlung, um den guten Kopf gelten zu lassen, was er verdiente; und der Verkannte erhielt Achtung über sein Verdienst. Er war ein Plebejaner, und suchte den Werth der echten

Patricier zu erhalten, nicht durch tanzmäßige Kratzfüße, sondern durch Abwehrung der lästigen Aufklärer und Verfinsterer, welche auf dem gelehrten Theater große Rollen spielen, und sich Beklatscher durch Freibillette oder kriechende Bettelei in der größten Stille aufsuchen und den zufälligen Beifall für verdienten ansehn.

Um seinen philosophischen Charakter ganz zu haben, darf man einige Aeußerungen nur von ihm selbst beherzigen, vornehmlich was er in seiner Ankündigung des Berengarius S. 17 und 18 sagt:

„Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, „Glück und Leben der Wahrheit aufzu„opfern: wenigstens sind Muth und Ent„schlossenheit, welche dazu gehören, keine „Gaben, die wir uns selbst geben kön„nen. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, „wenn man Wahrheit lehren will, sie „ganz oder gar nicht zu lehren; sie

„klar und rund, ohne Räthsel, ohne Zu-
„rückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre
„Kraft und Nützlichkeit *) zu lehren: und
„die Gaben, welche dazu erfordert wer-
„den, stehn in unsrer Gewalt. Wer die
„nicht erwerben, oder wenn er sie erwor-
„ben, nicht brauchen will, der macht sich
„um den menschlichen Verstand nur schlecht
„verdient, wenn er grobe Irrthümer uns
„benimmt, die volle Wahrheit aber vor-
„enthält, und mit einem Mitteldinge von
„Wahrheit und Lüge uns befriedigen will.
„Denn je gröber der Irrthum, desto kür-
„zer und gerader der Weg zur Wahr-
„heit: dahingegen der verfeinerte Irr-
„thum uns auf ewig von der Wahrheit

*) Das möchte doch nicht so ganz allgemein behaup-
tet werden können. Zu vieles und zu großes
Vertrauen auf seine Kräfte und die Nützlichkeit
seiner Beschäftigung ist eben so nachtheilig, als
das Gegentheil. Hier Vertrauen und Mißtrauen
mit Durchsetzung zu verbinden, mußte wohl des
praktischen Philosophen größtes Erbtheil seyn.

„entfernt halten kann, je schwerer es uns „einleuchtet, daß es Irrthum ist. — Der „Mann, der bei drohender Gefahr der „Wahrheit untreu wird, kann die Wahr„heit doch sehr lieben, und die Wahrheit „vergiebt ihm seine Untreue um seiner „Liebe willen.“

Anzeige
seiner
philosophischen und theologischen Bruchstücke.

„entfernt halten kann, so schmerzt es mir „empfindet, daß es verbannt ist. — Der „Mann, der das brennende Gefühl der „Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch sehr lieben, und die Wahrheit „vergibt ihm seine Untreue um seiner „Liebe willen."

Anzeige der Aufsätze und Skizzen philosophischen und theologischen Inhalts aus Lessings nachgelassenen Papieren.

1. Glückwünschungsrede bei dem Eintritt des 1743sten Jahres, von der Gleichheit eines Jahres mit dem andern.

Er war 14 Jahr, da er dieses schrieb, und als einen Beweis seines frühzeitigen Denkens und Beobachtens wird der Druck desselben gewiß Entschuldigung finden. Das Kindische und Schulmäßige darin weglassen oder abändern, hieße ihm die Authenticität nehmen.

2. Ueber die Elpistiker.

1) Entwurf zur Abhandlung.

2) Der Anfang der Abhandlung selbst.

Man sehe, was schon in den Lessingschen Kollektaneen 1 B. S. 221 bis 224. davon angeführt wird; und doch ist der ganze Stoff dazu nichts als folgendes Gleichniß bei dem Plutarch, Quaest. Convival.

Lib. IV. quaest. 4. p. 656. edit. Reiskii. ὥσπερ ἂν οἱ προσαγορευθέντες ἐλπιστικοὶ φιλόσοφοι συνεκτικώτατον εἶναι τοῦ βίου τὸ ἐλπίζειν ἀποφαίνονται; und nirgends weiter wird auch der Elpistiker gedacht.

Die Veranlassung dazu war des verstorbenen Breslauischen Rektors Leuschner Abhandlung de Secta Elpisticorum Variorum opuscula. Lips. 1755. in 4to, welche Lessing in der Berlinischen Vossischen Zeitung kritisirt hatte. Wahrscheinlich setzte er diesen Entwurf hernach zu Breslau auf; denn Doktor Heumann, welchen er darin noch einen würdigen Veteran unter unsern jetztlebenden Gelehrten nennt, starb 1764.

Die Leuschnerische Abhandlung, worin die Meinungen des Heumann, Brucker, und Jöcher über diesen Gegenstand beurtheilt werden, ist ganz und mit weißem Papier durchschossen, und mit vielen Anmerkungen von Lessingen begleitet, welche er alle zu seiner Abhandlung nutzen wollte.

Da Lessing unter den Elpistikern nichts anders, als die Pseudomanten verstand,

und Lucians Alexander, wie Herr Wieland sagt, ein Virtuos in theurgischen Betrügereien war', so hat sogar Lessing zu diesem Behuf dieses Stück, nebst noch vielen andern sich dahin beziehenden Stellen aus dem Lucian, zu übersetzen angefangen.

3. Ueber eine zeitige Aufgabe, welche in dem deutschen Merkur stand, und so hieß:

Wird durch die Bemühung kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses als Gutes gestiftet? Und in welchen Schranken müssen sich die Antiplatoniker halten, um nützlich zu seyn?

4. Spinozisterei. Es sind zwei kleine unvollendete Aufsätze, die von Lessings spinozistischer Denkungsart zeugen könnten. Sie sind an Moses Mendelssohn gerichtet. Aus beiden würde aber noch nicht folgen, daß Lessing Spinozens System ganz angenommen, noch weniger daß Moses Mendelssohn es gewußt habe, welchem es gar nicht

auffiel, daß Lessing sich des Pantheismus gegen den Theismus annahm. Niemand könnte sich auch einfallen lassen, daraus ihn zum Spinozisten zu machen.

Der eine Aufsatz ist ein Anfang von seiner Betrachtung über die Wirklichkeit der Dinge außer Gott. Er würde sehr bündig seyn, wenn nur nicht vorausgesetzt wäre, daß Gott gerade Vorstellungen, und solche, wie die Menschen, haben müsse. Von dem Göttlichen kann man freilich nur nach menschlicher Weise reden; aber muß man denn aus diesem menschlichen unvollkommenen Bilde Schlüsse machen?

Der zweite ist gleichfalls an Moses Mendelssohn gerichtet. Als dieser seine Schriften 1771 von neuem herausgab, wollte Lessing ihm nicht allein sein Urtheil darüber schreiben, sondern ihm auch die Gegenmeinungen in aller Stärke angeben, damit sie Moses Mendelssohn eben so männiglich abwiese. Davon ist dieses der Anfang einer Probe, worin Lessing behauptet, daß Leibnitz seine vorherbestimmte Harmonie un-

möglich aus dem Spinoza genommen haben könne, welchem die Seele nichts anders, als der sich ausdehnende Körper, und der Körper nichts anders, als die sich ausdehnende Seele ist.

5. Leibnitzisterei.

1) Chronologische Umstände seines Lebens.

Es ist nicht das Verzeichniß der vornehmsten Umstände nach der Ordnung der Jahre, so wie es vor der Deutschen Uebersetzung des Leibnitzischen Lebens von Jaucourt steht. Bei der flüchtigsten Gegeneinanderhaltung wird man den Unterschied gleich finden; und obschon Lessings chronologische Umstände nichts Neues enthalten, so beweisen sie doch, daß er nicht bloß einen sehr ausführlichen Lebenslauf hat schreiben wollen, sondern daß er sich auch

2) Auszüge aus Leibnitzens Schriften zur Schilderung seines philosophischen Geistes gemacht. Das übrige von Leibnitzen wird bei einem schicklichen Orte mit angebracht werden. Sonderbar ist es aber doch, daß

er des Zusammenstopplers Ludovici Historie der Leibnitzischen Philosophie und Lebensbeschreibung nicht zu kennen scheint.

6. Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen seyn können.

7. Notiones directrices in den vornehmsten menschlichen Wissenschaften, Künsten und Kenntnissen.

8. Bemerkungen über Burke's philosophische Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen.

Man weiß, daß Lessing nicht bloß mit einer Uebersetzung dieses Werkes umging, sondern auch vornehmlich Anmerkungen dazu schreiben wollte. Dieser Vorsatz, mit dem er auch starb, war vielleicht Schuld, daß erst 1773 eine deutsche Uebersetzung, Riga bei Joh. Fr. Hartknoch, erschien. Sie ist von einem Philosophen, der sowohl der Sache als der Sprache mächtig ist: nur Schade, daß er seine Bemerkungen zurückbehal-

behalten, die ihm unter der Uebersetzung nicht haben fehlen können.

Aus dem, was von Lessings Uebersetzung vorhanden ist, ersieht man, daß er nicht von Abschnitt zu Abschnitt, sondern wie ihn die Lust angewandelt, bald dieses bald jenes verdeutscht hat. Ich trage kein Bedenken zu gestehn, daß ich, wo ich sie mit der gedruckten verglichen, der letztern den Vorzug geben müssen. Ganz wahrscheinlich aber würde er sie auch nicht so gelassen haben, wenn er mit seinem eigenen Stoffe, den ihm die Burkesche Untersuchung darbot, nur erst ins Reine gekommen wäre. Er war von den Lateinischen und Griechischen Autoren her zu sehr gewohnt, im Original immer mehr zu suchen und zu finden, als wahrscheinlich hineingelegt seyn mochte.

Der Verlust seiner Uebersetzung wäre daher wohl ersetzt, nur seine Bemerkungen nicht. Lessing schrieb im Oktober 1768

an seinen jüngsten Bruder nach Berlin: „Die Uebersetzung dieses Englischen Wer„kes habe ich selbst noch nicht aufgegeben. „Es ist mir lieb, daß ich damit gezau„dert; ich würde mit den eigenen Abhand„lungen, die ich dazu machen wollen, jetzt „sicherlich unzufrieden seyn." — Moses Mendelssohn hatte ihm über dieses Werk eine völlige Recension zugeschickt, und sie steht als ein Geschenk für ihn hier am rechten Platze. Lessings Abhandlungen begleitete sein Freund mit eigenen Bemerkungen, woraus man am besten sehen kann, daß sie nicht zusammen kamen, noch einander schrieben, wie Voltaire den Vierzigern der Pariser Akademie nachzusagen die Schalkheit hat.

9. Daß man die Menschen eben so von ihrer Begierde, ihr Schicksal in jenem Leben zu wissen, abhalten solle, als man ihnen abräth zu forschen, was ihr Schicksal in diesem Leben sey.

10. Betrachtung über die geistliche Beredsamkeit.

11. Anfang eines Gesprächs über Soldaten und Mönche.

12. Meines Arabers Beweis, daß nicht die Juden, sondern die Araber die wahren Nachkommen Abrahams sind.

13. Womit sich die geoffenbarte Religion am meisten weiß, macht mir sie gerade am verdächtigsten, nehmlich mit der völligen Versicherung von der Unsterblichkeit der Seele.

14. Eine Stelle aus dem Tertullian gegen die Ketzer kann man auf die Schriften wider die Religion sehr gut anwenden.

15. Der Philosoph auf der Kirchenversammlung.

16. Wiclef.

17. Manuscripta latina theologica.

18. Von des Papstes Hadrians des Zweiten Auszügen aus den Briefen Papst Gregorius des Ersten.

Diese beiden letzten Nummern sind freilich mehr ein Pröbchen von seiner patristischen Belesenheit und bibliothekarischen Kenntniß, als seiner philosophisch-theologischen.

Die Bruchstücke selbst.

[illegible]

[illegible]

Die Bruchstücke selbst.

I.

Glückwünschungsrede,

bey dem Eintritt des 1743sten Jahres, von der Gleichheit eines Jahrs mit dem andern.

Die meisten alten Poeten und Weltweisen, hochzuehrender Herr Vater, haben geglaubt, daß die Welt von Jahren zu Jahren schlimmer würde, und in einen unvollkommenern Zustand verfiele. Wir können hieran nicht zweifeln, wenn wir uns erinnern, was ein Hesiodus, ein Plato, ein Virgil, ein Ovid, ein Seneca, Sallust und Strabo von den vier Altern der Welt geschrieben haben, und wie bemüht sie gewesen mit den lebhaftesten Farben die goldenen Zeiten unter dem Saturn, die silbernen unter dem Jupiter, die kupfernen unter den Halbgöttern, die eisernen aber unter den jetzigen Menschen abzubilden. Es ist zwar schwer, die eigentliche Quelle dieses sinnreichen Gedichts zu entdecken; es kann seyn' daß diese

Männer etwas vom Stande der Unschuld im Paradiese gehört haben; es kann seyn, daß sie selbst einmal die heilige Schrift zu sehen bekommen haben, welche ihnen Gelegenheit zu ihren Fabeln geben müssen. Das ist aber gewiß, daß ihre ganze Erzählung, so artig sie auch klingt, ohne Grund ist, und kaum einer Möglichkeit, geschweige Wahrscheinlichkeit ähnlich sieht. Denn erstlich erzählen sie uns solches ohne Grund, ohne Beweis, ohne Zeugniß. Hernach ist auch die Erzählung selbst so beschaffen, daß sie von der Wahrheit sehr entfernt und keines Beifalls würdig zu seyn scheint. Ihre hochgepriesenen goldenen Zeiten sind ein bloßes Hirngespinst. Wir sollen glauben, daß eitle und verderbte Menschen ohne alle Gesetze, welche doch die Seele aller menschlichen Gesellschaften sind, weise, tugendhaft und glücklich gelebt haben. Sollte dies wohl möglich seyn? Wir sollen uns überreden lassen, daß eine tiefe Unwissenheit, eine rauhe Lebensart, wilde Sitten, eine unachtsame und faule Muße, unangebaute Felder und Gärten, wüste Einödden, armselige Hütten und Höhlen, nackende Leiber, eine elende und harte Kost, ein Mangel alles Umganges, aller Bequemlichkeiten und aller Annehmlichkeiten, die wahren Merkmahle der glückseligen und goldenen Zeiten gewesen sind!

Wir sollen uns einbilden, als lebten wir jetzt in den eisernen, schlimmsten und elendesten Zeiten, da wir doch ganz offenbar an unsern Jahren mehrere Merkmahle der goldenen Zeiten wahrnehmen, als jene Alten gehabt haben. Denn dieses ist unstreitig eine goldene, oder die glückseligste Zeit, in welcher man die meisten und besten Mittel, und die wenigsten Hindernisse findet, die wahre Zufriedenheit der Menschen, die allgemeine Wohlfahrt und die vollkommene Glückseligkeit Aller nach Wunsche zu befördern. Sie dürfen aber nicht meynen, H. V., als wenn diese kindischen Vorurtheile und abgeschmackten Irrthümer mit unseren uralten Vorfahren alle wären begraben worden. Nein! wir finden auch unter uns einfältige, schwermüthige, mißvergnügte und undankbare Leute, welche ihnen selbst und andern mit den ungerechten und ungegründeten Klagen beschwerlich fallen, daß die Menschen wirklich jetzt in den eisernen Zeiten lebten, daß die Menschen von Jahre zu Jahre schlimmer würden, daß die Welt sich zu ihrem völligen Untergange neigte. So vieles Mitleiden ich mit den kindischen Klagen der Schwachheit habe, so gewiß getraue ich mir doch jetzt bei meinen schwachen Kräften zu erweisen, daß eigentlich eine Zeit vor der andern keinen Vorzug habe,

sondern, daß ein Jahr dem andern völlig gleich sey. Die Zeit ist eine Ordnung der Dinge, die in der Welt auf einander folgen; sie wird durch die Ordnung unserer Gedanken begriffen, welche sich die Sachen bald als vergangene, bald als gegenwärtige, bald als zukünftige vorstellen. Alles was nach und nach geschiehet, geschieht in der Zeit. Ein Jahr ist ein Theil der Zeit; dieser Theil der Zeit wird bald nach seiner Größe, bald nach seiner Beschaffenheit betrachtet, nachdem es entweder von der Meßkunst, oder von der Naturlehre, oder Sittenlehre beschrieben wird. Bei den Meßkünstlern heißt ein Jahr diejenige Zeit, da die Sonne die ganze Sommerstraße durchlaufen hat, oder eine gewisse Reihe auf einander folgender Tage, Wochen und Monathe. Sie hören gleich, H. V., daß die Meßkünstler das Jahr nur nach ihrer Größe betrachten; hier aber werde ich nicht den geringsten Widerspruch besorgen dürfen, wenn ich sage, daß ein Jahr bis auf einen geringen Unterschied so groß sey, wie das andere. Ein Naturverständiger hingegen versteht durch ein Jahr diejenigen Wirkungen, welche die Natur einen Frühling, Sommer, Herbst und Winter hindurch hervorzubringen pflegt. Ein Sittenlehrer aber redet im verblümten Verstande, wenn er ein

Jahr gut oder böse, gleich oder ungleich nennet. Er versteht dadurch die guten und bösen Zufälle, die guten und bösen Handlungen der Menschen, welche die zwölf Monathe hindurch geschehen sind. Sie können leicht ermessen, H. V., daß ich hier die Jahre als ein Naturkündiger und Sittenlehrer ansehe, wenn ich zu behaupten suche, daß eins dem andern gleich sey. Sie können auch leicht einsehen, daß in diesem Verstande ein Jahr dem andern gleich sey, wenn es einerley Kräfte und Wirkungen, einerlei Zufälle, einerlei Handlungen, einerlei Absichten und Mittel mit dem andern aufzuweisen hat. Und, o! wie leicht wird mir es seyn, die Gleichheit der Jahre zu erweisen, da ich den deutlichen Ausspruch der gesunden Vernunft, das göttliche Zeugniß der heiligen Schrift, und den unverwerflichen Beifall der Erfahrung auf meiner Seite habe. Niemand läugnet, daß Gott der Schöpfer dieser Welt sey; niemand läugnet, daß Gott die Welt sehr gut erschaffen habe; niemand läugnet, daß sehr gut seyn, eben so viel heiße, als in seiner Art die gröste Vollkommenheit besitzen. Hat aber die Welt in ihrer Art die gröste Vollkommenheit, so werde ich ohne Bedenken sagen können, daß alles was in der Welt zugleich ist und auf einander folget, mit einander überein=

stimmen müsse; und daß die Welt, so lange sie nach des Schöpfers Willen Welt bleiben soll, keine Hauptveränderung leiden könne. Denn hierin bestehet eben die wesentliche Vollkommenheit eines Dinges. Geschiehet nun in der Welt keine Hauptveränderung; stimmt in derselben alles mit einander überein: so ist nichts leichter, als den Schluß zu machen, daß auch die Jahre in der Welt mit einander übereinstimmen, daß eins dem andern gleich seyn müsse. Eben so, wie man nur diejenige Uhr vollkommen zu nennen pflegt, in welcher eine Minute, eine Stunde, ein Tag mit dem andern genau und richtig übereinstimmt. Dieser Beweis führet mich unvermerkt zu einem andern. Wir wissen und empfinden es, daß Gott nicht allein der Schöpfer, sondern auch der Erhalter aller Dinge ist. Es erhält aber derselbe die Welt durch eine Menge gewisser Kräfte, welche er derselben anerschaffen hat. Allein diese Kräfte sind noch in eben der Menge und Beschaffenheit vorhanden, als sie im Anfange der Welt gewesen sind. Sie sind noch in eben der Menge da, sonst müßten sie sich entweder selbst vermindert haben, oder Gott müßte sie durch seine Allmacht in ihr voriges Nichts verwandelt haben. Das erste ist nicht möglich, weil diese Kräfte nicht die Allmacht

haben, die zu ihrer Zernichtung nöthig wäre. Das andere aber ist nicht glaublich, weil man nicht den geringsten Grund der Wahrscheinlichkeit angeben kann, daß Gott dieselben vermindern wollen, und aus was für einer Absicht er solches gethan hätte. Sie sind auch noch in eben der Beschaffenheit vorhanden; sonst würden sie andere Wirkungen hervorbringen müssen, welches der Erfahrung widerspricht. Sind also alle Kräfte, wodurch Gott die Welt in ihrem Wesen erhält, sowohl in ihrer Menge als Beschaffenheit annoch vorhanden, so müssen sie auch wirken. Sonst wären sie ohne Nutzen und ohne Absicht da, welches der Weisheit Gottes zuwider liefe. Ja sie müssen auch Wirkungen hervorbringen, die ihnen gleich sind; sonst hätte sich ihre Beschaffenheit verändert. Zweifelt also niemand daran, daß vom Anfange der Welt bis auf unsere Tage einerlei Kräfte und einerlei Wirkungen derselben gewesen sind; o! wer wollte doch Bedenken tragen, sicher zu schließen, es müsse auch ein Jahr dem andern gleich seyn; weil eins wie das andere einerlei Wirkungen, einerlei Kräfte der Natur aufzuweisen hat.

Sie belieben nunmehr mich mit Dero gütiger Aufmerksamkeit weiter zu begleiten. Die Menschen

haben ihre Natur, ihre Menschlichkeit niemals verändert und abgelegt; die heutigen Einwohner der Welt befinden sich in eben den Hauptumständen, in welchen ihre ersten Väter vor fünftausend Jahren standen. Sie haben noch eben die wesentlichen Theile, eben die Seele, eben den Leib, eben den Verstand und Willen, eben die Hauptneigungen, eben die Mängel und Vollkommenheiten, eben die Absichten, warum sie der Schöpfer in die Welt gesetzt, eben die Mittel, die ihnen Gott zur Erlangung derselben gegeben, eben die Hindernisse und das Verderben, eben die Wege zur Weisheit und Thorheit, zur Tugend und zum Laster, zur Ruhe und zur Unruhe, zur Glückseligkeit und Verderben, welche jene ersten Besitzer der Erde hatten. Ist es auch glaublich, H. V., daß einerlei Samen unterschiedene Früchte trage, daß einerlei Quellen unterschiedene Wasser hervorbringen, und ist es auch wahrscheinlich, daß aus einerlei guten und bösen Herzen, aus einerlei guten und bösen Absichten und Mitteln, aus einerlei guten und bösen Bewegungsgründen, unterschiedene gute und böse Handlungen, und aus diesen wiederum unterschiedene gute und böse Zufälle entspringen können? Ich weiß es, Sie geben mir gerne Beifall, wenn ich sage, daß die Handlungen und Zufälle unserer jetzt le-

beyden Brüder und unserer uralten Vorfahren bis auf einige sehr geringe Nebenumstände eine sehr genaue Gleichheit haben, wir wollten uns denn bereden lassen, die Menschen hätten jetzt aufgehört, Menschen zu seyn. Sie erlauben also, daß ich weiter schließe. Sind die guten und bösen Umstände, Neigungen, Handlungen, und Zufälle aller Menschen, sie mögen leben wo sie wollen, einander gleich; so werden auch die Jahre, in denen sie leben, und in welchen sie geschehn, einander gleich seyn. Ich behaupte dieses um so viel mehr, da ich einen Zeugen auf meiner Seite habe, welchen Dero Glaube und Frömmigkeit nicht verwerfen kann. Ein Zeuge, durch den der Geist der Wahrheit redet, der König, dessen Weisheit nicht nur ehemals die Welt bewunderte, sondern welchen auch noch jetzt Juden und Christen in tiefer Ehrerbietung verehren, ein Salomo, durch welchen uns Gott den Prediger aufzeichnen lassen, versichert uns eben dieses *). Was ist es, spricht er, das geschehen ist? Eben das, das hernach geschehen wird. Was ist es, das man gethan hat? Eben das, was mancher noch wieder thun wird; und es geschiehet nichts neues unter der Sonnen. Geschiehet auch etwas, davon man sagen möchte:

*) Prediger Sal. 1, 9. 10.

Siehe, das ist neu? Denn es ist zuvor auch geschehn in den vorigen Zeiten, die vor uns gewesen sind. Kann ich nicht hieraus recht sicher schließen? geschiehet nichts neues unter der Sonnen, geschiehet in unseren Zeiten nichts, das nicht schon in den vorigen Zeiten geschehen wäre; thut man in unsern Tagen nichts, das man nicht schon in den vorigen Tagen der Welt gethan hätte: so müssen auch die Jahre, in welchen es geschieht und gethan wird, einander gleich seyn. Doch sollte sich auch jemand finden, welcher sich nicht scheuete, Vernunft und Schrift in Zweifel zu ziehen, so würde sich doch niemand getrauen können, der Stimme der Erfahrung zu widersprechen. Man lese nur die alten und neuen Geschichten, welche geschickte und redliche Männer mit Sorgfalt aufgezeichnet haben; man halte sie gegen einander, und man urtheile unpartheiisch. Wird man nicht gestehen müssen, daß uns in beiden einerlei Bewegungen und Wirkungen der Natur, einerlei gute und böse Handlungen der Menschen, einerlei glückliche und unglückliche Zufälle und Begebenheiten vorgestellt werden? Werden wir nicht mit Ueberzeugung ausrufen müssen, es geschiehet nichts neues unter der Sonnen; darum ist ein Jahr dem andern gleich! Ja ich frage euch,

ihr

ihr Brüder, die ihr jetzt durch Gottes Gnade ein neues Jahr zu leben anfangt, sprecht selbst, ob in dem vergangenen Jahre etwas vorgefallen, geschehen und gethan sey, welches nicht auch in den vorigen Tagen geschehen, und in den künftigen Jahren sich zutragen wird? Wenn es gleich nicht in unserm Vaterlande, in unserm Welttheile geschehen ist; denn bei dieser Betrachtung müssen wir die Welt als einen Ort ansehen. Wird man also nicht aufrichtig gestehen müssen, ein Jahr sey dem andern gleich, weil Vernunft, Schrift und Erfahrung hier zusammen treten, und solches einstimmig versichern. Doch ich kann leicht voraussehen, daß meine Meinung bei Einigen Widerspruch finden wird. Man wird mir einwenden, daß nicht ein Jahr dem andern gleich seyn könne. Man wird mir die Wunder der göttlichen Allmacht entgegensetzen, welche gewisse Jahre von den andern unendlich unterscheiden. Man wird die Landplagen zu Beweisen anführen; man wird sich auf die Zeiten der Barbarei berufen. Man wird den Ausspruch eines erleuchteten Paulus entgegensetzen, welcher vorher gesagt *), daß in den letzten Tagen gräuliche Zeiten kommen werden. Allein alle diese Zweifel werden wegfallen, wenn

*) 2. Timoth. 3, 1.

man erwägt, daß ich hier nicht von den außerordentlichen Wirkungen der Allmacht Gottes, welche selten geschehen, sondern von den ordentlichen Wirkungen der Natur rede. Wenn man voraussetzt, daß ich nicht von einzelnen Theilen des Erdbodens, sondern von der ganzen Welt überhaupt spreche. Und ich rede mit der Erfahrung, wenn ich behaupte, daß fast kein Jahr zu finden, in welchem man nicht in einem Theile der Welt den Anfall der Landplagen empfunden habe. Denn auch diese sind Mittel, wodurch die weiseste Vorsehung Gottes die Welt in ihrer Vollkommenheit zu erhalten pflegt. Die Barbarei hat auch keine Hauptveränderung in der Zeit gemacht. Die Erfahrung behauptet, daß dieselbe nur in gewissen Theilen der Welt geherrscht, so lange fast die Welt steht. Was endlich das Zeugniß des heiligen Paulus anlangt, so widerspricht dasselbe meinem Satze nicht. Denn der heilige Gesandte Gottes saget nichts mehr, als daß die Tage des neuen Bundes eben so wenig als die Tage des alten Testaments von allen Irrthümern, Lastern und bösen Menschen frei seyn würden. Er führet auch lauter solche Laster an, die nicht neu, sondern alt sind, und welche er schon in dem Anfange seines Briefes an die Römer bestrafet. Kurz, Timo=

theus wird von ihm ermahnet, dergleichen lasterhafte Menschen zu meiden. Darum müssen sie zu Timotheus Zeiten gelebt haben. Es bleibt also dabei, daß ein Jahr dem andern gleich sey. Ist dieses wahr, o wie wenig Grund bleibt uns noch übrig, die Tage unserer Väter als die goldenen, die besten, die glückseligsten mit neidischen Augen anzusehen und mit seufzender Stimme andern anzupreisen! Warum scheuen wir uns nicht, mißvergnügte Verläumder und undankbare Verächter unserer Jahre zu seyn? Warum schreien wir dieselben als eiserne, als schlimme, als unglückselige Zeiten aus? Warum seufzen wir so ängstlich voller Unzufriedenheit nach bessern Zeiten? da doch unsere Tage durch Gottes weise Güte besser sind, als wir sie verdienen, und es nur an uns liegt, daß wir dieselben nicht besser gebrauchen und uns zu Nutze machen. Warum hoffen wir ohne genugsamen Grund? Warum lassen wir uns endlich nicht als vernünftige Menschen den heiligen Willen Gottes, seine weise Einrichtung der Welt, seine weise Regierung der Zeit in zufriedener Gelassenheit gefallen, und bedienen uns der Jahre, die uns die weise Vorsehung gönnet und die für uns allezeit die besten sind? So wie es unsere Gemüthsruhe, die allgemeine Wohlfahrt und unsere

Glückseligkeit erfordert. Kluge Christen, glückliche Seelen, die sich in die Zeit zu schicken wissen; unglückliche Thoren, welche ohne Noth klagen und ohne Grund hoffen! Sie, H. V., haben nunmehr wiederum ein Jahr geendet, das dem vorigen gleich ist. Sie haben durch Gottes Gnade ein neues angefangen, bei dem ich schon im Voraus so viel Aehnlichkeit mit dem vergangenen und zukünftigen erblicke, daß ich fast Bedenken trage, dasselbe ein neues Jahr zu nennen. Das alte Jahr war voll von den ehrwürdigen Wundern der Weisheit, Macht und Güte Gottes, deren Sie und alle die Unsrigen erfreute Zeugen sind, und das neue wird daran nicht leer seyn, wie wir sicher hoffen können. Die Kräfte der Natur sind auf den Wink der höchsten Vorsehung im vergangenen Jahre geschäftig gewesen, alles reichlich hervorzubringen, was zur Erhaltung der Welt, unseres Wesens und Wohlseyns dient. Und sie werden in dem gegenwärtigen, wenn es Gott gefällt, nicht Muße haben. Das zwei und vierzigste Jahr dieses Jahrhunderts hat uns überflüßige Mittel angeboten, die hohen Absichten unseres Schöpfers, weswegen wir leben und da sind, zu erfüllen. Und das drei und vierzigste wird gegen uns Unwürdige eben so freigebig seyn, wenn wir es erkennen wol-

len, und es an nichts fehlen lassen, was zu unserm und der ganzen menschlichen Gesellschaft Besten dienet. Hatte das vorige Jahr seine Plagen, die uns der starke Arm des Höchsten überwinden half, so wird auch das jetzige zu unserer Prüfung seine Uebel haben. Doch getrost, wir sind in Gottes Hand! Jetzt verehre ich die allerhöchste Majestät in tiefster Demuth, und danke ihr mit der reinesten Regung meiner Seele für alles das Gute, das sie die Welt und uns hat genießen lassen, und welches sie uns fernerhin, wie mich mein Glaube versichert, erzeigen wird. Ich preise nebst Ihnen die weise und mächtige Liebe des höchsten Regenten, die Zeit, und auch unsere Tage, die gegen uns stets neu ist, und niemals alt wird, mit vergnügtem und zufriedenem Herzen. Ich wünsche endlich mit der Redlichkeit und mit dem Eifer, der Christen gebührt, der Geist des Höchsten wolle uns also regieren, daß wir uns Gottes Willen allezeit gefallen lassen, daß wir die beständige Mischung des Guten und Bösen von seiner Hand also annehmen, daß wir dabei weder übermüthig noch kleinmüthig werden, daß wir die Kräfte und Wirkungen der Welt also gebrauchen, daß wir sie nicht mißbrauchen, daß wir die Mittel zu unsrer Seelenruhe und unsrer Glückseligkeit und der all-

gemeinen Wohlfahrt so anwenden, wie es die Ehre unsers Herrn erfordert. Mir wünsche ich von Ihnen in diesem Jahre gleiche Liebe, gleiches Gebet, gleiche Vorsorge, gleiche Treue und gleichen Beistand. Ich verspreche Ihnen dafür gleiche Dankbeflissenheit, gleiche Ehrerbietung, gleichen Gehorsam, gleiche Begierde, Ihnen gefällig zu werden, gleichen Eifer, Gott für Dero Wohlseyn anzuflehn. So werden wir in der That erfahren, daß wir in den goldenen Zeiten leben, daß ein Jahr dem andern gleich ist.

II.

Ueber die Elpistiker.

Ornari res ipsa nequit, contenta doceri.

HORAT.

Abriß der Abhandlung von den Elpistikern.

Plutarch ist der einzige Wehrmann dieser Anekdote, die man sich lange Zeit bloß zu wissen begnügt, bis endlich ihre Muthmaßungen darüber geäußert a) Heumann, b) Brucker, c) Jöcher. Einiger geringen Lichter nicht zu gedenken.

I. Antithesis.

1. Wider Heumann, daß die Elpistiker keine Christen gewesen.

   a) Bruckers Gründe, aus dem Namen der Philosophen, der ihnen vom Plutarch beigelegt wird.

   Unzulänglichkeit dieses Grundes.

b) Meine Gedanken.

a) Die Hoffnung des zukünftigen Lebens war kein unterscheidendes Kennzeichen des Christenthums.

1. Ohne diese Hoffnung kann keine Religion gedacht werden. Warburton würde hinzusetzen, ohne diese Hoffnung kann nicht einmal ein Staat menschlicher Einrichtung bestehen.

2. Außer daß diese Hoffnung in der gemeinen Religion der Heiden nicht fehlen konnte, war sie das Hauptwerk ihrer geheimen. Alle ihre Mysterien liefen auf sie hinaus. (S. Diog. Laert. lib. VI. p. m. 319. Die Antwort des Antisthenes, conf. in vita Diogenis, p. m. 334.)

3. Hätte sie aber auch schon der heidnischen Religion gemangelt, so war sie doch in den Schulen der Philosophen viel zu bekannt und angenommen, als daß sie den Heiden an den Christen etwas Unerhörtes oder Lächerliches hätte seyn können.

b) Will man aber unter dieser Hoffnung gar ungezweifelte Gewißheit verstehn, in

der nur ein Christ von seiner künftigen Seligkeit seyn kann: so sage ich, daß diese unter die geheimen Lehren des Christenthums gehörte, und aus diesem Grunde der Anlaß zu einer allgemeinen Benennung der Christen unmöglich seyn konnte.

2. Wider Bruckern, daß die Elpistiker nicht die Stoiker seyn können. Denn

1) die Stoiker waren nicht die einzigen Philosophen, welche die Hoffnung eines künftigen Lebens annahmen. Dieses bekennt Brucker selbst; aber er sagt, sie wären diejenigen, welche das meiste Gerede davon machten.

2) Doch auch das waren sie nicht, und bloße Stellen aus dem Seneca können dieses nicht beweisen. Die übrigen Stoiker alle reden weit seltner davon und Epiktet zum Exempel fast gar nicht. S. Lipsii Physiol. Stoicorum, lib. III. p. 170. Auch Antoninus redet niemals anders als zweifelhaft davon. Siehe lib. IV. p. 107. wo Gataker auch den Wankelmuth des Seneca hierin zeigt, und sehr richtig anmerkt, daß alle die Stellen, wo Seneca positiv davon re-

det, nicht aus seiner Ueberzeugung, sondern aus den veranlassenden Umständen zu beurtheilen. Conf. Anton. lib. XII. p. 350.

3) Es hätte aus ihrem Systeme selbst bewiesen werden können, nach welchem aber die Hoffnung jenes Lebens einen sehr zweideutigen Anblick erhält. Denn sie glaubten, daß die Seele von langer Dauer, unsterblich aber darum nicht sey. S. Lips. l. c. Sie werde mit der Welt untergehn, und ob sie schon nach dieser allgemeinen Verbrennung wieder hergestellt werden würde, so würde es dennoch geschehen, ohne sich ihres vorigen Zustandes zu erinnern. Veniet iterum qui vos in lucem reponat dies, quem multi recusarent nisi oblitos reduceret. Epist. 36. Welche Unsterblichkeit!

4) Und wenn auch diese Hoffnung, nach dem stoischen System, so zweideutig nicht wäre, so würde sie doch schon als Hoffnung mit der Apathie der Stoiker streiten.

5) Ja ihr nachzuhangen, würde auch aus dem Grunde keinem stoischen Weisen geziemet haben, da sie doch immer noch keine apodiktische Wahrheit ist, sondern nur eine Wahrscheinlichkeit, eine Vermuthung, von

welcher der stoische Weise seinen Beifall zurückhalten mußte. S. Lipsii Manuduct. p. 161.

Und aus diesem Gesichtspunkte muß die Ungewißheit betrachtet werden, mit welcher sich Seneca darüber ausdrückt. Er glaubte weder das eine, noch das andere, weil keines Gewißheit, beides nur Vermuthung war. Aber er hält sich auf beides gefaßt. Es sey, daß die Seele untergeht, es sey, daß sie fortdauert: und wo er sich für das erste mehr, als für das andere erklärt, als Epist. 54., da ist er so wenig mit sich in Widerspruch, wie Brucker glaubt, oder spricht seine wahren Gesinnungen vor Angst über den annahenden Tod, wie Gataker meynt, (p. 108.) aufrichtiger; daß er alsdann nur kleinmüthiger würde gesprochen haben, wenn er in dem Tone jener Trostschriften geblieben wäre, und daß er eben hier der Stoiker in seiner Größe ist, wenn er zeigt, daß er auch auf das Allerschlimmste, auf den gänzlichen Untergang, gefaßt sey.

Dieses mußten die Epikureer wissen, und konnten daher den Stoikern aus diesem anscheinenden Widerspruche keinen Vorwurf

machen. Wie konnten sie, wie durften sie hiernächst den Skeptikern etwas Lächerliches anheften, welches auf die herrschende Religion zurückgefallen wäre?

3. Wider Heumann und Bruckern zugleich.

Beide nehmen ohne Grund an, daß die Hoffnung des künftigen Lebens darunter zu verstehen sey. Es erhellt aber aus dem Zusammenhange und aus dem συνεκτικοτατον τȢ βιȢ allzudeutlich, daß bloß die Hoffnung dieses Lebens gemeint sey. Denn jene ist vielmehr eine Zerstörerin dieses Lebens, welches gezeigt wird

a) an den ersten Christen, deren Verachtung des Todes aus jener Hoffnung vornehmlich entsprang. Sie ließ nicht allein die wahren Bekenner, wenn der Heide ihre Gewissensfreiheit kränken und sie zur Verleugnung der erkannten Wahrheit zwingen wollte, alle Martern dulden und verachten, sondern sie war es auch, welche so viel falsche Märtyrer machte, die für nichts besser als für Selbstmörder zu halten sind. Und die Heiden selbst schrieben diese Bereitwilligkeit zu dem schmerzlichsten Tode nicht bloß dem Ehrgeitze zu, so wie Asklepiades bei dem Prudentius in Romano f.

Hymno περὶ στεφ. XIV. Populare quiddam sub colore gloriae illiterata credidit frequentia, ut se per aevum consecrandos autumnat, welches auch die Meinung des Julianus war (v. Greg. Nazianzenii invect. I. in Jul. apud Kortholtum, p. 175.), auch nicht bloß einer ansteckenden und zur Gewohnheit gewordenen Raserei, wie Arrianus ad Epict. lib. IV. cap. 7. nicht einer bloßen Halsstarrigkeit, wie Antoninus *), sondern vornehmlich der Hoffnung eines ewi-

*) Lib. XI. §. 3. p. m. 319. Wenn anders παράταξις daselbst, woran ich aber zweifle, Halsstarrigkeit bedeutet. Denn es kann gar wohl seine gewöhnliche Bedeutung behalten und durch vitae institutum erklärt werden, so daß es so viel als das ὑπο εϑȣς beim Arrian bedeutet. Denn wirklich war es auch der Vorwurf der Heiden, daß sich die Christen durch ihre strenge Lebensart zu dieser Verachtung des Todes angewöhnten. Tertull. de spectaculis c. 1. sunt qui existiment, Christianum expeditum morti genus ad hanc obstinationem abdicatione voluptatum erudiri etc. Am besten würde τάξις durch disciplina zu übersetzen seyn, welches Tertullian selbst in dem Folgenden braucht. Oder es sind überhaupt ihre kirchlichen διαταγοι oder διατάξεις darunter zu verstehen, vermöge welcher die Verleugnung des Namens Christi und

gen und bessern Lebens, v. Lucianus in Peregrino, Tom. III. p. 337. Euseb. lib. V. cap. 1. wo das Nehmliche von der Hoffnung, besonders der Auferstehung der Körper, gesagt wird.

b) An den Philosophen. 1) Das Exempel des Cleambrotus beim Callimachus, 2) das Exempel des Hegesias und die Stellen im Somnio Scipionis und Senec. Epist. 102. Und wie natürlich diese Art zu denken sey, erkennet man aus der oben angeführten Antwort des Antisthenes.

c) An ganzen Völkern, worunter die alten Deutschen vornehmlich gehören. Siehe die Stelle des Appianus in Lipsii Physiol. Stoic. p. 173.

4. Wider Jöchern: daß die Elpistiker nicht die Cyniker seyn können.

Die einzige Sentenz des Diogenes beweiset nichts. Was er darin von der Hoffnung sagt, kann jeder Weltweise sagen. Wäre sie aber eine besondere Stütze der cynischen prak-

die Weigerung, seinetwegen sich allen Verfolgungen und dem Tode selbst auszusetzen, für das gräßlichste, abscheulichste, unverzeihlichste Verbrechen erkläret wird. S. Const. Apost. lib. V. c. 4.

tischen Weltweisheit gewesen, so hätte dieses aus ihrem System selbst gezeigt werden müssen. Nun aber kann gerade das Gegentheil daraus gezeigt werden. Beweis

a) aus den Lehrsätzen der Stoiker, welche die Cyniker durchaus annahmen. Denn die Cyniker waren nur eine Art von Stoikern.

b) Aus der ganzen Schilderung des Cynikers beim Arrianus, lib. III. cap. 5.

II. Uebergang zu meiner Erklärung.

Ehe ich diese vortrage, wird es dienlich seyn

1) Derjenigen zu gedenken, die sich für eine der angeführten Meinungen erklären, und besonders für die Jöcherische.

a) Leuschner.

1. Die von ihm gehäuften Stellen des N. T., wo der Hoffnung gedacht wird, beweisen nichts. Die damalige Fortpflanzung der christlichen Religion war ganz anders, als die ersten Predigten derselben. Wie wir schon oben gesehn.

2. Er hätte die Heumannische Meinung auf die bloße Auferstehung der Leiber einschließen sollen. Aber auch das hat er unterlassen, und überhaupt nichts hinzu-

gefügt, wodurch die Heumannische Meinung wahrscheinlicher würde.

NB. Was er von der Wahrscheinlichkeit sagt, daß es zu vermuthen, Paulus werde sich näher um die Christen bekümmert haben, ist schimärisch. Bei dieser Gelegenheit

1) von dem Vorgeben des Theodor Victor, welcher den Plutarch mit einem viel spätern dieses Namens, den Origines zum Christenthum bekehrte, vermengt. Conf.

2) Die gute Meinung des Franz. Balduinus (Comment. ad Edicta principum Roman. de Christo), welcher schreibt: scripsit eo tempore Plutarchus librum περι δεισιδαιμονιας: impietatem et superstitionem recte notat. Sed religionem quam in medio collocat, non videt. Fortasse ad Christianos accessisset, sed principem suum Trajanum reformidat.

3) Die Mosheimische Anmerkung von dem Gebrauche des Wortes δαιμων beim Plutarch. Sie ist falsch, weil dieses daselbst von einem weit ältern

Weisen

Weisen gebraucht wird; weil die Anmerkung, die Thales in dem Folgenden darüber macht, damit streitet. Siehe Warburtons göttliche Sendung Mosis, 1 B. S. 179-223.

4) Von den Wissenschaften und den Gesinnungen gegen das Christenthum überhaupt zu urtheilen.

a) Ein Mann, der so unrichtige Begriffe von der jüdischen Religion hat, konnte unmöglich richtige von der christlichen haben, die sich auf jene gründet, v. Sympos. lib. IV. quaest. 5. Es ist indeß doch merkwürdig, daß dieses Buch just da verstümmelt ist, wo man das Beste von dem Gotte der Juden zu erfahren vermuthen mußte; denn die 6te Frage *) sollte handeln: quis apud Judaeos deus? Wie man Dinge darin gefunden, welche den ersten Christen nicht anstanden.

b) Ein Mann, der sich wider alle barbarische Gottesdienste und Gebräuche, das ist, wider alle ausländische

*) In der Reiskischen Ausgabe des Plutarchs finde ich sie nicht.

erklärt; der in der Religion auf nichts mehr dringt, als το θειον και πατριον ἀξιωμα της ἐυσεβιας beizubehalten, (Siehe sein Buch περι δεισιδαιμονιας. Edit. Henr. Steph. pag. 288.): ist es wahrscheinlich, daß der von der christlichen anders sollte gedacht, und nur die christliche heimlich seiner heidnischen sollte vorgezogen haben?

c) Ein Mann, der alles für Aberglauben hält, was uns die Gottheit als einen Richter, als einen Rächer, als etwas anders, als das allermenschenfreundlichste Wesen betrachten läßt (l. c.), mußte der auch nicht die christliche Religion zu dem Aberglauben zählen, sie, die einen Gott prediget, der seinen eignen Sohn hinrichten lassen, um seiner Gerechtigkeit genug zu thun? Man versuche es, ob die christliche Religion in die *) der Plutarchischen Ohngötterei und Deisidaimonie paßt; und ich will es sodann glauben, daß er von der christlichen ein heimlicher Anhänger gewesen.

*) Hier ist ein Wort im Originale, das ich für Mitte lese, das mir aber hier nicht recht zu passen

5) Von dem Zeugnisse des Julians in Mysopag. pag. 58. der Französischen Uebersetzung.

b) Stiebritz.

2) Zu zeigen, welche Wendung man der Heumannischen Meinung, noch außer ihrer bloßen Einschränkung auf die Auferstehung der Leiber, geben könne, um sie soutenable zu machen.

1. Auf das Vorurtheil der alten Christen, daß Christus nochmals im Fleische erscheinen werde. Conf. Origines b. Ur. p. 351. Lucianus in philopatris.

2. Auf einige Ketzer, die ihren Anhängern ein wirkliches ewiges Leben auf dieser Welt versprachen, als den Menander und seinen Anhang. Euseb. Hist. Eccl. lib. III. c. 26. oder auf den Cerinthus und dessen Lehre vom tausendjährigen Reiche.

3) Zu zeigen, auf welche Religion oder philosophische Sekte man sonst die Elpistiker deuten könne.

1. Der Stiebritzische Einfall von den Juden.

a) Die von ihm angeführte Stelle des Augustinus würde wenig sagen.

scheint. Vielleicht können die kritischen Oedipi errathen, was ich armer Davus nicht kann. Der H.

b) Aber die Beschaffenheit der jüdischen Religion selbst, die ihre Hoffnung auf kein künftiges Leben, sondern auf Glückseligkeit dieses Lebens gründet, auf die Ankunft eines irdischen Messias.

c) Und viele Stellen aus dem Philo würden diesen Einfall ziemlich wahrscheinlich machen können.

d) Ja man würde vielleicht seine Therapevsie dazu brauchen können.

e) Wenn diese Vermuthung sich nur sonst mit der Zeit des Plutarchs und andern Umständen reimen wollte.

f) Betrachtungen über die Hoffnungen der Juden überhaupt. Ob es wahrscheinlich, daß sie durch sie (nehmlich die Hoffnung) wieder die Oberhand gewinnen werden.

2. Die Pythagoriker. Nach Veranlassung der Stelle des Clemens Alexandrinus, wo die Hoffnung ausdrücklich zu dem letzten Zwecke ihrer Philosophie gemacht wird.

3. Die Skeptiker, deren Erwartung, daß gewisse Erscheinungen, so wie sie ein- und mehrmal auf einander gefolgt, auch wiederum auf einander folgen werden, in weit-

läuftigem Verstande gar wohl Hoffnung genannt werden könnte.

4. Vornehmlich die Epikureer, welches sich aus den zwei Hauptlehren ihres Systems zeigen läßt.

a) Aus der Leugnung einer göttlichen Vorsicht. Da sie sich auf diese nicht verlassen konnten, was konnte sie anders im Unglücke aufrecht erhalten, als die Hoffnung, daß der Zufall vielleicht noch ein gutes Glück für sie im Vorrath habe.

b) Aus ihrer Geringschätzung des Todes, an den sie so wenig als möglich zu denken sich bemühten. Die merkwürdige Stelle in dem Prometheus des Aeschylus, und was der Scholiast darüber anmerkt.

4) Verwerfung aller dieser Vermuthungen, so wahrscheinlich auch die eine oder die andere gemacht werden könnte.

III. Thesis. Meine Meinung, daß die Elpistiker Pseudomanten gewesen, die sich den Namen der Philosophen angemaßt. Diese Meinung will ich in der Ordnung vortragen, so wie ich selbst nach und nach darauf gekommen bin.

1. Es ist aus dem Vorigen klar, daß die Elpistiker keine von den bekannten Sekten seyn können.

2. Sollen sie aber dessen ungeachtet Philosophen seyn, so müssen sie eine eigne Sekte, die ihre eigne besondere Lehrsätze gehabt, ausgemacht haben.

Unwahrscheinlichkeit dieser Vermuthung aus dem Stillschweigen aller Scribenten, und besonders des Diogenes Laertius.

Einwurf, den man wider das Stillschweigen des Diogenes daher nehmen können, daß er mehrerer Sekten gar nicht gedacht, z. E. der Sextiner.

Beantwortung dieses Einwurfes. Die Sextiner waren eine bloß Römische, die außer Rom vielleicht wenig oder gar nicht bekannt war. Zudem macht sie Seneca vielleicht nur zu einer bloßen Sekte; denn sie selbst gaben sich für Pythagoräer aus.

Was das Stillschweigen des Diogenes von noch größerem Gewichte macht, ist dieses, daß man zeigen kann, daß Diogenes den Plutarch gelesen. Er citirt

ihn zu verschiedenenmalen; die Elpistiker, wenn sie Philosophen gewesen wären, würden ihm also nicht unbekannt gewesen seyn.

3. Was können sie also gewesen seyn, als Leute, die sich den Namen der Philosophen anmaßten. Hierin bestärken mich die Worte des Plutarchs selbst, in welchen ich glaube, daß man das προσαγορευω nicht in seiner völligen Stärke verstanden hat.

Denn αγορευειν, προσαγορευειν heißt nicht bloß nennen, sondern aus Höflichkeit nennen, eingeführter Weise nennen, fälschlich nennen.

1) Siehe die Stelle in dem Kühnschen Indice zu dem Aelian unter προσαγορευω.

2) Eine Parallelstelle beim Origines, lib. V. contra Celsum, §. 61. p. m. 624. obschon daselbst αναγορευω steht.

4. Waren es also Leute, welche sich den Namen der Philosophen nur anmaßten, so ist die Frage: was waren sie eigentlich? Beweis, daß die Wahrsager und Pseudomanten sich den Namen der Philosophen angemaßt.

a) Aus dem ausdrücklichen Zeugnisse des Philostratus vom Nero.

b) Aus den damaligen Verfolgungen der Philosophen.

5. Zugegeben, daß sich die Pseudomanten Philosophen genennet; aber warum Elpistische Philosophen?

Weil die Hoffnung und der allen Menschen natürliche Hang zu derselben der ganze Grund ist, auf welchem ihre Künste beruhen.

Erläuterungen dieses Satzes aus dem Leben des Pseudomanten Alexanders, wie ihn Lucian selbst vorträgt.

6. Aber vielleicht ist dieses ein bloßer Einfall des Lucians. Man müßte zeigen, daß diese Pseudomanten wirklich selbst die Hoffnung außerordentlich erhoben, um dadurch ihren Künsten den Eingang in die Herzen offen zu halten.

Die merkwürdige Stelle aus dem Dio Chrysostomus.

7. Einwurf, welcher daher genommen, daß sich die Wahrsagerei nicht auf die bloße Hoffnung, sondern eben sowohl auf die Furcht stütze.

Beantwortung desselben: ἐλπὶς bedeutet beides, und heißt überhaupt bloß die Erwartung des Zukünftigen.

Zu zeigen, in wie weit auch die Furcht συνεκτικωτατον τȣ βιȣ sey.

8. Endlich die Stelle des Aristoteles: die Wahrsagung hieß wirklich bei den Griechen die Elpistik. Will man also noch zweifeln, was Elpistiker waren?

Die Abhandlung selbst.

Plutarch gedenket, im Vorbeigehn, gewisser Philosophen, die man von dem griechischen Namen der Hoffnung Elpistiker genennt habe; weil sie die Hoffnung für das festeste Band des menschlichen Lebens, und dieses ohne jene für durchaus unerträglich erklärt hätten.

Mehr sagt uns Plutarch von ihnen nicht; und da die belesensten Gelehrten, Lipsius, Menage, Fabricius, ihrer auch sonst bei keinem andern Alten erwähnt fanden: so ging es mit dieser Anekdote der philosophischen Geschichte, wie mit allen

Nachrichten, die sich bloß auf das Zeugniß eines Einzigen gründen. Man begnügt sich, sie zu wissen, sie zu wiederholen, und wenn sie tausendmal wiederholt werden, so haben sie gleich noch eben so viel Licht, als ihnen ihr erster Währmann ertheilen können oder wollen. Endlich aber findet sich denn wohl ein Kopf, in dem sich solche vermeinte Inseln an irgend ein festes Land schließen. Er weiß nicht mehr als seine Vorgänger, aber er vermuthet mehr. Seine Vermuthung erzeugt eine andere; diese eine dritte; und ist die Sache nur einigermaßen wichtig genug, um Nacheiferung zu erwecken, so sind in kurzem der Vermuthungen so viele, daß ihre Verschiedenheit und Menge einen treuherzigen Leser weit verlegener macht, als er nimmermehr bei dem gänzlichen Mangel derselben gewesen wäre. Leider werden auf diese Weise die Gegenstände der Gelehrsamkeit unendlich vermehrt. Jede Monade von Wahrheit wandert aus einem ungestalteten Körper von Meinungen in den andern, belebt den einen mehr, den andern weniger; den kürzer, den länger; und wer die ganze Geschichte aller dieser hinfälligen Erscheinungen nicht inne hat, nicht an den Fingern zu erzählen weiß, wird von der Sache selbst so viel als gar nichts zu wissen geachtet. Muthmaßungen und

Wahrscheinlichkeiten erfüllen das Gehirn des Litterators; wo soll der Platz darin für die Wahrheit herkommen?

Glücklich genug, wenn diese Ausschweifungen des Witzes und der Eitelkeit, die uns von dem geraden Pfade ablenken, ein bloßer Schneckenzug sind, der, nachdem er uns um alle Gegenden herumgeführt, wieder in die Richtungslinie der Wahrheit hineinfällt, wenn aus allen den Muthmaßungen endlich eine Entdeckung entspringt. Alsdann hat doch wenigstens unsre wahre Wissenschaft Einen Schritt weiter gethan; die nach uns kommen, sehen den labyrinthischen Ausweg, lassen ihn seitab liegen und gehen geradezu.

Der erste, der seine Vermuthung über die Elpistiker äußerte, war D. Heumann, ein würdiger Veteran unter unsern jetzt lebenden Gelehrten. Er glaubte, Plutarch könne wohl die Christen gemeint haben. Seine Gründe schienen einem Manne nicht erheblich genug, der von solchen Sachen zu urtheilen das erste Recht hatte. Brucker widerlegte ihn, und behauptete, daß die Stoiker darunter zu verstehen wären. Darauf trat ein Dritter (es war D. Jöcher) ins Mittel, widersprach beiden, und brachte die Cyniker in Vorschlag.

Unter diese Hypothesen haben sich die Gelehrten getheilt. Ich weiß aber nicht, wie es gekommen, daß die Heumannische noch immer die meisten Anhänger erhalten, ob sie schon gleich die sonderbarste ist. Doch vielleicht hat eben dieses Sonderbare sie empfohlen.

Wer bloß beitritt, kann die öffentliche Ertheilung seiner Stimme ersparen. Nur eine uns eigne Meinung berechtigt, daß wir auch gehört zu werden verlangen können; besonders da in Untersuchungen von dieser Art nicht immer der Gelehrteste den rechten Punkt trifft, sondern oft das gute Glück *) die Entdeckung der Wahrheit einem aufhebt, der seinem Mitbewerber um diesen Preis an Belesenheit und Scharfsinn weit nachstehet.

Dieses zu meiner Entschuldigung; indem ich es wagen will, Männern von unstreitigen Verdiensten zu widersprechen, und mich vermesse, eine Kleinigkeit besser zu wissen, als sie, die mich so oft in wichtigern Dingen unterrichtet haben.

Die Elpistiker, will ich erweisen, waren weder Christen, noch Stoiker, noch Cyniker; man hat die Worte des Plutarchs nicht gehörig erwogen;

*) Ευτυχια, ἡν συμπασης εγω της εν ανθρωποις δεινοτητος και σοφιας ὁρω κρατουσαν.

Demosth.

man hat die zeitverwandten Schriftsteller zu wenig um Rath gefragt; man hätte sich erinnern sollen, was Elpistik bei den Alten war; und was wäre natürlicher gewesen, als zu vermuthen, daß die Elpistiker Leute seyn mußten, welche die Elpistik trieben. — Eins nach dem andern!

Erstes Hauptstück.

Wider D. Heumann, daß die Elpistiker keine Christen gewesen.

Meine Gründe wider Heumann sind von zweierlei Gattung. Einige kann ich nur gegen ihn allein, andere gegen ihn und Bruckern zugleich brauchen. Dieses Hauptstück ist den ersten bestimmt.

Ich will zuvörderst die Meinung des Doctors, so viel möglich, mit seinen eignen Worten vortragen *). Er schließt so: „Weil weder Cicero noch „Seneca, noch Diogenes Laertius, noch sonst ein „Alter außer dem Plutarch, der Elpistiker gedenkt, „so können sie schwerlich eine philosophische Sekte „gewesen seyn. Aber eine besondere Art von Leu„ten muß es doch gegeben haben, die diesen Na„men geführt, und da die Christen, sagt er, „von den damals florirenden Heiden auch hierin

*) Act. Philosoph. XVIII. Stück p. 911 u. f.

„unterschieden waren, daß, da die Heiden nach „diesem Leben keine Hoffnung hatten, sie hingegen „durch den Tod in das ewige Leben einzugehen „hofften, und durch diese Hoffnung, zum größten „Erstaunen ihrer Verfolger, alle Martern glücklich „überwanden: so muthmaße ich, daß Plutarch nie„mand anders als sie unter den Elpistikern ver„standen habe."

Man sieht leicht, daß es hier auf zwei Stücke ankommt: einmal, ob wirklich die Heiden ohne Hoffnung eines Lebens nach dem Tode gewesen; zweitens, ob die Christen sich durch diese Hoffnung so ausgezeichnet, daß sie einen besondern Namen davon tragen können. Das Letzte sucht H. durch verschiedene Stellen aus dem Minutius Felix, aus dem Theophilus, aus dem Tertullianus zu bestätigen; das Erste aber? — Es wird fremd scheinen, wenn ich sage, daß er das Erste gleichsam als unstreitig voraussetzt und kaum der Mühe werth achtet, in einer kleinen Note sich deshalb auf eine Stelle des Apostels Paulus an die Thessalonicher *), und auf den Ausspruch des Julius Cäsar beim Sallust **) zu beziehen.

*) I. 4, 13.

**) In Bello Catilinar. cap. 50. mortem cuncta mortalium mala dissolvere, ultra neque curae neque gaudio locum esse.

Der Stelle des Apostels werde ich weiter unten gedenken. Aber der Ausspruch des Julius Cäsar, was soll dieser beweisen? Ich will nicht sagen, daß es Kunstrichter giebt, die für gaudio darin gladio oder cladi lesen wollen, welches einen weit unschuldigern Sinn geben würde. Ich gebe es zu, daß die Unsterblichkeit der Seele dem Julius Cäsar ein unglaubliches Hirngespinst gewesen *); eine Denkungsart, die mehrern Helden gemein ist. Allein wie Cäsar hiervon dachte, so dachten nicht alle Römer, so dachten nicht alle Heiden. Aus der Freidenkerei eines einzeln Mannes folgt auf die Rechtgläubigkeit des ganzen Volks nichts. Oder was meint man, wenn nach sechzehnhundert Jahren aus der ähnlichen Stelle eines neuen Cäsars der nehmliche Schluß gemacht werden sollte? Weil dieser geschrieben **):

Ne voyons dans la mort qu'un tranquille sommeil
A l'abri des malheurs sans songe sans reveil.
Hélas! tout est égal pour notre cendre éteinte,
Il n'est aucun objet ni d'espoir ni de crainte.

Haben wir alle seine Zeitverwandten mit ihm eingestimmt? War er der Mund seines ganzen

*) Er sagt von den Druiden (lib. IV. B. g. c.): Imprimis hoc volunt persuadere, non interire animas.

**) Poesies diverses. Epit. XVIII.

Volks? — Auch ließ M. Porcius Cato in seiner Gegenrede dem Cäsar diesen seinen Unglauben nicht so hingehen; und wenn er ihn schon nicht mit dem Eifer eines Orthodoxen widerlegte, so gab er doch deutlich genug zu verstehen, daß er die Bekennung desselben im öffentlichen Rathe für sehr ungeziemend halte.

Man häufe aber auch, statt dieser einen Stelle, tausend auf tausend, und man wird darum nicht mehr gewinnen. Denn entweder man muß den Heiden alle Religion absprechen, oder man muß zugeben, daß sie ein künftiges Leben, eine künftige Belohnung und Strafe geglaubt haben. Ohne diesen Glauben kann keine Religion bestehn; Warburton würde hinzusetzen: selbst keine bürgerliche Gesellschaft, kein Staat kann ohne ihn bestehn. Dieser Gelehrte hat mir die Mühe erspart, eine schon an sich so unwidersprechliche Sache durch Zeugnisse zu beweisen. Man lese das zweite Buch des ersten Theils seiner göttlichen Sendung Mosis; man blättere in den ersten den besten alten Schriftstellern, und überall werden die deutlichsten Spuren von der Unsterblichkeit der Seele, von ihrer Glückseligkeit oder Unglückseligkeit nach dem Tode auch in das flüchtigste Auge fallen.

Wem aber diese Spuren, mit so abgeschmackten Fabeln vermischt, daß Juvenal *) sie zu seiner Zeit nur noch kaum von Knaben, qui nondum aere lavantur, geglaubt sahe, zu unwerth, zu elend scheinen, als daß sich den Heiden eine Hoffnung der Zukunft daraus zuschreiben ließe, die den Namen einer gegründeten Hoffnung nur einigermaßen verdiene: der erinnere sich, daß außer der öffentlichen Religion sie auch noch ihre geheimere hatten, deren hauptsächlichster Gegenstand ein höherer und zuverlässiger Grad dieser Hoffnung war. Nihil melius illis mysteriis, sagt Cicero **), qui-

*) Sat. II. 148.

**) De Legibus, lib. II. cap. 14. Wie ich diese Stelle anführe, so wird sie in allen Ausgaben gelesen, die ich zu Rathe ziehen können. Dessenungeachtet scheinen mir die Worte: Initiaque ut appellantur, ita re vera principia vitae cognovimus, eine verborgene Wunde zu haben, und ich vermuthe, daß es eigentlicher geheißen: initia, ut appellantur itaque vera principia vitae, cognovimus. Wenigstens ist diese Lesart dem Sinne gemäßer. Denn Cicero will nicht sowohl sagen, daß die Geheimnisse der wirkliche Anfang des Lebens, sondern vielmehr, daß sie der Anfang des wahren Lebens gewesen, welches er dem wilden rohen Leben des ungesitteten Weltalters entgegensetzt.

bus ex agresti immanique vita, exculti ad humanitatem et mitigati sumus: Initiaque, ut appellantur, ita re vera principia vitae cognovimus, neque solum cum laetitia vivendi rationem accepimus, sed etiam cum spe meliore moriendi. Man sehe da, worauf diese Geheimnisse abzielen; auf nichts geringers als auf ein fröhliches Leben und auf einen hoffnungsvollen Tod. Dieser bessern Hoffnung rühmten sich die Eingeweihten auch ungescheut und so zuversichtlich, daß sie die schwachen Seelen der Uneingeweihten mit Angst und Schrecken erfüllten.

— — ως τρισολβιοι

Κεινοι βροτων, ὁι ταυτα δερχθεντες τελη,

Μολωσ᾽ ες ἀδου· τοισδε γαρ μονοις ἐκει

Ζην ες̓ι, τοις δε αλλοισι παντ᾽ εκει κακα.

O dreimal glückliche Sterbliche, die dieser Geheimnisse kundig herabfahren! Denn sie allein werden dort leben, da die andern nichts als Elend erwartet. So hatte sich Sophokles darüber ausgedrückt, und Plutarch, der uns diese Stelle aufbehalten *), merkt ausdrücklich an, daß viele tausend Men-

*) In dem Traktate: Wie die Poeten mit der Jugend zu lesen. Er sagt nicht, aus wel-

schen dadurch unruhig und schwermüthig gemacht werden. (πολλας ανθρωπων μυριαδας εμπεπληκεν αθυμιας περι των μυστηριων ταυτα γραφας.) Er hält daher auch für nöthig, sie der Jugend nie ohne einen Gegensatz, der das Uebertriebene derselben mildere, vorzulesen, und schlägt jene Antwort des Diogenes dazu vor. Wie? sagt der Cyniker *), als er eine ähnliche Anpreisung der Geheimnisse hörte, so sollte es der diebische Patäcion, weil er eingeweiht ist, dort besser treffen, als Epaminondas? Der Philosoph, so ein Spötter er sonst war, läßt die Hoffnung einer künftigen Glückseligkeit in ihrem Werthe, und behauptet nur, daß sie sich mehr auf ein tugendhaftes Leben, als auf den Antheil, den man an den Geheimnissen habe, gründen müsse.

chem Stücke die Stelle genommen; ohne Zweifel aber hat sie sich im Triptolemus befunden, wo diesen Ceres, der die Eleusinischen Geheimnisse heilig waren, in ihren Erfindungen unterrichtete.

*) Τι λεγεις; κρειττονα μοιραν εξει Παταικιων ὁ κλεπτης αποθανων η Επαμινονδας ότι μεμυηται.

III.

Ueber eine zeitige Aufgabe:

Wird durch die Bemühung kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses als Gutes gestiftet? Und in welchen Schranken müssen sich die Antiplatoniker halten, um nützlich zu seyn?

(Deutscher Merkur.)

Ich habe lieber sagen wollen: über eine zeitige Aufgabe; als: über eine Aufgabe der Zeit. Einmal, weil dieses mir zu Französisch klingt: und dann, weil eine Aufgabe der Zeit nicht immer eine zeitige Aufgabe ist. Das ist: eine Aufgabe, welche zu gegenwärtiger Zeit auf dem Tapete ist, ist nicht immer eine Aufgabe, die der gegenwärtigen Zeit besonders angemessen, und eben jetzt

zur Entscheidung reif wäre. Ich wollte aber gern, daß man mehr dieses als jenes bei meinem Titel denken möchte.

Da stand vor einiger Zeit eine Aufgabe im Deutschen Merkur, über die jetzt so manches geschrieben wird. Ich muß doch auch ein wenig darüber nachdenken. Nur Schade, daß ich nicht nachdenken kann, ohne mit der Feder in der Hand! Zwar was Schade! Ich denke nur zu meiner eigenen Belehrung. Befriedigen mich meine Gedanken am Ende: so zerreiße ich das Papier. Befriedigen sie mich nicht: so lasse ich es drucken. Wenn ich besser belehrt werde, nehme ich eine kleine Demüthigung schon vorlieb.

Die Aufgabe heißt: Wird durch die Bemühung kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses als Gutes gestiftet? Und in welchen Schranken müssen sich die Antiplatoniker halten, um nützlich zu seyn?

Eine sonderbare Aufgabe! dünkt mich bei dem ersten allgemeinen Blicke, mit dem ich sie anschau-

ne. Wenn ich doch wüßte, was diese Aufgabe veranlaßt hat, und worauf sie eigentlich zielt!

Weiß man wenigstens nicht, wer sie aufgegeben? Ein kaltblütiger Philosoph und Lucianischer Geist? Oder ein Enthusiast und Schwärmer?

Der Wendung nach zu urtheilen, wohl ein Enthusiast und Schwärmer. Denn Enthusiasmus und Schwärmerei erscheinen darin als der angegriffene Theil, — den man auch wohl verkenne, — gegen den man zu weit zu gehen in Gefahr sey.

Doch was kümmern mich Veranlassung und Absicht und Urheber? Ich will ja nicht zu dieses oder jenes Gunsten, mit der oder jener Rücksicht die Aufgabe entscheiden: ich will ja nur darüber nachdenken.

Wie kann ich aber einer Aufgabe nachdenken, ohne sie vorher durchzudenken? Wie kann ich die Auflösung zu finden hoffen, wenn ich von der Aufgabe und ihren Theilen keinen deutlichen, vollständigen, genauen Begriff habe? Also Stück für Stück, und πρωτον ἀπο των πρωτων.

Kaltblütige Philosophen? — Ist das nicht so etwas, als ein stählerner Degen? Freilich giebt es auch hölzerne Degen; aber es ist doch nur eigentlich den Kindern zu gefallen, daß man einen hölzernen Degen einen Degen nennt.

Nicht alle Kaltblütige sind Philosophen. Aber alle Philosophen, habe ich gedacht, wären doch kaltblütig.

Denn ein warmer Philosoph! — was für ein Ding! — Ein warmer philosophischer Kopf, das begreife ich wohl. Aber ein philosophischer Kopf ist ja noch lange nicht ein Philosoph. Ein philosophischer Kopf gehört zu einem Philosophen: so wie Muth zu einem Soldaten. Nur gehöret beides nicht allein dazu. Es gehöret noch weit mehr als Muth zum Soldaten, und noch weit mehr als natürlicher Scharfsinn zum Philosophen.

Wortgrübelei! wird man sagen. — Wer mit Wortgrübelei sein Nachdenken nicht anfängt, der kommt, wenig gesagt, nie damit zu Ende. — Nur weiter.

Kaltblütige Philosophen und Lucianische Geister — das sollen doch wohl nicht die nehmlichen Wesen seyn? — Lucian war ein Spötter, und der Philosoph verachtet alle Spötterei. — Philosophische Köpfe, weiß ich wohl, mochten einmal, und möchten noch gern die Spötterei zum Probiersteine der Wahrheit machen. — Aber eben darum waren und sind sie auch keine Philosophen, sondern nur philosophische Köpfe.

Folglich, sind kaltblütige Philosophen und Lucianische Geister zwei verschiedene Klassen von Geistern: so ist auch die Aufgabe doppelt.

Einmal fragt man: wird durch die Bemühung der kaltblütigen Philosophen gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses als Gutes gestiftet?

Und einmal: wird durch die Bemühung der Lucianischen Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses als Gutes gestiftet?

Unmöglich kann auf diese doppelte Frage nur Eine Antwort zureichen. Denn nothwendig haben verschiedene Geister auch ein verschiedenes Verfahren. — Und wenn die Bemühung der kaltblütigen Philosophen mehr Gutes als Böses, oder nichts als Gutes stiftete: so könnte leicht die Bemühung der Lucianischen Geister mehr Böses als Gutes, oder nichts als Böses stiften. Oder umgekehrt.

Wie können nun die Schranken des einen auch die Schranken des andern seyn?

Ich will geschwind den Weg links, und den Weg rechts ein wenig vorauslaufen, um zu sehen, wohin sie beide führen. Ob es wahr ist, daß beide an der nehmlichen Stelle wieder zusammen-

treffen? — Bei Enthusiasmus und Schwärmerei.

Enthusiasmus! Schwärmerei! — Nennt man diese Dinge erst seit gestern? Haben diese Dinge erst seit gestern angefangen, ihre Wirkungen in der Welt zu äußern? Und ihre Wirkungen — ihre seligen und unseligen Wirkungen — sollten nicht längst dem ruhigen Beobachter ihr innerstes Wesen aufgeschlossen haben?

O freilich weiß jedermann, was Enthusiasmus und Schwärmerei ist; und weiß es sowohl, daß der genaueste Schattenriß, das ausgemahlteste Bild, welches ich hier von ihnen darstellen wollte, sie in den Gedanken eines jeden gewiß nur unkenntlicher machen würde.

Erklärungen bekannter Dinge sind wie überflüßige Kupferstiche in Büchern. Sie helfen der Einbildung des Lesers nicht allein nicht; sie fesseln sie; sie irren sie.

Aber was will ich denn? Es ist ja in der Aufgabe auch nicht einmal die Rede davon, was Enthusiasmus und Schwärmerei wirklich ist. Es ist ja nur die Rede von dem, was die kaltblütigen Philosophen und Lucianischen Geister für Enthusiasmus und Schwärmerei halten.

Und was halten sie denn dafür? — Das was wirklich Enthusiasmus und Schwärmerei ist? oder was es nicht ist?

Wenn das, was es wirklich ist: so sind wir wieder im Geleise. Wenn aber das, was es nicht ist, und ihnen tausenderlei Dinge Enthusiasmus und Schwärmerei scheinen können, die es nicht sind: so mag Gott wissen, auf welches von diesen tausenderlei Dingen ich fallen muß, den Sinn des Aufgebers zu treffen! Der Aufgabe fehlt eine Bestimmung, ohne welche sie unendlicher Auflösungen fähig ist.

Z. E. Diese Herren, die ich nicht kenne und nicht kennen mag, hielten Wärme und Sinnlichkeit des Ausdrucks, inbrünstige Liebe der Wahrheit, Anhänglichkeit an eigne besondere Meinungen, Dreistigkeit zu sagen was man denkt, und wie man es denkt, stille Verbrüderung mit sympathisirenden Geistern — hielten, sage ich, dieser Stücke eins oder mehrere, oder alle, für Enthusiasmus und Schwärmerei: ei nun! desto schlimmer für sie. — Ist es aber sodann noch eine Frage, ob ihre Bemühungen gegen diese verkannten Eigenschaften, auf welchen das wahre philosophische Leben des denkenden Kopfes beruht, mehr Böses als Gutes stiften?

Doch wie können sie das? Wie können, wenigstens kaltblütige Philosophen, so irrig und abgeschmackt denken? — Philosophen! — Den Lucianischen Geistern sieht so etwas noch eher ähnlich; weil Lucianische Geister nicht selten selbst Enthusiasten sind, und in ihrer gedankenlosen Lustigkeit einen Einfall für einen Grund, eine Posse für eine Widerlegung halten.

Aber, wie gesagt, Philosophen! — Philosophen sollten nicht besser wissen, was Enthusiasmus und Schwärmerei ist? Philosophen sollten in Gefahr seyn, durch ihre Bemühungen gegen Enthusiasmus und Schwärmerei, mehr Böses als Gutes zu stiften? Philosophen?

Denn was thut denn der Philosoph gegen Enthusiasmus und Schwärmerei? — Gegen den Enthusiasmus der **Darstellung** thut er nicht allein nichts; sondern er pflegt ihn vielmehr auf das allersorgfältigste. Er weiß zu wohl, daß dieser die ἀκμη, die Spitze, die Blüthe aller schönen Künste und Wissenschaften ist, und daß einem Dichter, einem Mahler, einem Tonkünstler den Enthusiasmus abrathen, nichts anders ist, als ihm anrathen, zeitlebens mittelmäßig zu bleiben. — Aber gegen den Enthusiasmus der **Spekulation**? was thut er gegen den? Gegen den, in welchem

er sich selbst so oft befindet? — Er sucht bloß zu verhüten, daß ihn dieser Enthusiasmus nicht zum Enthusiasten machen möge. So wie der feine Wollüstling, dem der Wein schmeckt, und der gern unter Freunden sein Gläschen leeret, sich wohl hüten wird, ein Trunkenbold zu werden. Was nun der Philosoph, an sich, zu seinem eignen Besten thut, das sollte er nicht auch an Andern thun dürfen? Er sucht sich die dunkeln lebhaften Empfindungen, die er während des Enthusiasmus gehabt hat, wenn er wieder kalt geworden, in deutliche Ideen aufzuklären. Und er sollte dieses nicht auch mit den dunkeln Empfindungen Andrer thun dürfen? Was ist denn sein Handwerk, wenn es dieses nicht ist? Trifft er endlich, der Philosoph, auf den doppelten Enthusiasmus, das ist, auf einen Enthusiasten der Spekulation, welcher den Enthusiasmus der Darstellung in seiner Gewalt hat, was thut er dann? Er unterscheidet. Er bewundert das Eine, und prüft das Andere.

Das thut der Philosoph gegen den Enthusiasmus! Und was gegen die Schwärmerei? — Denn beides soll hier doch wohl nicht Eins seyn? Schwärmerei soll doch wohl nicht bloß der übersetzte Ekelname von Enthusiasmus seyn?

Unmöglich! Denn es giebt Enthusiasten, die keine Schwärmer sind. Und es giebt Schwärmer, die nichts weniger als Enthusiasten sind; kaum, daß sie sich die Mühe nehmen, es zu scheinen.

Schwärmer, Schwärmerei kommt von Schwarm, schwärmen; so wie es besonders von den Bienen gebraucht wird. Die Begierde, Schwarm zu machen, ist folglich das eigentliche Kennzeichen des Schwärmers.

Aus was für Absichten der Schwärmer gern Schwarm machen möchte, welcher Mittel er sich dazu bedienet: das giebt die Klassen der Schwärmerei.

Nur weil diejenigen Schwärmer, welche die Durchsetzung gewisser Religionsbegriffe zur Absicht haben, und eigne göttliche Triebe und Offenbarungen vorgeben, (sie mögen Betrüger oder Betrogene, betrogen an sich selbst oder von Andern seyn,) um zu jener Absicht zu gelangen, die vielleicht wiederum nur das Mittel ist, eine andere Absicht zu erreichen: nur weil diese Schwärmer, sage ich, leider die zahlreichste und gefährlichste Klasse der Schwärmerei ausmachen, hat man diese Schwärmer κατ᾽ ἐξοχὴν Schwärmer genennt.

Daß manche Schwärmer aus dieser Klasse durchaus keine Schwärmer heißen wollen, weil sie

keine eignen göttlichen Triebe und Offenbarungen vorgeben, thut nichts zur Sache. So klug sind die Schwärmer alle, daß sie ganz genau wissen, welche Maske sie zu jeder Zeit vornehmen müssen. Jene Maske war gut, als Aberglaube und Tyrannei herrschten. Philosophischere Zeiten erfordern eine philosophischere Maske. — Aber umgekleidete Maske, wir kennen euch doch wieder! Ihr seid doch Schwärmer; — weil ihr Schwarm machen wollt. Und seid doch Schwärmer von dieser gefährlichsten Klasse; weil ihr das nehmliche, weswegen ihr sonst eigne göttliche Triebe und Offenbarungen vorgabt, blinde Anhänglichkeit, nun dadurch zu erhalten sucht, daß ihr kalte Untersuchung verschreiet, sie für unanwendbar auf gewisse Dinge ausgebt, und sie durchaus nicht weiter getrieben wissen wollt, als ihr sie selbst treiben wollet und könnet.

Gegen diese Schwärmerei im allerweitesten Verstande, was thut der Philosoph? — Der Philosoph! — Denn um den Lucianischen Geist bekümmere ich mich auch hier nicht. Wie dessen Bemühungen gegen den Enthusiasmus nicht weit her seyn können, weil er selbst Enthusiast ist: so können auch seine Bemühungen gegen die Schwärmerei von keinem wahren Nutzen seyn, weil er selbst

Schwärmer ist. Denn auch Er will Schwarm machen. Er will die Lacher auf seiner Seite haben. Ein Schwarm von Lachern! — Der lächerlichste, verächtlichste Schwarm von allen.

Weg mit den Fratzengesichtern! — Die Frage ist: was der Philosoph gegen die Schwärmerei thut?

Weil der Philosoph nie die Absicht hat, selbst Schwarm zu machen, sich auch nicht leicht an einen Schwarm anhängt; dabei wohl einsieht, daß Schwärmereien nur durch Schwärmerei Einhalt zu thun ist: so thut der Philosoph gegen die Schwärmerei — gar nichts. Es wäre denn, daß man ihm das für Bemühungen gegen die Schwärmerei anrechnen wollte, daß wenn die Schwärmerei spekulativen Enthusiasmus zum Grunde hat, oder doch zum Grunde zu haben vorgiebt, er die Begriffe, worauf es dabei ankommt, aufzuklären und so deutlich als möglich zu machen bemüht ist.

Freilich sind schon dadurch so manche Schwärmereien zerstoben. Aber der Philosoph hatte doch keine Rücksicht auf die schwärmenden Individua; sondern ging bloß seinen Weg. Ohne sich mit den Mücken herumzuschlagen, die vor ihm herschwärmen, kostet seine bloße Bewegung, sein Stillsitzen

sogar, nicht wenigen das Leben. Die wird von ihm zertreten; die wird verschluckt; die verwickelt sich in seinen Kleidern; die verbrennet sich an seiner Lampe. Macht sich ihm eine durch ihren Stachel an einem empfindlichen Orte gar zu merkbar — Klapp! Trifft er sie, so ist sie hin. Trifft er sie nicht — reise, die Welt ist weit!

Im Grunde ist es auch nur dieser Einfluß, welchen die Philosophen auf alle menschlichen Begebenheiten, ohne ihn haben zu wollen, wirklich haben. Der Enthusiast und Schwärmer sind daher gegen ihn so sehr erbittert. Sie möchten rasend werden, wenn sie sehen, daß am Ende doch alles nach dem Kopfe der Philosophen geht, und nicht nach ihrem.

Denn was die Philosophen sogar ein wenig nachsehend und partheiisch gegen Enthusiasten und Schwärmer macht, ist, daß sie, die Philosophen, am allermeisten dabei verlieren würden, wenn es gar keine Enthusiasten und Schwärmer mehr gäbe. Nicht bloß, weil sodann auch der Enthusiasmus der Darstellung, der für sie eine so lebendige Quelle von Vergnügungen und Beobachtungen ist, verloren wäre; sondern weil auch der Enthusiasmus der Spekulation für sie eine so reiche Fundgrube neuer Ideen, eine so lustige Spitze für

weiter

weitere Aussichten ist, und sie diese Grube so gern befahren, diese Spitze so gern besteigen; ob sie gleich unter zehnmalen das Wetter nicht einmal da oben treffen, was zu Aussichten nöthig ist. Und unter den Schwärmern sieht der Philosoph so manchen tapfern Mann, der für die Rechte der Menschheit schwärmt, und mit dem er, wenn Zeit und Umstände ihn aufforderten, eben so gern schwärmen, als zwischen seinen vier Mauern Ideen analysiren würde.

Wer war mehr kaltblütiger Philosoph, als Leibnitz? Und wer würde sich die Enthusiasten ungerner haben nehmen lassen, als Leibnitz? Denn wer hat je so viel Enthusiasten besser genutzt, als eben er? — Er wußte sogar, daß wenn man aus einem deutschen Enthusiasten auch sonst nichts lernen könne, man ihn doch der Sprache wegen lesen müsse. So billig war Leibnitz! — Und wer ist den Enthusiasten gleichwohl verhaßter, als eben dieser Leibnitz! Wo ihnen sein Name nur aufstößt, gerathen sie in Zuckungen; und weil Wolf einige von Leibnitzens Ideen, manchmal ein wenig verkehrt, in ein System verwebt hat, das ganz gewiß nicht Leibnitzens System gewesen wäre: so muß der Meister ewig seines Schülers wegen Strafe leiden. — Einige von ihnen wissen zwar sehr wohl, wie weit Meister und

Schüler von einander noch abstehen; aber sie wollen es nicht wissen. Es ist doch so gar bequem, unter der Eingeschränktheit und Geschmacklosigkeit des Schülers den scharfen Blick des Meisters zu verschreien, der es immer so ganz genau anzugeben wußte, ob und wie viel jede unverdaute Vorstellung eines Enthusiasten Wahrheit enthalte, oder nicht!

„O dieses verwüstenden, tödtenden, unseligen „Blickes!“ sagt der Enthusiast. „Da macht der „kalte Mann einen kleinen lumpigen Unterschied, „und dieses Unterschieds wegen soll ich alles aufgeben? Da seht ihr nun, was das Unterscheiden „nutzt! Es spannt alle Nerven ab. Ich fühle mich „ja gar nicht mehr, wie ich war. Ich hatte sie „schon ergriffen die Wahrheit; ich war ganz im Besitz derselben: — wer will mir mein eignes Gefühl „abstreiten? — Nein, ihr müßt nicht unterscheiden, „nicht analysiren; ihr müßt das, was ich euch sage, „so lassen, nicht wie ihr es denken könnt, sondern „so wie ich es fühle; wie ich gewiß machen will, „daß ihr es auch fühlen sollt, wer euch Gnade und „Segen giebt.“

Nach meiner Uebersetzung: — wenn euch Gott Gnade und Segen giebt, den einzigen ungezweifelten Segen, wie der Gott, den Menschen ausgestellet, zu verkennen, mit Füßen zu treten!

Freilich was konnte der ehrliche Mann in dem Hafen zu Athen, dessen schönen Enthusiasmus ein alter Arzt, ich weiß nicht, ob durch eine Purganz oder durch Nieseswurz verjagte, anders antworten, als: Giftmischer!

Also so, nur so beträgt sich der Philosoph gegen Enthusiasmus und Schwärmerei. Ist das alles nicht gut, was er thut? Was könnte denn Böses darin seyn? Und was will nun die Frage: Kann was Böses in dem seyn, was er thut?

IV.

Spinozisterei.

Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott.

Durch Spinoza ist Leibnitz nur auf die Spur der vorherbestimmten Harmonie gekommen.

Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott.

Ich mag mir die Wirklichkeit der Dinge außer Gott erklären, wie ich will, so muß ich bekennen, daß ich mir keinen Begriff davon machen kann.

Man nenne sie das Complement der Möglichkeit; so frage ich: ist von diesem Com-

plemente der Möglichkeit in Gott ein Begriff, oder keiner? Wer wird das Letztere behaupten wollen? Ist aber ein Begriff davon in ihm; so ist die Sache selbst in ihm; so sind alle Dinge in ihm selbst wirklich.

Aber, wird man sagen, der Begriff, welchen Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, hebt die Wirklichkeit dieses Dinges außer ihm nicht auf. Nicht? So muß die Wirklichkeit außer ihm etwas haben, was sie von der Wirklichkeit in seinem Begriffe unterscheidet. Das ist: in der Wirklichkeit außer ihm muß etwas seyn, wovon Gott keinen Begriff hat. Eine Ungereimtheit! Ist aber nichts dergleichen, ist in dem Begriffe, den Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, alles zu finden, was in dessen Wirklichkeit außer ihm anzutreffen: so sind beide Wirklichkeiten Eins, und alles, was außer Gott existiren soll, existirt in Gott.

Oder man sage: die Wirklichkeit eines Dinges sey der Inbegriff aller möglichen Bestimmungen, die ihm zukommen können. Muß nicht dieser Inbegriff auch in der Idee Gottes seyn? Welche Bestimmung hat das Wirkliche außer ihm, wenn nicht auch das Urbild in Gott zu finden wäre? Folglich ist dieses Urbild das Ding selbst, und sagen, daß das Ding auch

außer diesem Urbild existire, heißt, dessen Urbild auf eine eben so unnöthige als ungereimte Weise verdoppeln.

Ich glaube zwar, die Philosophen sagen, von einem Dinge die Wirklichkeit außer Gott bejahen, heiße weiter nichts, als dieses Ding bloß von Gott unterscheiden, und dessen Wirklichkeit von einer andern Art zu seyn erklären, als die nothwendige Wirklichkeit Gottes ist.

Wenn sie aber bloß dieses wollen, warum sollen nicht die Begriffe, die Gott von den wirklichen Dingen hat, diese wirklichen Dinge selbst seyn? Sie sind von Gott noch immer genugsam unterschieden, und ihre Wirklichkeit wird darum noch nichts weniger als nothwendig, weil sie in ihm wirklich sind. Denn müßte nicht der Zufälligkeit, die sie außer ihm haben sollte, auch in seiner Idee ein Bild entsprechen? Und dieses Bild ist nur ihre Zufälligkeit selbst. Was außer Gott zufällig ist, wird auch in Gott zufällig seyn, oder Gott müßte von dem Zufälligen außer ihm keinen Begriff haben. — Ich brauche dieses a u ß e r i h m, so wie man es gemeiniglich zu brauchen pflegt, um aus der Anwendung zu zeigen, daß man es nicht brauchen sollte.

Aber, wird man schreien: Zufälligkeiten in dem unveränderlichen Wesen Gottes annehmen! — Nun?

Bin ich es allein, der dieses thut? Ihr selbst, die ihr Gott Begriffe von zufälligen Dingen beilegen müßt, ist euch nie beigefallen, daß Begriffe von zufälligen Dingen zufällige Begriffe sind?

Durch Spinoza ist Leibnitz nur auf die Spur der vorherbestimmten Harmonie gekommen.

(An Moses Mendelssohn.)

Ich fange bei dem ersten Gespräche an. Darin bin ich noch Ihrer Meinung, daß es Spinoza ist, welcher Leibnitzen auf die vorherbestimmte Harmonie gebracht hat. Denn Spinoza war der erste, welchen sein System auf die Möglichkeit leitete, daß alle Veränderungen des Körpers bloß und allein aus desselben eigenen mechanischen Kräften erfolgen könnten. Durch diese Möglichkeit kam Leibnitz auf die Spur seiner Hypothese. Aber bloß auf die Spur; die fernere Ausspinnung war ein Werk seiner eigenen Sagacität.

Denn daß Spinoza die vorherbestimmte Harmonie selbst, gesetzt auch nur so, wie sie in dem

göttlichen Verstande antecedenter ad decretum existirt, könne geglaubt, oder sie doch wenigstens von weitem im Schimmer könne erblickt haben: daran heißt mich alles zweifeln, was ich nur kürzlich von seinem Systeme gefaßt zu haben vermeyne.

Sagen Sie mir, wenn Spinoza ausdrücklich behauptet, daß Leib und Seele ein und eben dasselbe einzelne Ding sind, welches man sich nur bald unter der Eigenschaft des Denkens, bald unter der Eigenschaft der Ausdehnung vorstelle, (Sittenlehre, Th. II. §. 126.) was für eine Harmonie hat ihm dabei einfallen können? Die größte, wird man sagen, welche nur seyn kann; nehmlich die, welche das Ding mit sich selbst hat. Aber, heißt das nicht mit Worten spielen? Die Harmonie, welche das Ding mit sich selbst hat! Leibnitz will durch seine Harmonie das Räthsel der Vereinigung zweier so verschiedener Wesen, als Leib und Seele sind, auflösen. Spinoza hingegen sieht hier nichts Verschiedenes, sieht also keine Vereinigung, sieht kein Räthsel, das aufzulösen wäre.

Die Seele, sagt Spinoza an einem andern Orte (Th. II. §. 163.), ist mit dem Leibe auf eben die Art vereiniget, als der Begriff der Seele von sich selbst mit der Seele vereiniget ist. Nun gehöret der Begriff, den die Seele von sich selbst hat,

mit zu dem Wesen der Seele, und keines läßt sich ohne das andere gedenken. Also auch der Leib läßt sich nicht ohne die Seele gedenken, und nur dadurch, daß sich keines ohne das andere gedenken läßt, dadurch, daß beide eben dasselbe einzelne Ding sind, sind sie nach Spinoza's Meinung mit einander vereiniget.

Es ist wahr, Spinoza lehrt: „die Ordnung „und die Verknüpfung der Begriffe sey mit der Ordnung und Verknüpfung der Dinge einerlei." Und was er in diesen Worten bloß von dem einzigen selbstständigen Wesen behauptet, bejahet er anderwärts und noch ausdrücklicher insbesondere von der Seele (Th. V. §. 581.): „So wie die Gedanken „und Begriffe der Dinge in der Seele geordnet und „unter einander verknüpft sind: eben so sind auch „aufs genaueste die Beschaffenheiten des Leibes oder „die Bilder der Dinge, in dem Leibe geordnet und „unter einander verknüpft." Es ist wahr, so drückt sich Spinoza aus, und vollkommen so kann sich auch Leibnitz ausdrücken. Aber wenn beide sodann einerlei Worte brauchen, werden sie auch einerlei Begriffe damit verbinden? Unmöglich! Spinoza denkt dabei weiter nichts, als daß alles, was aus der Natur Gottes, und der zu Folge, aus de Natur eines einzelnen Dinges, formaliter folge, in

selbiger auch objective, nach eben der Ordnung und Verbindung, erfolgen müsse. Nach ihm stimmet die Folge und Verbindung der Begriffe in der Seele, bloß deswegen mit der Folge und Verbindung der Veränderungen des Körpers überein, weil der Körper der Gegenstand der Seele ist; weil die Seele nichts als der sich denkende Körper, und der Körper nichts als die sich ausdehnende Seele ist. Aber Leibnitz — Wollen Sie mir ein Gleichniß erlauben? Zwei Wilde, welche beide das erstemal ihr Bildniß in einem Spiegel erblicken. Die Verwunderung ist vorbei, und nunmehr fangen sie an, über diese Erscheinung zu philosophiren. Das Bild in dem Spiegel, sagen beide, macht eben dieselben Bewegungen, welche ein Körper macht, und macht sie in der nehmlichen Ordnung. Folglich, schließen beide, muß die Folge der Bewegungen des Bildes, und die Folge der Bewegungen des Körpers sich aus einem und eben demselben Grunde erklären lassen *).

*) Hiermit stimmt auch Herr Heidenreich (s. dessen Natur und Gott nach Spinoza, 1. Th. Leipzig 1789. S. 90 bis 102.) Aber dieser sonst so unpartheiische als gründliche Philosoph, geht er nicht zu weit, wenn er behauptet, Moses Mendelssohn habe den Spinozismus nur aus Compendien gekannt, oder Spinozens Schriften höchstens flüch-

tig gelesen? Joachim Lange, der schon Leibnitzen beschuldigte, seine vorherbestimmte Harmonie aus dem Spinoza genommen zu haben, mochte wohl nie des Ansehens, geschweige des aufmerksamen Durchlesens von Moses Mendelssohn gewürdigt worden seyn. Von diesem Lange hätte er auf sein Wort gewiß nicht so etwas angenommen. Bloß weil er es behauptete, wäre er der Sache an der Quelle weiter nachgegangen.

Auch war Moses Absicht nicht, Leibnitzen eines Plagiats verdächtig zu machen, sondern die Ursache anzugeben, warum Leibnitz nicht sagen wollen, woher er die vorherbestimmte Harmonie habe. Viele Leser, sagt Moses ganz recht, beurtheilen die Wahrheit nur nach einer gewissen Genealogie, und brauchen nur zu wissen, daß sie bei dem oder jenem Schriftsteller in einer Verwandtschaft mit einem Irrthume gestanden habe, um sie zu verwerfen. Ueberhaupt sind die philosophischen Gespräche zwar das Erste, was Moses geschrieben, aber nicht das Vorzüglichste; er ist da etwas zu Leibnitzisch-Wolfisch, und sieht vor lauter Bäumen den Wald nicht. Anmerk. des H.

V.

Leibnitzisterei.

Chronologische Umstände von Leibnitzens Leben.

Einige Auszüge aus Leibnitzens Schriften, die er vermuthlich zu dessen Lebensbeschreibung brauchen wollen.

Leibnitz.

Chronologische Umstände seines Lebens.

Er hat sein Leben selbst beschreiben wollen, wie aus seinem Briefe an Pelisson sur la Tolerance zu ersehen. Geboren 1646.

Zu Leipzig profitirte er das Meiste von Jacob Thomasio, und in Jena von Erhard Weigeln.

1664 wurde er Magister Philosophiae zu Leipzig, nachdem er vorher de principio individui disputirt.

1666 disputirte er zu Leipzig pro facultate de complexionibus, nachdem er vorher über quaestiones ex jure collectas und de conditionibus disputirt hatte.

1666 erschien auch seine ars combinatoria. Dieser war beigefügt: demonstratio existentiae Dei ad mathematicam certitudinem exacta.

1666 ward er in Altorf Doctor Juris, nachdem er in Leipzig Repuls bekommen, und disputirte de casibus perplexis in jure.

1666 ging er von da nach Nürnberg, und schaffte sich auf die bekannte Art Zutritt bei der alchymistischen Gesellschaft, wie Brucker sagt.

Der Prediger daselbst, Justus Jacob Leibnitz, der Memorabilia Bibliothecae Norimbergensis geschrieben, und dessen Freundschaft sich Leibnitz erwarb, war kein Verwandter von ihm, sondern nur ein bloßer Namensvetter.

Zu Nürnberg lernte er auch Boineburgen kennen, welcher ihm Hoffnung machte, in die Dienste des Churfürsten von Mainz zu kommen, weswegen er sich nach Frankfurt begab, um da in der Ruhe zu seyn.

1668 gab er heraus novam methodum docendae discendaeque jurisprudentiae cum catalogo desideratorum in jurisprudentia, und bald darauf: Corporis juris reconcinnandi rationem. Um eben diese Zeit wollte er auch Alstedii Encyclopaediam verbessern und vermehren, bei welcher Arbeit ihm Hasenthaler helfen sollte. Auf dieses Projekt kam er auch noch in seinem Alter wieder zurück.

1669 schrieb er für den Prinzen von Pfalz-Neuburg das Specimen demonstrationum politicarum pro eligendo rege Polonorum, nachdem Johannes Casimirus abgedankt hatte.

In eben dem Jahre gab er den Nizelium de veris principiis et vera ratione philosophandi contra Pseudophilosophos heraus.

1670 ward er Hofrath des Churfürsten von Mainz.

1671 kam er zuerst in die Bekanntschaft des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, Johann Friedrichs, Kalenbergischer Linie, und schrieb die defensionem logicam S. S. Trinitatis, desgleichen Hypothesin physicam novam seu theoriam motus concreti. Das letztere hat Christian Knorr, der Verfasser der fabulae denudatae, unter dem Nahmen Christ. Peganius Deutsch übersetzt, und seiner Uebersetzung von Browur Pseudoxia epidemica beigefügt.

Erst nachher erschien seine Theoria motus abstracti, in welcher schon mancher Samen zu seiner ihm nachher eigenen Philosophie enthalten ist: das omne corpus esse mentem momentaneam seu carentem recordatione etc. Ungefähr aus dieser Zeit ist seine Notitia opticae promotae.

1672 schickte ihn Boineburg mit seinem Sohne nach Frankreich. Hier gab ihm die Bekanntschaft mit Huygens Anlaß, daß er sich erst recht auf die Mathematik legte. Doch ließ er sich auch bereden, den Martianus Capella in usum Delphini auszuarbeiten *), ob er schon überhaupt das kostbare Unternehmen dieser Ausgaben mißbilligte, und glaubte, daß man das Geld besser für die Wissenschaften anwenden könnte, besonders zur nähern Kenntniß der Natur.

*) Ludowici sagt in Leibnitzens Leben, daß er zwar die Arbeit mit solchem glücklichen Fortgange angegriffen, daß er die Herausgabe desselben bewerkstelligen können, aber einige lose Leute hätten ihm alles entwendet, was er darüber zu Papiere gebracht. In der Note dazu beruft er sich auf das Elogium in den actis eruditorum, führt aber dabei an (S. 63.): daß Feller in supplementis vitae Leibnitzianae es anders erzähle, und man daraus schließen müsse, daß Leibnitz diese Arbeit gar nicht übernommen habe. Anmerk. d. H.

1673 ging er von Frankreich nach England, nachdem Boineburg gestorben, und man ihn vergebens in Frankreich zu behalten suchte, weil er die Religion nicht ändern wollte.

Hier in England beschäftigte er sich schon mit seiner Rechenmaschine. Aber in eben dem Jahre starb der Churfürst zu Mainz, und Leibnitz kam außer Dienst und Pension. Er ging also wieder nach Paris zurück, und begab sich von da aus in des Herzogs Johann Friedrichs Dienste, der ihn zu seinem Hofrath und Bibliothekar machte, mit Erlaubniß, so lange in Paris zu bleiben, bis er seine Rechenmaschine zu Stande gebracht.

1675 wurde er zu Paris auswärtiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

1675 ging er wieder nach England, und von da

1676 nach Holland, wo er mit dem Bürgermeister Hudden Bekanntschaft machte.

1677 kam er nach Hannover. Die Bibliothek daselbst ward durch den Zukauf der Bibliothek des Hamburgischen Medici und Professors, Martini Fogelii, auf seinen Rath vermehrt. In diese Zeit fallen auch die Bemühungen, das Wasser aus den Bergwerken auf dem Harz zu bringen.

Desgleichen schrieb er um diese Zeit, als die Französischen Gesandten auf dem Nimwegischen Frieden

den keinen Gesandten der deutschen Fürsten, außer der Churfürsten, zulassen wollten, unter dem Namen Caesarini Furstenarii de jure suprematus ac legationis principum Germaniae, wozu er sich aber doch niemals bekennen wollen, um sich an den Königl. und Churfürstlichen Höfen, an welchen er gelitten war, nicht in Mißgunst zu setzen.

1677 überschrieb er an Newton zuerst etwas von seinem Calculo differentiali, nachdem ihm dieser vorher seinen calculum fluxionum nur in einem Räthsel übermacht hatte *).

1679 starb sein Herzog Johann Friedrich, auf dessen Tod er das schöne lateinische Gedicht machte. Ernst August aber, dessen Bruder, der ihm in der Regierung folgte, bestätigte ihn mit einer Pension von 600 Rthlr. als Hofrath; obschon Leibnitz selbst kaiserl. Dienste suchte und an Lambecii Stelle Bibliothekar werden wollte.

*) Leibnitzens Versuche in der Physik und Chymie gedenkt er gar nicht, da doch Leibnitz in diesem Jahre sich sehr viele Mühe gab, den von Kraft erfundenen Phosphorus nachzumachen. Auch von Leibnitzens Bemühungen um bessere und bequemere Kutschen schweigt er.

Anmerk. des H.

1681 und 82 correspondirte Leibnitz mit Schelhammern über die Entstehung und Fortpflanzung des Schalls.

1683 machte Leibnitz in den Actis eruditorum seine Gedanken von der Interusur-Rechnung bekannt,

1684 sein Specimen de dimensionibus figurarum inveniendis, und gerith darüber mit Tschirnhaus und Craig in Streit; publicirte aber in diesem Jahre den methodum tangentium und den de maximis & minimis.

In eben diesem Jahre unternahm er seine gelehrte Reise zur Erläuterung der Braunschweigischen Geschichte. Er reisete besonders Deutschland durch, und ging von da nach Italien.

Nach dieser Reise, bei der ihn aber Eccard beschuldigt, daß er παρεργα, nehmlich seine Mathematik und Philosophie, dem εργῳ vorgezogen, fallen seine theologischen Streitigkeiten mit Pelisson.

1686 schrieb Leibnitz über die Gesetze der Bewegung, und bekam darüber mit Catelan und Papin Streit.

1690 fand Leibnitz die Auflösung der Ketten- und Stricklinie.

1691 machte ihn Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel, auch zu seinem Hofrath und Bibliothekar in Wolfenbüttel.

1692 ward sein Herr Ernst August Churfürst; welches Geschäft Platen trieb, dem Leibnitz in Beischaffung aller Rechte und Vorzüge des Hauses aus der Geschichte sehr behülflich war. Um diese Zeit schrieb er auch seine Protogaea.

1693 erschien sein Codex juris gentium diplomaticus, der größtentheils aus Wolfenbüttelischen Handschriften genommen war.

1694 beschäftigte er sich wieder mit metaphysischen Speculationen, und schrieb seine Abhandlungen de notione substantiae und de ipsa natura sive vi insita in den Actis eruditorum.

1695 erschien in den Actis eruditorum sein Specimen dynamicum.

In eben diesem Jahre machte er in dem Journal des Savans sein System von der harmonia praestabilita bekannt.

1696 ward er Geheimer Justizrath und Historiograph des Churfürsten von Hannover.

1697 machte er seine Dyadik bekannt, die er als ein Bild creationis ex nihilo atque uno, id est creatore, wollte betrachtet wissen *).

Auch kamen in diesem Jahre seine novissima Sinica heraus.

1698 kamen seine monumentorum historicorum nondum hactenus editorum Tomi II. heraus.

1700 brachte er die Akademie der Wissenschaften in Berlin zu Stande.

1703 war er einige Monathe in Berlin krank.

1704 wollte er auch zu Dresden eine ähnliche Akademie anzulegen versuchen. Aber das ging nicht, und er gab sich mit den Irenicis ab, die damals in Berlin betrieben wurden.

1705 starb die Königin Sophie Charlotte.

*) Der Entwurf zu einer Medaille, welche Leibnitz seinem Herzoge 1697 zum Neujahrsgeschenke machte, ist gezeichnet und beschrieben in Leibnitzens Leben von Ludowici S. 130. Die ausführliche Erklärung aber von dieser Rechnung Eins und Null machte er 1703 der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris bekannt mit der Schrift: Explication de l'Arithmetique binaire, qui se sert des seuls caractéres 0 et 1, welche in deren Geschichte von 1703 auch gedruckt ist.

Anmerk. d. H.

1707 erschien der erste Tomus seiner collectionum historicarum antiquit. Bruswicienses illustrantium; die übrigen 2 Tomi folgten 1710 und 1711.

In eben diesem Jahre brachte er auch seine Theodicée zu Stande.

1708 beschäftigten ihn zum Theil die Werke des Cludevorth und Puffendorff.

1710 erschien der erste Band von den Miscellaneis Berolinensibus, desgleichen die Theodicée zum erstenmale im Druck.

In eben diesem Jahre schaffte er die Gudeischen Reste nach Wolfenbüttel.

1711 sprach er Peter den Großen zu Torgau, der ihn auch mit einer Pension von 1000 Rthlr. zu seinem Justizrathe ernannte.

Zu Ende dieses Jahres machte ihn der Kaiser Karl VII. zum Reichshofrath und Baron.

1713 reisete er nach Wien, und ward in der Unterhandlung des Utrechter Friedens gebraucht. Der Kaiser gab ihm 2000 Fl. und freie Tafel, mit dem Versprechen d e Pension zu verdoppeln, wenn er in Wien bleiben wollte.

In Wien gab er sich auch viel Mühe, eine Akademie der Wissenschaften anzulegen. Er verließ es aber noch in diesem Jahre, weil die Pest da

ausbrach und ihn sein Hof zurück forderte. Der Churfürst von Hannover war König in England geworden, und Leibnitz schrieb seinen Anti-Jacobite, den er aber nie für seine Arbeit erkennen wollte.

Um diese Zeit, weil sein Hof mit ihm nicht vergnügt war, daß er so oft an fremden Höfen sich aufhalte und das Geschäft der Braunschweigischen Geschichte vernachlässige, wollte er nach Frankreich gehen, und Eccard ward Braunschweigischer Historiograph, um das von ihm angefangene Werk fortzusetzen.

1715 erschien sein Aufsatz de origine Francorum.

In diese Zeit fallen auch seine Streitschriften mit Clarken, die aber erst nach seinem Tode heraus kamen.

Er starb 1716.

Einige Auszüge aus Leibnitzens Schriften, die Lessing zu dessen Lebensbeschreibung gebrauchen wollen.

De la *specieuse génerale* qu'il a voulu donner, où toutes les verités de raison se soient réduites à une façon de calcul. Ce pourroit être en même tems une manière de langue ou d'écriture universelle, Tom. V. p. 7. *).

*) Leibnitzii Opera omnia studio Lud. Dutens. Colon. Allobr. et Berolini 1789. Edit. m. Es scheint sonderbar, daß Lessing aus einem Buche anführen können, das lange nach seinem Tode erst herausgekommen; aber es ist nur ein neugedruckter Titel der Leibnitzischen Werke, welche zu Genf 1768 erschienen sind. Hieher kann man auch rechnen, was Leibnitz an seinen Herzog (Böhmers Magazin 1 B. 1 St. S. 136) darüber geschrieben. In Philosophie, sagt er, habe ich ein Mittel funden, dasjenige, was Cartesius und andre per Algebram et analysin in Arithmetica et Geometria gethan, in allen Scientien zu wege zu bringen per

Les études a l'an de 15 ans p. 8.

Er bekennt, daß er in die Tiefe der Mathematik nicht eher eingedrungen, als bis er Huygens zu Paris kennen lernen. Ebend.

Formalisten und Materialisten. Diese letztern wollen alles in der Natur mechanisch erklären. Jene, die Formalisten, wohin die Platoniker und Aristoteliker gehören, nehmen die causas similes mit zu Hülfe. Doch haben einige von diesen die wirkenden Ursachen causas efficientes et materiales zu sehr vernachlässiget, wie Henr. Morus in England, welche glaubten qu'il y a des Phéno-

artem combinatoriam, welche Lullius und Kircherus zwar excoliret, bei weitem aber in solcher deren intima nicht gesehen; dadurch alle notiones compositae in der ganzen Welt in wenig simplices, als deren Alphabet, reduciret und aus solches Alphabets Combination wiederum alle Dinge sammt ihren theorematibus und was uns von ihnen zu inventiren möglich, ordinata methodo mit der Zeit zu finden ein Weg gebahnt wird. Welche Invention, dafeme sie, wills Gott! zu Werke gerichtet, als Mater aller Inventionen von mir vor das importanteste gehalten wird, ob sie gleich das Ansehn noch zur Zeit nicht haben mag. Ich habe dadurch alles, was erzählt werden soll, gefunden, und hoffe noch ein Mehreres zu Wege zu bringen.

Anmerk. des H.

mènes qui ne peuvent être appliqués mecaniquement p. 11. Huygens verachtete die Infinitesimalrechnung des Leibnitz, bis er aus Beispielen sah, von welchem erstaunlichen Nutzen sie sey; und da legte er sich kurz vor seinem Tode noch darauf. Leibnitz sagt von ihm: lui a qui un mérite tout à fait eminent donnoit quasi droits de mépriser tout ce qu'il ne savoit pas. p. 11.

Eben so wollte auch der Marquis de l'Hôpital von Leibnitzens speciosa generalis nichts wissen, oder konnte sich vielmehr keinen Begriff davon machen. Und Leibnitz sahe wohl, daß alles dabei darauf ankommen würde, daß er in einigen handgreiflichen Exempeln den Nutzen davon zeigte. Allein um dieses thun zu können, hätte er erst seine Charakteristik erfinden müssen, wozu er sich 1714 nicht besonders mehr aufgelegt fühlte. Ibid.

Leibnitz hatte die hinterlassenen Werke des Pascal sur les coniques in Ordnung gebracht. Ob sie hernach herausgekommen? p. 12.

Das Leibnitzische System dürfte wohl am leichtesten und besten aus der Abhandlung zu erlernen seyn, die er für den Prinzen Eugen schrieb, (T. II. Pars. I. p. 20.) weil diese so abgefaßt ist, daß sie auch von denen verstanden werden kann, die weder in der Sprache der Schulphilosophie

noch der Cartesianischen Philosophie geübt sind. Denn nach der ersten bequemte er sich in den Aufsätzen, die in den Actis eruditorum eingerückt wurden, und nach letzterer in denen, welche in das Journal des Savans und andere Französische Journale kamen, wie er selbst erinnert p. 12–13.

Ueber Christ. Wolf, daß er nicht viel Verbindung mit ihm gehabt und also keinen nähern Unterricht von seiner Philosophie erhalten können. p. 15.

Seinen Optimismus hat Leibnitz p. 19 in wenig Worten vortrefflich ausgedrückt: Tous les desordres particuliers sont redressés avec avantage dans le total, même en chaque monade.

Erfinden.

Saepius aliquid novi invenit, qui artem non intelligit. Item αυτοδιδακτος quam alius. Irrumpit enim per portam viamque aliis non tritam, aliamque rerum faciem invenit. Omnia nova miratur, in ea inquirit, quae alii quasi comperta praetervolant.

Dies sind merkwürdige Worte von Leibnitz (Misc. Leibn. p. 147.), über welche sich ein sehr lehrreicher Commentar schreiben ließe. Es folgt unter andern daraus, wie wenig nothwendig ein allzusorgfältiger, allzumethodischer Unterricht, auf den

unsere neuern Pädagogen dringen, im Grunde für die menschliche Seele ist *).

Ideae innatae.

In wie fern diese Leibnitz behauptet und von Locken darin abgegangen, sieht man am besten aus einer Stelle an Bierling (Oper. Tom. V. p. 358.):

In Lockio sunt quaedam particularia non male exposita, sed in summa longe aberravit a janua, nec naturam mentis veritatisque intellexit. Si discrimen inter veritates necessarias, seu demonstratione perceptas, et eas, quae nobis sola inductione utcunque innotescunt, satis considerasset, animad-

*) So schreibt Leibnitz auch von sich selbst an den Herzog Johann Ernst von Braunschweig-Lüneburg (Böhmers Magazin 1 B. 1 St. S 135): Weil mir meine Eltern zeitlich gestorben und ich fast ohne einige Direktion meiner Studien gewesen, habe ich das Glück gehabt, vor mich über Bücher von allerhand Sprachen, Religionen und Scientien zu gerathen, wie wohl ohne gebührende Ordnung und solche Anfangs nur aus Trieb der Delektation zu lesen, davon ich aber unempfindlich den Nutzen geschöpft, daß ich von gemeinen Präjudiciis befreiet worden und auf viele Dinge kommen, woran ich sonst nimmermehr gedacht hätte.

Anmerk. des H.

vertisset, necessarias non posse comprobari, nisi ex principiis mentis insitis; cum sensus quidem doceant, quid fiat, sed non quid necessario fiat. Idem non satis animadvertit, ideas entis, substantiae unius et ejusdem, veri, boni, aliasque multas menti nostrae ideo innatas esse, quia ipsa innata est sibi, et in se ipsa haec omnia deprehendit. Nempe nihil est in intellectu quod non fuerit in sensu, nisi ipse intellectus. Multa alia in Lockium animadverti possent, cum etiam immaterialem animae naturam per cuniculos subruat. Inclinavit ad Socinianos, (quemadmodum et amicus eius Clericus) quorum paupertina semper fuit de Deo et mente philosophia.

Nouveaux Essais sur l'entendement humain par Leibnitz *).

La Comtesse Connaway, Platonicienne, p. 27. Les avantages du Systeme de Leibnitz. Ibid.

Le Systême paroît allier Platon avec Democrite, Aristôte avec Descartes, les Scholastiques

*) Oeuvres philosophiques latines et françoises de feu Mr. Leibnitz tirées de ses Msts. qui se conservent dans la Bibliothèque royale à Hanovre et publiées par Mr. Rud. Eric Raspe avec une préface de Mr. Kästner, à Amsterd. et Leipzig 1765. 4.

avec les Modernes, la théologie et la morale avec la raison. Il semble qu'il prend le meilleur de tous cotés et que puis apres il va plus loin qu'on n'est allé encore. J'y trouve une explication intelligible de l'union de l'ame et du corps, chose dont j'avois desesperé auparavant. Je trouve les vrais principes des choses dans les unités des substances que ce système introduit et dans leur harmonie préétablie, par la substance primitive. J'y trouve une simplicité et une uniformité surprenantes en sorte qu'on peut dire que c'est par tout et toujours la même chose aux degrés de perfection prés. Je vois maintenant ce que Platon entendoit, quand il prenoit la matière pour un être imparfait et transitoire; ce que Aristôte vouloit dire par son Entelechie; ce que c'est la promesse que Democrite même faisoit d'une autre vie chez Pline; comme les animaux sont des automates suivant Descartes, et comment ils ont pourtant des ames et du sentiment selon l'opinion du genie humain; comment il faut expliquer raisonnablement ceux qui ont donné de la vie et de la perception à toutes choses comme Cardan, Conquanella et mieux qu'eux feue Madame la Comtesse de Connaway, Platonicienne et notre ami feu Mr. François Mercure van Helmont (quoique d'ailleurs herissé de paradoxes inintelligibles) avec son ami

feu Mr. Henry Morus; comment les loix de la nature (dont une bonne partie étoit ignorée avant ce système) tirent leur origine des principes superieurs à la matière, quoique pourtant tout se fasse mecaniquement dans la matière, en quoi les autres spiritualismes, que je viens de nommer, avoient manqué avec... et mêmes les Cartesiens, en croyant que les substances immaterielles changeoient si non la force au moins la direction ou determination des mouvemens des corps, au lieu que l'ame et le corps gardent parfaitement leurs loix, chacun les siennes selon le nouveau système et que neanmoins l'un obéit à l'autre autant qu'il le faut.

La philosophie de Leibnitz est fort peu connue; mais sa Théologie l'est encore moins. Je ne parle pas de cette Théologie, qui fait partie de la Philosophie; mais de cette autre d'origine celeste, en un mot, de la chretienne. La manière comment celle-ci a existé dans la tête de notre Philosophe, comment elle s'est arrangée avec les principes de pure raison, quelle influence elle a eu, partant sur sa vie que sur ses raisonnements, et sur sa façon de les proposer: c'est là ce que j'appelle sa Théologie, dont je dis qu'elle

est très inconnue, tout digne qu'elle est d'être bien eclairci.

Leibnitz nimmt in seinen Protogaeis *) mit Burnet an, daß die Berge durch die Sündfluth entstanden. Ob das wahr sey, mag Gott wissen. Aber der Einwurf, den Schmidt **) dagegen, in der Vorrede zu diesem von ihm herausgegebenen Werke des Leibnitz, macht, ist herzlich elend. Nehmlich, daß die Berge von der Weisheit und Allmacht Gottes allzudeutlich zeigten, als daß sie ein Werk der Sündfluth seyn könnten. Als ob beides nicht beisammen bestehen könnte; und als ob die Zerstörungen der Sündfluth, um sie so zu nennen, dem blinden Zufalle überlassen gewesen wären. Leibnitz und Burnet haben weiter nichts sagen wollen, als daß sich Gott der Sündfluth bedient, die Berge so und so, zu der und zu jener Absicht hervorzubringen.

*) Acta eruditorum anni 1693. p. 40-42. Opera Leibnitzii per Dutens Tom. VI. p. 213.

**) Ob dieses der Professor zu Helmstädt Johann Andreas Schmid oder ein anderer ist, und wo Leibnitzens Protogaea von diesem Schmid herausgekommen, habe ich nirgends finden können.

Anmerk. des H.

VI.

Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen seyn können.

1) Die Seele ist ein einfaches Wesen, welches unendlicher Vorstellungen fähig ist.

2) Da sie aber ein endliches Wesen ist, so ist sie dieser unendlichen Vorstellungen nicht auf einmal fähig, sondern erlangt sie nach und nach in einer unendlichen Folge von Zeit.

3) Wenn sie ihre Vorstellungen nach und nach erlangt, so muß es eine Ordnung geben, nach welcher, und ein Maß, in welchem sie dieselbe erlangt.

4) Diese Ordnung und dieses Maß sind die Sinne.

5) Solcher Sinne hat sie gegenwärtig fünfe. Aber nichts kann uns bewegen zu glauben, daß sie Vorstellungen zu haben so fort mit diesen fünf Sinnen angefangen habe.

6) Wenn

6) Wenn die Natur nirgends einen Sprung thut, so wird auch die Seele alle unteren Staffeln durchgegangen seyn, ehe sie auf die gekommen, auf welcher sie sich gegenwärtig befindet. Sie wird erst jeden dieser fünf Sinne einzeln, hierauf alle zehn Amben, alle zehn Ternen und alle fünf Quaternen derselben gehabt haben, ehe ihr alle fünfe zusammen zu Theil geworden.

7) Dieses ist der Weg, den sie bereits gemacht; auf welchem ihrer Stationen nur sehr wenige können gewesen seyn, wenn es wahr ist, daß der Weg, den sie noch zu machen hat, in ihrem jetzigen Zustande so einförmig bleibt. Das ist, wenn es wahr ist, daß außer diesen fünf Sinnen keine andern Sinne möglich, daß sie in alle Ewigkeit nur diese fünf Sinne behält, und bloß durch die Vervollkommung derselben der Reichthum ihrer Vorstellungen anwächst.

8) Aber wie sehr erweitert sich dieser ihr zurückgelegter Weg, wenn wir den noch zu machenden auf eine des Schöpfers würdige Art betrachten. Das ist, wenn wir annehmen, daß weit mehrere Sinne möglich, welche die Seele schon alle einzeln, schon alle nach ihren einfachen Complexionen (das ist jede zwey, jede drey, jede viere zusammen) gehabt hat,

ehe sie zu dieser jetzigen Verbindung von fünf Sinnen gelangt ist.

9) Was Grenzen setzt, heißt Materie.

10) Die Sinne bestimmen die Grenzen der Vorstellungen der Seele (§ 4); die Sinne sind folglich Materie.

11) Sobald die Seele Vorstellungen zu haben anfing, hatte sie einen Sinn, war sie folglich mit Materie verbunden.

12) Aber nicht so fort mit einem organischen Körper. Denn ein organischer Körper ist die Verbindung mehrerer Sinne.

13) Jedes Stäubchen der Materie kann einer Seele zu einem Sinn dienen. Das ist, die ganze materielle Welt ist bis in ihre kleinsten Theile beseelt.

14) Stäubchen, die der Seele zu einerley Sinne dienen, machen homogene Urstoffe.

15) Wenn man wissen könnte, wie viel homogene Massen die materielle Welt enthielte: so könnte man auch wissen, wie viele Sinne möglich wären.

16) Aber wozu das? Genug, daß wir zuverlässig wissen, daß mehr als fünf dergleichen homo-

gene Massen existiren, welchen unsere gegenwärtigen fünf Sinne entsprechen.

17) Nehmlich, so wie der homogenen Masse, durch welche die Körper in den Stand der Sichtbarkeit kommen, (dem Lichte) der Sinn des Gesichts entspricht: so können und werden gewiß, z. E. der elektrischen Materie, oder der magnetischen Materie ebenfalls besondre Sinne entsprechen, durch welche wir es unmittelbar erkennen, ob sich die Körper in dem Stande der Elektricität, oder in dem Stande des Magnetismus befinden, welches wir jetzt nicht anders als aus angestellten Versuchen wissen können. Alles was wir jetzt noch von der Elektricität oder von dem Magnetismus wissen, oder in diesem menschlichen Zustande wissen können, ist nicht mehr als was Saunderson von der Optik wußte. — Kaum aber werden wir den Sinn der Elektricität oder den Sinn des Magnetismus selbst haben: so wird es uns gehen, wie es Saunderson würde ergangen seyn, wenn er auf einmal das Gesicht erhalten hätte. Es wird auf einmal für uns eine ganz neue Welt voll der herrlichsten Phänomene entstehen, von denen wir uns jetzt eben so wenig einen Begriff machen können, als er sich von Licht und Farben machen konnte.

18) Und so wie wir jetzt von der magnetischen und elektrischen Kraft, oder von dem homogenen Urstoffe (Massen), in welchem diese Kräfte wirksam sind, versichert seyn können, ob man gleich irgend einmal wenig oder gar nichts von ihnen gewußt: eben so können wir uns von hundert, von tausend andern Kräften in ihren Massen versichert halten, ob wir gleich von ihnen noch nichts wissen, welchen allen ein besonderer Sinn entspricht.

19) Von der Zahl dieser uns noch unbekannten Sinne ist nichts zu sagen. Sie kann nicht unendlich seyn, sondern sie muß bestimmt seyn, ob sie schon von uns nicht bestimmbar ist.

20) Denn wenn sie unendlich wäre, so würde die Seele in alle Ewigkeit auch nicht einmal zum Besitze zweier Sinne zugleich haben gelangen können.

21) Eben so ist auch nichts von den Phänomenen zu sagen, unter welchen die Seele im Besitz jedes einzeln Sinnes erscheint.

22) Wenn wir nur vier Sinne hätten, und der Sinn des Gesichts uns fehlte, so würden wir uns von diesem eben so wenig einen Begriff machen können, als von einem sechsten Sinne. Und also darf man an der Möglichkeit eines sechsten

Sinnes und mehrerer Sinne eben so wenig zweifeln, als wir in jenem Zustande an der Möglichkeit des fünften zweifeln dürften. Der Sinn des Gesichts dient uns, die Materie des Lichts empfindbar zu machen, und alle dieselben Verhältnisse gegen andere Körper. Wie viel andere dergleichen Materie kann es nicht noch geben, die eben so allgemein durch die Schöpfung verbreitet ist!

VII.

Notiones directrices
in den vornehmsten menschlichen Wissenschaften, Künsten und Kenntnissen.

Notiones directrices in der Naturlehre.

1. Von der Größe des Weltgebäudes.
   - a) Eine Meile = 24000 Fuß.
   - b) Umfang der Erde = 5400 Meilen.
   - c) Durchmesser derselben = 1720 Meilen.
   - d) Entfernung des Mondes = 30 Erddiameter = 51600 Meilen.
   - e) Entfernung der Sonne = 900 Erddiameter, also dreißigmal weiter als der Mond.
   - f) Der nächste Fixstern = mehr als 450,000,000 Erddiameter, also mehr denn 50,000 mal weiter als die Sonne.

II. Von der Geschwindigkeit.

a) Ein guter gewöhnlicher Mannsgang = 120 Schritt in einer Minute, der Schritt zu 2½ Fuß, also 300 Fuß Weges in einer Minute.

b) Ein mittelmäßiger Wind macht 10 Fuß in einer Secunde, oder 600 Fuß in einer Minute.

c) Ein Wind, der 20 Fuß in einer Secunde durchläuft, also 1200 Fuß in einer Minute, ist schon ziemlich stark.

d) Der 50 Fuß in einer Secunde macht, sehr heftig.

e) Auf die Geschwindigkeit des Windes folgt die Geschwindigkeit des Schalles, der in einer Secunde 1000 Fuß macht, also 2½ Meile in einer Minute.

f) Ungefähr eben so geschwind bewegt sich auch eine Kanonenkugel.

g) Wenn man aber die stärkste Ladung nimmt, so rechnet man, daß sie 2000 Fuß in einer Secunde, und also 120,000 Fuß in einer Minute durchlaufen könnte, das ist in einer Minute 5 Meilen. Diese Geschwindigkeit, welche die größte ist, die man auf der Erde antrifft, scheint ungeheuer, und doch ist sie nur

400mal größer, als der unter a) bestimmte Mannsgang.

h) Aber weit größere Geschwindigkeiten giebt es an dem Himmel.

a) Die Erde um ihre Axe 5400 Meilen in 24 Stunden, welches nur 300mal geschwinder als der Mannsgang ist, und also um ⅔ weniger geschwind, als die größte Geschwindigkeit der Kanonenkugel.

b) Auf den Weg der Erde um die Sonne aber kommen in 24 Stunden 128,250 Meilen, das ist 18mal geschwinder als eine Kanonenkugel.

c) Die größte Geschwindigkeit, die wir kennen, ist die Geschwindigkeit des Lichts, das in jeder Minute 2,000,000 Meilen durchläuft, also 400000mal geschwinder, als eine Kanonenkugel schießt.

III. Von dem Schalle.

VIII.

Bemerkungen über Burke's philosophische Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen.

I. Von Moses Mendelssohn.

Anmerkungen über das Englische Buch: On the sublime and beautiful.

Sect. I.

Die Neubegierde ist eine unmittelbare Folge von der Vorstellungskraft der Seele; denn diese führet ein Bestreben nach neuen Vorstellungen mit sich. In diesem allgemeinen Verstande betrachtet, ist sie nicht so leicht zu befriedigen, als der Verfasser behauptet. Wenn sie aber, wie östers zu geschehen pflegt, auf unerhebliche Gegenstände verfällt, als-

dann ist sie bald gesättigt. Die Lust verschwindet, und man bestrebt sich sogleich nach einem neuen Gegenstande. Wo ich nicht irre, so drücken die Deutschen diesen Unterschied der Empfindungen durch Neubegierde und Neugier aus.

Daß aber ein gewisser Grad der Neuheit erfordert wird, wenn uns ein Gegenstand Lust oder Unlust gewähren soll, läßt sich aus der Natur der Seelenkräfte sehr leicht erklären. Wir werden vielleicht in der Folge Gelegenheit bekommen, dieses weitläuftiger aus einander zu setzen.

Sect. II.

Pain and pleasures are simple ideas, incapable of definition. Nicht weil sie einfache, sondern weil sie dunkle Begriffe sind. Uebrigens, wenn sich schon die Empfindungen in ihren besondern Arten nicht erklären lassen, so kann man doch überhaupt sehr deutlich erklären, was Lust, Unlust u. s. w. sey.

Daß die Unlust etwas mehr voraussetze, als die Beraubung der Lust, hat schon Wolf erinnert. (S. dessen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele.)

Sect. III. et IV.

Gaudium ortum ex eo, quod malum sit praeteritum vel metus mali evanuerit, dicitur Hilari-

das: Wolfii Psychol. empyr. §. 855. Und in der Note, Germani dicunt. Ich bin froh, daß das Unglück vorbei ist. Wolf meint, das Substantivum von froh, sey Fröhlichkeit. Mich dünkt aber, es sey ein Unterschied zwischen fröhlich und froh. Vielleicht kann man sagen: Frohheit. Baumgart. Met. Ed. IV. § 682. sagt das Frohseyn. Prop. §. 856. ebendaselbst scheint mir sehr richtig zu seyn. Es läßt sich daraus erklären, warum dasjenige, was unser Engländer delight nennet, nothwendig entweder Gleichgültigkeit und Gemüthsruhe, oder mit einer unangenehmen Empfindung vermischt seyn müsse.

Sect. VI. bis XI.

Hätte der Verfasser des Cartes Erklärung vom Vergnügen gewußt; so würde er sich nicht Schwierigkeiten gemacht haben, wo keine sind. Am Ende des 10ten Abschnittes z. B. weiß er die Endabsicht nicht, warum dem Menschen eine Liebe zum schönen Geschlecht eingepflanzt worden sey. Von der Lust an gewissen leblosen Dingen redet der Verfasser noch gar nicht, und man siehet durchgehends, daß ihm das Wort Vollkommenheit in seinem ganzen Umfange unbekannt gewesen.

Gefahr und Schmerz sind ihm Quellen des Erhabenen, und unter dem Wort Erhaben ver-

steht er die heftigsten Gemüthsbewegungen, deren die Seele fähig ist. Meines Erachtens kann dieses bloß von einer gewissen Gattung des Erhabenen gesagt werden, nehmlich von dem Erhabenen in den Leidenschaften; und auch alsdann müßten die heftigen Gemüthsbewegungen, aus welchen die Erhabenheit entstehen soll, nicht bloß auf die Selbsterhaltung abzielen. Der körperliche Schmerz ist nur alsdann eine Quelle des Erhabenen, wenn er mit standhaftem Muthe besiegt wird. Ja ich würde dieses auch von dem Schrecken, der aus der Gefahr entspringt, behaupten. Hingegen sind die heftigen Gemüthsbewegungen, die aus gesellschaftlichen Neigungen entspringen, weit fruchtbarere Quellen des Erhabenen.

Was der Verfasser von der Liebe zum andern Geschlechte sagt, verdient gelesen zu werden. Wenn er aber p. 18 um Addison zu widerlegen sagt, and this we may fairly conclude from this apparent want of choice u. s. w.; so beweiset dieses gar nichts wider Addison: denn es werden unstreitig weit deutlichere Begriffe erfordert, die vorzügliche Schönheit eines einzelnen Dinges in seiner Art zu erkennen, als wenn ihm bloß vor Geschöpfen von einer andern Art ein Vorzug gegeben werden soll. Indessen scheint Addisons Meinung nicht völlig

ausgemacht zu seyn. Vielleicht thut die Uebereinstimmung der Neigungen bey den Thieren mehr als die Schönheit.

Sect. XIII. Sympathy.

Was der Verfasser hiervon sagt, klingt ziemlich paradox. Indeß sind die Bemerkungen, die er anführt, richtig. Ich habe hierbey einen Einfall gehabt, auf welchen mich eigentlich ein gewisser Brief von Herrn Lessing gebracht hat. Ich finde einen wesentlichen Unterschied zwischen den unangenehmen Empfindungen über die Unvollkommenheiten des Körpers, und den unangenehmen Empfindungen über die Unvollkommenheiten der Seele. Die Vorstellung einer Unvollkommenheit in dem Körper ist uns zuwider, sowohl subjective, in so weit eine Unvollkommenheit in dem Körper ist, als objective, in so weit diese Unvollkommenheit ein Gegenstand unsers Bewußtseyns ist. Daher wünschen wir bey einem körperlichen Mangel entweder ihm abhelfen zu können, oder uns desselben nicht bewußt zu seyn. Die Unvollkommenheiten der Seele hingegen sind uns nur unangenehm, qua imperfectio, aber nicht qua objectum cognitionis nostrae. Die Vorstellung der Unvollkommenheiten scheint, in so weit sie eine Erkennt-

niß der Schranken ist und in so weit sie die Fähigkeit der Seele Unvollkommenheiten zu verabscheuen, beschäftigt, eine Vollkommenheit des Geistes zu seyn. Daher wünschen wir z. E. bey der Reue die Abwesenheit der moralischen Unvollkommenheit, aber nicht die Abwesenheit des Bewußtseyns derselben. Bey mitleidigen Empfindungen sind noch weit mehr angenehme Empfindungen mit den unangenehmen vermischt. Die moralische Vollkommenheit des bemitleideten Gegenstandes, welche durch den Contrast der physischen Unvollkommenheit desselben noch mehr erhoben wird und unsere Bereitwilligkeit an seinem Schicksale Theil zu nehmen, vermehren die Quelle der angenehmen Empfindung, indem sie anschauende Erkenntnisse der Vollkommenheit sind. Bey der Erdichtung und Nachahmung gehet dieses noch weiter, indem die Schönheit der Erdichtung, der Nachahmung, und der Geschicklichkeit des Künstlers die angenehme Empfindung vermehren, indessen daß die Ueberzeugung, die Geschichte sey eine bloße Erdichtung, die unangenehme Empfindung einigermaßen verringert. Es ist schwer sich über dergleichen Subtilitäten deutlich genug auszudrücken. Indessen wird dieses, wie ich hoffe, hinreichend seyn, verschiedene Schwierigkeiten aufzulösen. Man hat

sich nur überhaupt vor dem Fehler einiger Weltweisen zu hüten, welche glauben die Erscheinungen in der Geisterwelt aus eben so einfachen Ursachen herleiten zu können, als die Erscheinungen in der Körperwelt. Die Seele ist ungemein geschäftig, und zwar niemals so sehr als in dem Augenblicke des Affects. Alles was ihr die Einbildungskraft, die Vorhersehung, die Vernunft u. s. w. Angenehmes oder Unangenehmes darstellen, fließet in diesem Augenblicke zusammen, und aus der Vermischung und Verwirrung desselben entstehet der Affect, den wir a potiori bald angenehm bald unangenehm nennen; und ich weiß nicht, ob man nicht behaupten kann, es gebe durchaus keine Empfindung, die ganz rein angenehm oder unangenehm sey. Ich bitte diesen Punkt reiflich zu erwägen.

Sect. XIV.

Die Worte S. 24. When ever we are formed — let the subject be what it will *), sind merkwürdig.

*) Herr Prof. Garve übersetzt diese Stelle so: allenthalben, wo die Natur die Absicht hat, daß wir handeln und thätig seyn sollen, da hat sie die Leidenschaft, die uns dazu antreibt, mit irgend einer Art von Wohlgefallen oder Lust verbunden, der Gegenstand derselben mag seyn, welcher er wolle.

Der Verfasser ist ein sehr guter Beobachter der Natur.

Sect. XV.

S. 26. Man setze aber die Umstände in beiden Fällen gleich. Man lasse nehmlich die Gelegenheit Trauerspiele aufführen zu sehn, so selten seyn, als die Gelegenheit, einen Staatsverbrecher hinrichten zu sehen. Man nehme Zuschauer von gutem Geschmack, die das Theater so gut verstehen als der Pöbel das Schaffot, man lasse übrigens den Zuschauer weder mit der hinzurichtenden Person, noch mit ihrem Verbrechen in einiger Relation stehen: alsdann mag man wählen lassen.

Das Exempel p. 27 beweiset, daß uns zwar der Untergang einer großen volkreichen Stadt subjective betrübt; allein die Kenntniß von ihrem Untergange und von den großen Veränderungen, die dabey vorgefallen sind, wie nicht weniger das menschliche Gefühl, das bey Erblickung der Ruinen in uns rege wird, objective als Vollkommenheiten Vergnügen erwecken.

Sect. XVI. Imitation.

Welch ein Sprung! wir sind aus Sympathie geneigt nachzumachen, was andere Menschen thun; daher vergnügen wir uns an der Nachahmung eines Misthaufens oder eines Küchengeräthes.

Das

Das Gesetz, das hier p. 29 vorgeschrieben wird, um zu unterscheiden ob das Vergnügen aus der Nachahmung oder aus der Schönheit des Gegenstandes selbst entspringe, hat den Mangel, daß der Verfasser aus einer einzigen Ursache herleiten will, was bloß dem Zusammenflusse vieler Ursachen zuzuschreiben ist. Warum soll unser Vergnügen nicht, so wie die Vollkommenheit selbst, aus der Nachahmung der Schönheit des Gegenstandes und der Geschicklichkeit des Künstlers zusammengesetzt seyn?

Part. II.

Sect. I.

Die Betrachtung, daß das Erhabene ein Erstaunen zuwege bringen kann, hätte leichtlich den Verfasser auf die Folge leiten können, daß die Bewunderung die Quelle des Erhabenen sey; denn das Erstaunen ist bloß ein höherer Grad von Bewunderung.

Sect. II.

Eine Schlange ist weder an sich noch in der bloßen Nachahmung des Bildhauers oder Malers, ein erhabener Gegenstand; die Abbildung desselben in einem Gleichnisse kann erhaben werden und in

der Geschichte des Laokoon kann sie zum Erhabenen etwas beytragen.

Sect. III.

Ist unvergleichlich.

Sect. IV.

Daß uns die Gemälde und Bilder überhaupt durch Worte nicht so klar geschildert werden können, als in der Malerey, kommt vielleicht daher, daß uns die Worte eigentlich dasjenige in der Folge auf einander vorstellen, was in dem Gegenstande neben einander existirt. Aus keiner andern Ursache glaube ich, werden durch die Musik und Poesie heftigere Leidenschaften erregt, als durch die Malerey und Bildhauerkunst. Der erste Augenblick entdeckt uns in einem Gemälde alles Rührende, das darin anzutreffen ist, und man muß Nachdenken und Kenneraugen mitbringen, wenn man in dem zweiten Augenblicke etwas Neues entdecken will.

Sect. V.

Nunmehr wird man auch die beyden Verse des Horaz besser verstehen. Wenn die oculis subjecta fidelibus nicht weniger in der Folge auf einander vorgestellt werden, als die demissa per aures,

wie solches auf dem Theater geschieht, so muß die Rührung desto heftiger seyn. Dubos hat also Unrecht und unser Verfasser auch.

Was der Verfasser von undeutlichen Begriffen sagt, hat zwar überhaupt seine Richtigkeit, und es ist leicht, solches sowohl aus der Natur der Schönheit als aus der Natur der Leidenschaften zu beweisen. Indessen thut dieses hier nichts zur Sache, indem diejenige Vorstellung, aus welcher die Leidenschaft entspringt, in der Malerei öfters durch weniger Zeichen und folglich undeutlicher ausgedrückt wird, als in der Poesie.

Es giebt Gegenstände, welche in der Malerei stärker rühren, als die Poesie. Nach unsern Begriffen wird dies alsdann geschehen müssen, wenn die Vorstellung nicht mehr als einen einzigen Augenblick anfüllt. Mentor, welcher den Telemach von einer steilen Klippe ins Meer stürzet, und selbst hineinspringt, muß nothwendig in einem Gemälde stärker rühren, als in der Poesie.

Man begehet gemeiniglich den Fehler, daß man die Wirkungen zweier Kräfte vergleicht, ohne dasjenige in Betrachtung zu ziehen, was eine jede Kunst in ihrer Art bestimmt. Soll die Malerei mit der Poesie verglichen werden, so muß man den Unterschied beständig vor Augen haben,

daß jene in der Folge neben einander, diese hingegen in der Folge auf einander wirkt.

Sect. VI.

Einsam in nächtlichem Dunkel durchstreichen sie todte Gefilde, öde düstere Reiche, grause Wohnungen der Schatten.

Sect. VII.

Alle diese Erscheinungen haben ihren guten Grund. Wir verbinden mit jeder ungeheuren Höhe den Begriff des Einsturzes, und zwar aus optischen Gründen, indem der obere Theil weiter hervorzuragen scheinen muß. Daher hört die Vorstellung auf schrecklich zu seyn, wenn die Höhe mit der Basis auf der andern Seite einen spitzen Winkel macht. Der Verfasser hat anzumerken vergessen, daß die Höhe desto schrecklicher ist, wenn sie mit der Basis auf der abgewendeten Seite einen stumpfen Winkel ausmacht. Der Schwindel, welcher uns überfällt, wenn wir in eine ungeheure Tiefe hinabsehen, beweiset die Furcht hineinzustürzen, in welche wir durch die Einbildungskraft gesetzt werden.

Die Schönheit dieser Vorstellung besteht in ihrer Größe, in ihrer Mannigfaltigkeit, d. i. in ihrer ästhetischen Vollkommenheit.

Sect. X.

Eine krumme Linie ist schöner als eine gerade, wegen ihrer großen Mannigfaltigkeit; denn alle Theile einer geraden Linie sind per definitionem der ganzen ähnlich, und nur der Größe nach davon zu unterscheiden. Bey einer regelmäßigen krummen Linie aber findet man sowohl Mannigfaltigkeit als Einheit.

Die Ursache, welche von dem Verfasser angeführt wird, kann zwar auch etwas dazu beitragen; daß sie aber nicht die einzige sey, erhellet daraus, weil eine krummlinige Figur auch alsdann noch schöner ist, als eine geradlinige, wenn wir sie nicht vom Prospect sondern in dem Grunde betrachten.

Sect. XII.

Bey der Größe eines Gebäudes kommt es vielleicht hauptsächlich darauf an, daß das Gebäude, in einer mäßigen Entfernung, das ganze Auge anfülle, aber auch ganz übersehen werden könne. Dieses sind eben die Gränzen, welche Aristoteles für jede Schönheit überhaupt bestimmt.

Sect. XIII.

Aus dieser Anmerkung des Verfassers wäre eine allgemeine Maxime für alle Virtuosen zu

machen. Sie müssen niemals die Gränzen ihrer Geschicklichkeit merken lassen, und lieber etwas weniger leisten als sie leisten können, als die Schranken ihrer Fähigkeit zu erkennen geben.

Sect. XIV.

Die Schwierigkeit vermehrt die Bewunderung.

Sect. XVIII.

Zur Bewunderung wird kein fröhliches und durch bunte Zierathen ermuntertes Gemüth, sondern ein ernsthafter und nachdenkender Sinn erfordert. Die bunten Zierathen sind mit den Vollkommenheiten des äußern Zustandes zu vergleichen, deren Verachtung, nach dem Longin, mehr Hohes mit sich führt als sie selbst.

Sect. XIX.

Das Plötzliche, das Unerwartete ist nur in denjenigen Künsten eine Schönheit, welche in der Folge auf einander bestehen. In der Baukunst und Malerei sind sie häßlich.

Part. III.

Sect. II.

Aus allen diesen angeführten Beispielen kann nichts mehr geschlossen werden, als daß die Pro-

portion nicht allezeit die einzige, und auch nicht allezeit die nächste Ursache der Schönheit ist. Sie ist aber die einzige und nächste Ursache der Schönheit in den Linien und in den Tönen. Dieses ist nicht zu läugnen. Bey den schönen Gewächsen kommt noch hinzu die Schönheit der Farbe, der Abwechselung von Licht und Schatten, die idealische Schönheit des Endzweckes und des Nutzens eines jeden Theils, in so weit diese mit der Hauptabsicht des Ganzen übereinstimmen. Aus den verschiedenen Gattungen der Vollkommenheiten entspringen verschiedene Regeln, deren Collisionen die Ausnahmen unvermeidlich machen. Man weiß wie diese Ausnahmen beschaffen seyn müssen, und wird daher nicht begreifen, in welchem Falle sie von Seiten der Proportion gemacht werden müssen.

Sect. IV.

Der Verfasser redet immer von der Proportion der Haupttheile, da er doch auf die Proportion der Schönheitslinien und auf die Schönheit ihrer Zusammensetzung zurück gehen müßte.

Sect. V. VI.

Der Verfasser könnte mit eben so viel Recht beweisen, daß die Harmonie und ihre Abwechse-

lung und Fortschreitung nicht der Grund der Schönheit in der Musik sey. Alle seine Einwürfe lassen sich auch wider diese ausgemachte Wahrheit anwenden. Man muß aber eine zusammengesetzte Schönheit nicht aus eben dem Grunde beurtheilen als eine einfache.

Wenn der Verfasser Sect. VI. Exempel von nützlichen Sachen anführt, welche nicht schön sind, so kommt es entweder daher, daß die Nützlichkeit nicht sinnlich ist, deswegen das Ding zwar vollkommen, aber nicht schön ist, oder sie ist mit so viel sinnlichen Unvollkommenheiten begleitet, daß die Vorstellung der Häßlichkeit prädominirt. Die männliche Leibesstärke z. E. kann aus dreierlei Gesichtspunkten betrachtet werden: 1) als eine abstrakte Eigenschaft des männlichen Geschlechts; 2) in so weit sie sich in dem Contur der Gliedmaßen zeigt; 3) oder wenn sie in Action begriffen ist, wie z. B. in einem Kampfe. Aus dem ersten Gesichtspunkte betrachtet, kann sie nicht schön seyn, weil sie nicht sinnlich ist. Aus dem zweiten ist sie wirklich schön, jedoch von der Schönheit einer Venus unterschieden; bey einem männlichen Contur prädominirt die Stärke, bey einem weiblichen hingegen die Annehmlichkeit, weil der letztere mit mehreren Linien des Reitzes untermengt ist. End-

lich aus dem dritten Gesichtspunkte betrachtet, ist die Leibesstärke ein fruchtbarer Quell der Schönheit.

Daß aber die Nützlichkeit nicht die einzige Quelle der Schönheit ist, läßt sich aus den Consonanzen der Musik und aus der Linie der Schönheit leicht beweisen.

Sect. VII.

Es wäre Sklavenarbeit alle falschen Schlüsse des Verfassers nach der Reihe zu widerlegen. Was in diesem Abschnitte von dem innerlichen Uhrwerk und von dem äußerlichen Gehäuse gesagt wird, beweiset bloß, daß nicht eine jede Vollkommenheit, sondern nur eine sinnliche Vollkommenheit, schön ist, daß aber die Seele eine jede Vollkommenheit durch das Nachdenken in eine Schönheit verwandeln kann. Ich habe eben das Exempel von der innerlichen Struktur einer Uhr in der Anmerkung zu den Briefen über die Empfindungen angeführt, und in den Briefen selbst gezeigt, wie ein mathematisches Lehrgebäude selbst in eine Schönheit verwandelt werden könne, wenn sich der Mathematiker alle abstrakten Schlüsse auf einmal in ihrem Zusammenhange undeutlich vorstellt.

Sect. IX.

Die Schwachheit die uns öfters bey einem Frauenzimmer gefällt, erregt die Vorstellung der Zärtlichkeit und der feinen Empfindung.

Eine Schönheit im Unglücke erregt Mitleiden.

Schamröthe und Bescheidenheit sind moralische Schönheiten, und Anzeigen einer sanften Gemüthsbeschaffenheit und zärtlicher Empfindung.

Sect. X.

Ist vortrefflich; hingegen ist nichts ungereimters, als die Folge, welche der Verfasser Sect. XI aus diesen Bemerkungen ziehen will.

Sect. XIII.

Kleine Gegenstände gefallen uns nicht, weil sie klein sind, sondern wenn ein kleiner Gegenstand eben so schön ist, als ein großer, so geben wir dem erstern einen Vorzug, wegen seiner Naivetät, weil er mit einer geringern Masse eine eben so große Quantität der sinnlichen Vollkommenheit verbindet.

Sect. XIV.

Das Rauhe und Unebene mißfällt uns wegen der sinnlichen Unordnung in der Disposition der Theile. Wenn aber die Glätte der Mannigfaltig-

keit hinderlich ist, so mißfällt sie uns. Die Folge hiervon ist, daß die Erhöhungen und Vertiefungen in großen Partien abwechseln müssen, damit sowohl die Mannigfaltigkeit als die Einheit in die Sinne falle. Man bemerkt dieses bey den Falten in den Gewändern, bey den Landschaften, bey schönen Gesichtsbildungen, u. s. w.

Sect. XV.

Dieser Abschnitt bestätigt unsere vorige Anmerkung, und alles was der Verfasser hier bemerkt, läßt sich aus der allgemeinen Erklärung der Schönheit, und aus ihrer Anwendung auf die Schönheitslinie so sehr leicht erklären.

Sect. XVI.

Was hier der Schönheit zugeschrieben wird, ist meines Erachtens theils der Linie des Reitzes, theils der Naivetät zuzuschreiben. Der Weinstock, der Orangenbaum u. s. w. sind lieblich, wegen der Linie des Reitzes, die sie vorstellen. Der Schoßhund ist naiv und reitzend. Eine Zärtlichkeit der Leibesbeschaffenheit bringet Schönheit in den Mienen und Bewegungen hervor, die, wie ich bereits anderswo bemerkt, reitzend sind, da hingegen eine starke und robuste Leibesbeschaffenheit minder schöne

Bewegungen der Gliedmaßen, Mienen und Gesichtsmuskeln hervorbringt.

Sect. XXIII.

Was Eleganz oder Zierlichkeit sey, hat der Verfasser, wie mich dünkt, nicht richtig erklärt. Wenn ich von demjenigen, was man unter einer zierlichen Schreibart zu verstehen pflegt, abstrahire; so würde ich sagen, ein Gegenstand sey zierlich, wenn alle seine Theile einen mittlern Grad der Schönheit haben, ohne jemals weder in das Niedrige noch in das Erhabene merklich auszuschweifen.

Sect. XXIV.

The touch takes in the pleasure of softneſs etc. In der Malerei und Bildhauerkunst giebt es ein Kunststück, die Weichheit des Fleisches gleichsam dem Auge sichtbar zu machen.

Sect. XXV. XXVI.

Was der Verfasser von der Musik sagt, ist ziemlich seicht. Warum schweiget er aber gänzlich von dem Unterschiede der Dissonanzen und Consonanzen? Würde ihn die Betrachtung derselben nicht auf den wahren Begriff der Schönheit gebracht haben? Die Consonanzen sind weder kleiner, noch glätter, noch niedlicher, als die Disso-

nanzen. Wird es hier zu läugnen seyn, daß die Proportion eine Quelle der Schönheit sey?

Sect. XXVII.

Das Große fesselt unsere Aufmerksamkeit und hält sie bey einem Gegenstande fest.

Das Rauhe und Ungeheure erreget Schrecken und Erstaunen.

Das Unebene in den kleinen Theilen ziehet unsere Aufmerksamkeit von den Theilen ab, und lenkt sie auf das Ganze.

Die gerade Linie gefällt nur bey erhabenen Gebäuden, bey welcher Gelegenheit sie Unachtsamkeit auf äußerliche Zierathen anzeigt.

Der plötzliche Uebergang von Licht zu Finsterniß und umgekehrt, erregt Erstaunen.

Die Festigkeit und Deutlichkeit gefallen nur in der Baukunst, wo sie den Endzweck befördern. Bey andern Gelegenheiten sind die Gegenstände desto größer und schrecklicher, wenn sie einzustürzen drohen.

The one (the sublime) being founded on pain. Auf welchen Schmerz gründet sich ein erhabener Contur, eine erhabene Wahrheit, der erhabene Begriff von Gott, von dem Weltbau, der Ausdruck: Gott sprach es werde Licht ꝛc.?

Part IV.

Sect. 2. 3. 4. 5.

Sind sehr philosophisch und verdienen mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden.

Sect. VI. VII.

Man kann auch mit diesen beyden Abschnitten zufrieden seyn, in so weit sie die körperliche Vorstellung der Leidenschaften und ihrer Wirkung erklären. Da aber die geistigen Vorstellungen mit den körperlichen auf das genaueste übereinstimmen müssen; so muß sich alles dieses aus der Natur der Seele und ihrer Fähigkeiten nicht weniger erklären lassen, als aus der Natur des Körpers. Nach meinen Begriffen hat der Verfasser bloß von der sinnlichen Lust gehandelt, welche alle angenehme Vorstellungen begleitet (S. Briefe über die Empfindungen.) Die Veränderungen aber, welche in der Seele vorgehen, wenn wir eine angenehme oder unangenehme Vorstellung haben, gehören vor den Richterstuhl der Psychologie.

Sect. IX.

Große Gegenstände beschäftigen die Fiber des Auges fast bis zur Ermüdung. Dieses ist die Erklärung der körperlichen Vorstellung. Große Ge-

genstände enthalten eine große Mannigfaltigkeit, und beschäftigen die Vorstellungskraft der Seele fast bis zur Ermüdung. Dieses ist die Erklärung der geistigen Vorstellung. In so weit sie die Fibern bewegen, vermehren sie die Wirksamkeit der Nerven, und setzen den Körper in einen bessern Zustand; dadurch wird die angenehme Empfindung in der Seele, welche aus der Beschäftigung ihrer Kräfte entspringt, mit der sinnlichen Lust vermehret, welche in dem dunklen Bewußtseyn einer verbesserten Leibesbeschaffenheit ihren Grund hat, und daher entsteht die Deutlichkeit und Verwirrung, welche wir bei einer jeden angenehmen Empfindung vermehren.

Sect. III.

Ich komme abermals auf diesen Abschnitt zurück, weil ich hier eine Stelle zu flüchtig übergangen bin. S. 122 behauptet der Verfasser: die Kennzeichen des Schmerzens und des Schreckens seyen einerley. Dieses willkührlich angenommenen Satzes bedient sich der Verfasser in der Folge, zu beweisen, daß diejenigen Gegenstände, deren Vorstellung mit einigem Schmerze begleitet ist, in dem Körper alle Merkmahle und Bewegungen des Schreckens hervorbringen. Die Erfahrung scheint aber diesem Satze zu widersprechen. Wir empfinden bey einem heftigen

Schmerze convulsivische Bewegungen in allen Gliedmaßen; bey einem Schrecken hingegen ist es vielmehr ein convulsivisches Zittern, welches von der Zusammenziehung der äußern Haut entstehet. Die Augen rollen und verdrehen sich bey einem Schmerze; bey einem Schrecken hingegen sind sie starr und unbeweglich. Die vorher erwähnte Zusammenziehung der äußern Haut ist auch die Ursache, warum bey einem Schrecken die Haare empor stehen, welches aber bey einem S c h m e r z e n i e b e o b a c h t e t worden. Man beobachtet dies auch bey einem heftigen Schmerze, wie es z. B. bey Damiens Hinrichtung beobachtet worden. Die Natur verändert die Bewegungen in dem Körper, nachdem die Gefahr gegenwärtig, instehend, oder zukünftig, vorher erwartet, oder plötzlich entstanden ist. Es muß also ein Schmerz plötzlich entstehen, wenn er mit dem Schrecken ähnliche Wirkungen haben soll. Wenn also der Verfasser Sect. XI. behauptet, die großen Gegenstände erregten in den Augen einigen Schmerz, und daher solche Bewegungen, die den Bewegungen des Schreckens ähnlich wären, so hätte die Einschränkung hinzugethan werden sollen, daß die Vorstellung neu, unerwartet und plötzlich seyn müsse.

Sect.

Sect. X. S. 134.

Wenn es wahr ist, daß eine Menge kleiner Gegenstände ohne Einheit die Aufmerksamkeit zerstreue, da sie hingegen durch die Einheit im Mannigfaltigen rege gemacht wird, so ist der Schluß sehr leicht daraus zu ziehen, daß die Einheit im Mannigfaltigen oder die sinnliche Vollkommenheit die Quelle der angenehmen Empfindungen sey.

Ebendaselbst S. 134.

But the eye or the mind etc. Ist es aber das Auge, welches durch die Vorstellung, daß die Ausdehnung keine Grenzen habe, ermüdet wird, oder ist es vielmehr die Vorstellungskraft der Seele? Gewiß das Auge kann auf keine andere Weise Schmerzen empfinden, als wenn allzu heftig in dasselbe gewirkt wird. Die Vorstellung der Grenzenlosigkeit aber gehört bloß für die Seele. Man muß also nothwendig die Ursache der angenehmen und unangenehmen Empfindungen sowohl in den Seelenkräften (pnevmatice) als in den Gliedmaßen des Körpers (physice) suchen, und ihre genaue Uebereinstimmung zeigen, wenn man sich einen vollständigen Begriff von denselben machen will.

Sect. XII.

Man bemerkt vielmehr, daß eine Folge von rauhen Tönen desto schrecklicher sey, je unordentli-

cher seine Geschwindigkeit und Stärke ab- und zunehmen, wie solches der Trommelschlag bey einer Feuersbrunst bezeugt.

Sect. XIII.

Dieser Abschnitt enthält sehr schöne Gedanken. Indessen scheint mir doch außer allem Zweifel zu seyn, daß keine heftige Empfindung in den Fibern des Auges die Erhabenheit verursache; sonst würde eine wiederholte Vorstellung einer rothen Farbe, oder eine Reihe ähnlicher Gebäude, sowohl erhaben seyn, als eine Reihe von Säulen. Bey einer Colonade scheint mir der Umstand etwas dazu beyzutragen, daß die Säulen sinnliche Stützen vorstellen, auf welchen eine Last ruhet. Eine Menge ähnlicher Säulen erregt also eine sinnliche Vorstellung der Wichtigkeit, Last und Festigkeit des darauf ruhenden Gebäudes. Diese Vorstellung setzt uns in Erstaunen. Daher denn die schönste Colonade, welche nichts trägt, nicht erhaben ist.

Sect. XVII. S. 148.

Boerhave giebt von diesem Schrecken im Schlafe eine andere Erklärung (S. dessen Physiologie)

Sect. XIX.

Daß die Liebe eine Erschlaffung in den festen Theilen des Körpers verursachen sollte, scheint wider alle

Erfahrung zu streiten. Der schnellere Umlauf des Geblüts und die lebhaftere Bewegung der übrigen flüssigen Theile scheinen vielmehr zu beweisen, daß sich die festen Theile mit mehrerer Kraft zusammenziehen.

Sect. XX — XXIII.

Alles was der Verfasser Relaxation of fibres nennt, ist bloß eine sanfte gemäßigte Wirkung in die Nervenwärzchen, die unter der Oberhaut befindlich sind. Die glatten Körper wirken in alle diese Wärzchen in gleichem Verhältnisse, da hingegen die rauhen und unebenen, einige heftig und die andern gar nicht reitzen. Es ist gar nicht in der Natur des menschlichen Körpers gegründet, daß uns die Relaxation angenehm seyn sollte, wenn nicht vorher eine spasmodische Bewegung da gewesen ist.

Ueberhaupt ist alles was der Verfasser von der Schönheit sagt, lange so gründlich und philosophisch nicht, als was er in eben diesem 4ten Theile von dem Erhabenen behauptet hatte. Ja die Bemerkungen und Erfahrungen selbst, die er von der Schönheit anführt, sind theils nichtsbedeutend, theils unsicher, theils auch offenbar falsch.

Der fünfte Theil gefällt mir am wenigsten. Weil wir mit gewissen abstracten Worten nicht allezeit deutliche Begriffe verbinden; so glaubt der Ver-

fasser, wir bedienen uns derselben bloß als Töne, ohne irgend einen Begriff damit zu verknüpfen. Blacklocks Gedichte habe ich nicht gesehen. Ich weiß also nicht, ob er nicht die Gegenstände geschildert hat, wie sie ihm durch das Gefühl bekannt geworden sind. Saunderson aber kann eben so gut von den Farben philosophirt haben, wie ich alle Verhältnisse in der Musik, die Versetzungen der Accorde, die verschiedenen Combinationen der Töne u. s. w. ausrechnen kann, ohne ein Instrument spielen, oder die Töne im Singen treffen zu können.

Beschluß.

Wenn ich jetzt, nachdem ich dieses Werk gelesen, eine Abhandlung vom Erhabenen zu schreiben hätte, so würde ich sie ungefähr folgender Gestalt einrichten.

Ich würde vorläufig bemerken, daß der Schrecken und die Bewunderung eine Bestimmung mit einander gemein hätten, in einer andern hingegen von einander abgingen. Jene ist das Plötzliche und Unvermuthete; diese hingegen die Vollkommenheit oder die Unvollkommenheit des Gegenstandes unserer Vorstellung.

In ihren Wirkungen würde ich sowohl physice als pnevmatice eben diese Beschaffenheit bemerken.

Die Plötzlichkeit verursacht physice die Bewegung der flüßigen Theile gegen die inneren Gliedmaßen, und folglich ein Schauern in den äußern Gliedmaßen, ein Starren, ein Angaffen, u. s. w. Dieses hat die Bewunderung mit dem Schrecken gemein. Pnevmatice wird durch die Plötzlichkeit die Aufmerksamkeit rege gemacht. Alle übrigen Begriffe verschwinden, und der Begriff des Schreckens und der Bewunderung herrscht ganz allein in unserer Seele.

Da aber der Gegenstand des Schreckens als unvollkommen, die Bewunderung hingegen als vollkommen vorgestellt wird, so sind alle physikalische und psychologische Veränderungen, welche durch das Schrecken verursacht werden, unangenehm, durch die Bewunderung aber angenehm.

Ich würde ferner bemerken, daß einige Vorstellungen primarie erhaben wären, in so weit sie bewunderswürdige Vollkommenheiten darstellen, andere aber blos secundarie, in so weit sie verursachen, daß die Vorstellung heftiger wirkt, und uns plötzlich übereilet, oder in so weit sie irgend auf eine mechanische Weise ein Schauern in den äußern Gliedmaßen zuwege bringen. Denn da die plötzliche Hinreißung der Aufmerksamkeit in der Seele, mit dem Schauern in den äußern Gliedmaßen des Körpers verknüpft ist; so müssen sie wechselsweise einander

hervorbringen, wie solches von allen Wirkungen und Ursachen in der animalischen Natur bemerkt worden.

Das ursprünglich Erhabene, würde ich, wie in meiner Abhandlung, bloß in der Bewunderung suchen.

Das secundarie Erhabene, oder die Beförderungsmittel des Erhabenen, würde ich allen Vorstellungen zuschreiben, die schrecklich, wild, rauh, ungeheuer und dergleichen sind, und bey dieser Gelegenheit würde ich mich der vortrefflichen Anmerkungen unsers Verfassers bedienen, und sie mit meinen allgemeinen Grundsätzen zu verbinden suchen.

Ich werde nicht nöthig haben zu erinnern, daß der Schrecken zwar in der Natur unangenehm sey, in der Nachahmung aber das Unangenehme verliere, und bloß diejenige Bestimmung behalte, welche er mit dem Bewunderuswürdigen gemein hat, nehmlich das Plötzliche und Unvermuthete, wodurch die Wirkung des Erhabenen befördert wird.

Als eine Folge aus diesen Grundsätzen würde ich

1) Den schönen Wissenschaften sowohl das ursprünglich Erhabene von der ersten und zweiten Gattung, als alle möglichen Hülfsmittel des Erhabenen zuschreiben.

2) Wie nicht weniger die Malerey und Bildhauerkunst. Die erstere kann sich auch des Lichts

und Schattens als eines Beförderungsmittels des Erhabenen bedienen. Hieraus ließe sich die glückliche Wirkung der Schlagschatten in der Malerey, wie nicht weniger der kühnen und plötzlichen Abwechselung des Lichts und Schattens in den Rembrandschen Stücken erklären. Bey dem letzthin in der Bibliothek recensirten Kindlein von Dietrich hat sich der Maler dieses Beförderungsmittels des Erhabenen sehr glücklich bedient. Die Größe der Maße und der Ausdehnung trägt in diesen beyden Künsten nichts zum Erhabenen bey. Der ewige Vater des Michael Angelo würde vermuthlich nichts gewinnen, wenn man ihn auch noch zweymal so groß malen wollte Aber er würde verlieren, wenn man ihn halb so groß machte. Ich würde dieses unserm engländischen Schriftsteller zu bedenken geben.

3) Der Musik würde ich alles ursprünglich Erhabene von der ersten Gattung absprechen. Das von der zweiten Gattung kommt ihr wirklich zu, und das Hülfsmittel des Erhabenen dessen sie sich bedient, bestehet in einer langsamern ungeschmückten Fortschreitung durch fremde und unerwartete Gänge, die gleichsam durch Mark und Bein dringen, und das Schauern verursachen, wovon ich oben geredet. Die Musik beweiset, daß jede unerwartete Empfindung dieses Schauern, diese Bewegung der

flüßigen Theile gegen die inneren Gliedmaßen verursacht.

4) In der Baukunst ist die Größe der Maße und Ausdehnung das vornehmste Hülfsmittel des Erhabenen, und wo ich nicht irre, aus keiner andern Ursache, als weil sie ein sinnliches Bild von der Wichtigkeit des Gebäudes, von der Festigkeit der Stützen, von der Pracht und Würde der Bewohner u. s. w. vorstellet.

Ich habe alles nach der Ordnung oder nach der Unordnung hingeschrieben, in welcher ich es gedacht habe. Ich werde mich vermuthlich bald zu langweilig, bald zu kurz und zu undeutlich ausgedrückt, und, was noch schlimmer ist, vielleicht öfters widersprochen haben. Jedoch es sind bloße Embryonen von Gedanken, die ein Lessing erst entwickeln und beseelen muß. Vielleicht kann er auch einigen von meinen Mißgeburten eine regelmäßige Gestalt geben und ein Leben einhauchen.

Was Erhaben und Schön heißt.

Alle angenehmen Begriffe sind undeutliche Vorstellungen einer Vollkommenheit.

Die Vollkommenheit ist die Einheit im Mannigfaltigen.

Bey der unendlichen Vorstellung der Einheit im Mannigfaltigen, ist entweder der Begriff der Einheit, oder der Begriff der Mannigfaltigkeit der klärste.

Die undeutliche Vorstellung einer Vollkommenheit, in welcher der Begriff der Einheit der klärste ist, nennen wir schön.

Die undeutliche Vorstellung einer Vollkommenheit, in welcher der Begriff der Mannigfaltigkeit der klärste ist, nennen wir erhaben.

Daher heißt in dem ganzen Umfange der schönen Wissenschaften und Künste nichts schön, was sich nicht auf einmal übersehen läßt, und nichts erhaben, was sich auf einmal aus einem Gesichtspunkte ganz betrachten läßt.

Unfroh.

Man weiß die eigentliche philosophische Bedeutung des Wortes froh, nach welcher es die angenehme Empfindung, die durch die Aufhörung

der Unlust erregt wird, bedeutet. Welch Wort nun aber drückt die unangenehme Empfindung aus, welche durch die Aufhörung einer Lust erregt wird? Ohne Zweifel unfroh. Und so haben es auch wirklich unsere Alten gebraucht. Z. E. der Graf v. Kilchberg, in folgender Apostrophe an den Winter.

Hey winter din gewalt
Luot uns aber húre leit
du verderbest uns der bluomen schin
du welkest gruenen wald
Und darzuo die linden breit
du gesweigest uns die vogellin
Des bin ich unfro — doch so mac sin werden rat
Wil di suesse eine
Die ich mit trúwen meine
Min muot hohestat

Maneß. Samml. Th. 1. 8. 13.

„Schon wieder, Winter, leiden wir unter dei„ner Gewalt! du verderbest uns den Glanz der „Blumen; du welkest den Hayn und die breite „Linde, du verstummest die Vögel; deß bin ich „unfroh! Doch es mag noch hingehen, wenn nur „Sie, die Süße, die Eine, die ich so innig liebe, „mein Gemüth erquicket."

Von der Liebe.

(19ter Abschnitt des 4ten Theils)

1.

Wen wir lieben, an dessen Vergnügen und Mißvergnügen nehmen wir Antheil; wir sind mit ihm vergnügt und mißvergnügt.

2.

Wir können aber mit niemand vergnügt oder mißvergnügt seyn, wenn wir nicht mit ihm, wegen des Gegenstandes seines Vergnügens oder Mißvergnügens einerlei Sinnes sind. Wer sich über etwas freuet, das ich für ein Uebel halte *), oder über etwas trauert, was ich für ein Gut halte, mit dem kann ich unmöglich trauern oder mich freuen.

3.

Folglich ist die Aehnlichkeit der Denkungsart, die Identität der Urtheile, der Grund aller Liebe **).

4.

Wenn wir uns selbst zum Gegenstande unserer Betrachtung machen, so denken wir uns, als

*) Wen geht dieses etwas näher an? ihn? mich? oder einen dritten?

**) Nicht Aehnlichkeit der Denkungsart überhaupt; sondern die Aehnlichkeit der Urtheile über Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, die mich

außer uns, und haben gleichsam einen confusen Begriff von einem außer uns existirenden Selbst *).

5.

Zwischen diesem unsern Selbst und einer andern Person können wir Aehnlichkeiten der Empfindung und der Urtheile wahrnehmen. Je mehrere und größere dergleichen Aehnlichkeiten wir wahrnehmen, desto stärker wird der Grund unserer Liebe zu dieser Person.

6.

Und je mehrere und größere dergleichen Aehnlichkeiten wir zwischen einer andern Person und unserm Selbst wahrnehmen, desto schwerer wird es uns (besonders in dem Stande der confusen Ideen) diese Person von unserm Selbst zu unterscheiden.

7.

Und aus dieser Schwierigkeit, diese Person von unserm Selbst zu unterscheiden, kömmt es, daß wir

oder ihn angehen. Diese aber ist nicht die Ursache, sondern die Wirkung der Liebe.

*) Wir betrachten öfters die Wirkungen unserer Seele einzeln, als Dinge die außer uns sind. Sobald wir sie aber zusammen nehmen, und sie als eine Person betrachten; so fließen alle die Begriffe gleichsam in ein innerliches Selbst zusammen.

ihre Empfindungen für die unsrigen, und unsere für die ihrigen halten, daß wir an ihrem Vergnügen oder Mißvergnügen Antheil nehmen, und verlangen, daß sie es auch an unserm Vergnügen und Mißvergnügen nehmen solle.

8.

Die Schwachheit, schon bei geringen und wenigen Aehnlichkeiten, die eine andere Person mit uns hat, diese Person mit uns selbst zu verwechseln, heißt die Sympathie *).

9.

Die Sympathie wirkt daher plötzlich, und verräth allezeit einen sehr geringen Grad von Scharfsinn **).

10.

Die ganze Liebe der Thiere gegen einander ist Sympathie. Und man sollte sagen, daß man, vermöge der Sympathie, nicht sowohl sich an eines andern, als den andern an seine Stelle setze.

11.

Was hat aber der Genuß der venerischen Wollust mit der Liebe gemein, daß man ihn des Na-

*) Diese Erklärung von der Sympathie macht mich etwas stutzen. Ich wünschte sie annehmen zu können.

**) Aber einen desto größern Grad von Witz.

mens der Liebe gewürdigt hat? Setzt er die wahre Liebe voraus? oder sollte er sie doch wenigstens voraussetzen? Keins von beiden. Das Wesen der Liebe besteht darin, daß ich das Vergnügen der geliebten Person für das meinige, und mein Vergnügen für das ihrige halte. Nun aber findet sich eine ähnliche Erscheinung bei der venerischen Wollust; die angenehmen Empfindungen der einen Person sind von den angenehmen Empfindungen der andern unzertrennlich; die einen reitzen und unterhalten die andern; keins von beiden weiß, ob es mehr Vergnügen erhält oder mittheilt *). Und aus dieser

*) Ich kann mit dieser Erklärungsart noch nicht völlig einstimmen. Folgende Beispiele scheinen mir ihre Unzulänglichkeit darzuthun.

1) Die Liebe zu den Kindern, die bey vielen Leuten heftiger Affekt ist. — —

2) Die Freude über die Unwissenheit meines Freundes in Ansehung einer Gefahr, die ihm bevorstehet. Wir unterscheiden uns in diesem Falle auch allzudeutlich.

3) Wir personificiren öfters das menschliche Geschlecht, unser Vaterland u. s. w. und ertheilen dem abstrakten Begriff vom Menschen überhaupt oder von dem Vaterlande die Individualität, um an dessen Schicksale Theil zu nehmen. Nach der Wolfischen Erklärung läßt sich dieses leicht begreifen. Wollen Sie aber behaupten, daß wir

ähnlichen Erscheinung kömmt es, daß man den Beischlaf zu einer Art von Liebe gemacht. Er ist es auch in den kurzen Augenblicken seiner Dauer wirklich, und vielleicht die intimste Liebe in der ganzen Natur.

uns von dieser erdichteten Person nicht unterscheiden können?

4) Der Mensch befindet sich in dem Zustande der verwirrten Begriffe, wenn er seine Vorstellungen zwar von sich, aber nicht von einander unterscheiden kann. Er bleibt sich alsdann seiner bewußt, aber die Dinge die er sich vorstellt, kann er nicht von einander unterscheiden. In dem Zustande der völlig dunklen Begriffe aber, können wir die Vorstellungen sogar von uns selbst nicht unterscheiden, und das Bewußtseyn hört auf. Wollen Sie also annehmen, daß sich bey der Liebe alle unsere Vorstellungen völlig verdunkeln, dergestalt, daß sie sogar das Bewußtseyn aufheben? Die allergrößte Aehnlichkeit der Vorstellungen mit uns selbst hebt das Bewußtseyn nicht auf, daß wir nicht das innig sind, was wir uns vorstellen; sonst würde sie unsere Begriffe völlig verdunkeln, welches doch bey der Liebe nicht geschieht, wenn sie nicht mit einer körperlichen Wollust verbunden ist. Ist aber dieses, so hat die Verdunkelung gewiß einen ganz andern Grund, als die Aehnlichkeit.

Von dem Hasse.

Die Schwierigkeiten bey der gemeinen Erklärung des Hasses scheinen mir noch weit größer zu seyn, als bey der gemeinen Erklärung der Liebe.

Der Haß, sagt man, ist das Vermögen (dispositio) der Seele, aus eines andern Unglück Vergnügen zu schöpfen *).

Unglück ist Unvollkommenheit — Und also könnten wir auch aus der Unvollkommenheit Vergnügen schöpfen? und also ist das Vergnügen nicht bloß die anschauende Erkenntniß einer Vollkommenheit? — Ich weiß gar nicht, was ich hierbey denken soll **).

Unterdessen hat mich meine Erklärung der Liebe auf eine ähnliche Erklärung des Hasses geleitet, bey der ich einen dergleichen Widerspruch nicht verdauen darf ***).

So

*) Wolf nennet dispositio die Bereitschaft.

**) Dieser Einwurf ist zur Gnüge beantwortet worden.

***) Sie sollen zugleich an die Ursachen der Feindschaft gedenken, die Wolf mit gutem Vorbedacht nicht hat wollen in die Definition des Hasses bringen. Die nächste Ursache des Hasses ist die Betrachtung, daß der Glücksstand dieses Menschen mir oder andern Menschen, die ich liebe, schädlich seyn kann, und zwar durch Verschulden, indem ich ihn als moralisch unvollkommen erkannt habe.

So wie ich mir bey der Liebe, des Unterschiedes zwischen mir und der geliebten Person nicht bewußt bin, so bin ich mir hingegen dieses Unterschiedes zwischen mir und der gehaßten Person nur allzusehr bewußt.

Da ich mir nun die Person, die ich hasse, als eine solche denke, die von mir völlig unterschieden ist, so kann es nicht fehlen*), daß nicht der Begriff einer Vollkommenheit in ihr, in mir den Begriff einer Unvollkommenheit, und umgekehrt der Begriff einer Unvollkommenheit in ihr, in mir den Begriff einer Vollkommenheit erwecken sollte. Geschähe dieses nicht, so würde ich die gehaßte Person mir gleich und nicht von mir unterschieden denken, welches wider die Voraussetzung ist**).

*) Wie folgt dieses? Daraus daß eine andere Person von mir unterschieden ist, folgt keinesweges, daß sie mir völlig entgegengesetzt sey; und völlig entgegengesetzt müssen sich die Personen zweyer Feinde seyn, wenn Ihre Erklärung richtig seyn soll.

**) Ich sehe nicht ein wie dieses folgt. Warum kann ich mit meinem Feinde über Recht und Unrecht, über Wahr und Falsch einstimmig seyn? Warum trennen wir uns nur alsdann, wenn es Urtheile über Vollkommenheit oder Unvollkommenheit betrifft, die einen von uns selbst angehen?

Wir freuen uns folglich nicht über des Feindes Unvollkommenheit, sondern über unsere Vollkommenheit, die wir uns bey jener gedenken. Und so auch mit unserm Verdrusse über die Vollkommenheit des Feindes.

Wenn meine Erklärung der Liebe den Menschen erniedriget, so erhöht ihn meine Erklärung des Hasses um eben so viel; da ich ihm von einer so abscheulichen Eigenschaft, an einer Vollkommenheit Mißvergnügen zu finden, weil diese Vollkommenheit einem andern gehört, losspreche. — Der wahre Werth des Menschen kann bey keiner Wahrheit verlieren *).

*) Ihre Erklärung von der Liebe ist nicht so sehr zu verwerfen, als die vom Hasse. Denn ich hasse einen Menschen, der beständig den bösen Vorsatz hat mir zu schaden, der also in dem Urtheile über meine Vollkommenheit von mir abgehet. Wie kömmt es aber, daß ich zur Vergeltung auch in Ansehung der Urtheile über seine Vollkommenheit von ihm abgehe? Worauf gründet sich dieses jus talionis? Die Unähnlichkeit zwischen zwey Menschen kann doch unmöglich totalis seyn. Sie müssen also annehmen, daß in dem Stande der dunklen Vorstellungen der Begriff der Unähnlichkeit blos prädominirt. Wir sind also zwey Personen, die zwar von einander unterschieden, aber nicht einander entgegengesetzt sind.

IX.

Daß man die Menschen eben so von der Begierde ihr Schicksal in jenem Leben zu wissen, abhalten solle, als man ihnen abräth zu forschen, was ihr Schicksal in diesem Leben sey.

So viel fängt man ziemlich an zu erkennen, daß dem Menschen mit der Wissenschaft des Zukünftigen wenig gedient sey; und die Vernunft hat glücklich genug gegen die thörichte Begierde der Menschen, ihr Schicksal in diesem Leben vorauszuwissen, geeifert. Wenn wird es ihr gelingen, die Begierde, das Nähere von unserm Schicksal in jenem Leben zu wissen, eben so verdächtig, eben so lächerlich zu machen?

Die Verwirrungen, die jene Begierde angerich-

tet hat, und welchen (wie ich am Oedipus zeigen kann) durch schickliche Erdichtungen des Unvermeidlichen die Alten vorbeugen mußten, sind groß; aber noch weit größer sind die, welche aus den andern entspringen. Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht eben so ruhig abwarten, als einen künftigen Tag?

Dieser Grund gegen die Astrologie ist ein Grund gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunst gäbe, das Zukünftige zu wissen, so sollten wir diese Kunst lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben ganz ungezweifelt unterrichtete, so sollten wir lieber dieser Religion kein Gehör geben.

X.

Betrachtung über die geistliche Beredsamkeit.

Worte genug, die Bayle über die Beredsamkeit des Pythagoras macht! Er vergleicht sie mit der kräftigen Beredsamkeit des Capistran*) wi-

*) Capistran, ein Franciskanermönch im 15ten Jahrhundert, aus Capistran in Italien, wurde nach Böhmen geschickt, die Hussiten zu bekehren, und predigte den Kreuzzug in Deutschland, Ungarn und Pohlen. 1452 kam er nach Nürnberg oder Magdeburg, errichtete sich auf öffentlichem Markte eine Kanzel, und predigte mit solcher Kraft gegen die Sünde des Spiels, daß die Nürnberger alle Karten und Würfel auf einen Haufen zusammentrugen und verbranuten. Das Jahr darauf war er zu Breslau, und predigte zugleich wider die Juden so kräftig, daß man in ganz Schlesien eine große Menge verbrannte, weil sie gegen die heilige Hostie nicht genug Respekt bezeugt. War seine Be-

der die Spiele, und der ohnmächtigen Beredsamkeit des Conecte gegen den Kopfputz der Frauenzimmer. Er macht Betrachtungen über Betrachtungen. Nur die wichtigste, die man, wie ich wenigstens glaube, darüber machen kann, wollte ihm nicht einfallen. Diese meine ich; daß alle Wirkungen der Beredsamkeit nur von sehr kurzer Dauer sind. Auch war sie bey den Alten nur ein bloßes Rüstzeug, wenn in der Geschwindigkeit, auf der Stelle, ein leichtsinniges Volk, ein gähnender unentschlossener Richter, bewegt und gelenkt werden sollte. Die Kraft, die sie sodann äußerte, wurde weislich sogleich in ein Decret, in ein Gesetz, in ein richterliches Urtheil verwandelt, und nur dadurch behielt sie ihre Fortdauer. Jetzt da sie bey weitem so gewaltig nicht mehr ist, haben wir ihr gleichwohl weit schwerere Dinge aufgetragen. Unser ganzes moralisches Leben, alle unsere christliche Pflichten soll sie ordnen und reitzen; aber da ist kein Gesetz, kein weltlicher Arm der ihr zu Hülfe kommt, der ihre flüchtigen Eindrücke gründe, und ihre angefangene Erschütterung in eine stete Bewegung fortsetze.

redsamkeit mächtig, so war es sein Gebet noch mehr. Kein Wunder also, daß er vom Papst Alexander VIII. im October 1690 kanonisirt wurde!

Ich will sagen, daß unsere geistliche Beredsamkeit, ohne die Kirchenzucht, von der heut zu Tage unter uns kaum die geringste Spur mehr übrig ist, nothwendig eine sehr armseelige Figur spielen muß. Unsere Kanzeln können sich keiner Redner rühmen; ihre besten Betreter sind Sophisten, und wenn sie es noch wären!

Conecte predigte damals wider die hohen Hennias, eine Art von Fontangen, die damals Mode waren. So lange er dawider predigte, so lange er seine Gassenjungen' und diese ihre Steine bey der Hand hatten, so lange zog das Frauenzimmer ihre Hennias, wie die Schnecke ihre Hörner bey entstehendem Geräusch, ein. Kaum hört das Geräusch auf, kaum ist Conecte aus einem Orte weg, so kommen die Hennias und die Hörner größer als jemals, wieder zum Vorschein. Ich habe schon gesagt, daß dieses vielleicht auch der Fall des Pythagoros zu Croton gewesen. Ich gründe diese Vermuthung nicht sowohl auf die Verfolgung, welche kurz darauf über die Schule des Pythagoras zu Croton erging, als vielmehr darauf, daß noch in den nachmaligen Zeiten Croton als ein sehr üppiger Ort berüchtiget war.

XI.

Gespräch über die Soldaten und Mönche.

A. Muß man nicht erschrecken, wenn man bedenkt, daß wir mehr Mönche haben als Soldaten?

B. Erschrecken? Warum nicht eben sowohl erschrecken, daß es weit mehr Soldaten giebt als Mönche? Denn eins gilt nur von dem und jenem Lande in Europa; und nie von Europa überhaupt. Was sind Mönche? und was sind denn Soldaten?

A. Soldaten sind Beschützer des Staats &c.!

B. Mönche sind Stützen der Kirche!

A. Mit eurer Kirche!

B. Mit eurem Staate!

A. — — — — —

B. Du willst sagen: daß es weit mehr Soldaten giebt als Mönche.

A. Nein, nein, mehr Mönche als Soldaten.

B. In dem und jenem Lande von Europa magst du Recht haben. Aber in Europa überhaupt? Wenn der Landmann seine Saat von Schnecken und Mäusen vernichtet siehet: was ist ihm dabey das Schreckliche? daß der Schnecken mehr sind als der Mäuse? Oder daß es der Schnecken oder der Mäuse so viel giebt?

A. Das versteh' ich nicht.

B. Weil du nicht willst. — Was sind denn Soldaten?

A. Beschützer des Staats.

B. Und Mönche sind Stützen der Kirche.

A. Mit eurer Kirche!

B. Mit eurem Staate!

A. Träumst du? der Staat! der Staat! das Glück, welches der Staat jedem einzelnen Gliede in diesem Leben gewährt.

B. Die Seligkeit, welche die Kirche jedem Menschen nach diesem Leben verheißt.

A. Verheißt!

B. Simpel!

XII.

Beweis, daß nicht die Juden, sondern die Araber die wahren Nachkommen Abrahams sind.

Meines Arabers Beweis, daß nicht die Juden, sondern die Araber die wahren Nachkommen Abrahams sind. Daher weil diese von Ismael, der ganz gewiß der Sohn des Abraham war, und nicht von Isaak abstammen, der zwar der Sohn der Sara, aber Gott weiß, ob auch der Sohn Abrahams war. Diesen Verdacht bekräftiget

1) Die Zusammenstimmung der Zeit, indem Sara eben darauf mit ihm nieder kam, als sie bey dem Abimelech gewesen war *).

*) Die vorhergeschickte so umständliche Versicherung, daß sie von dem Abimelech nicht berührt worden, zeigt genugsam, daß der Schreiber selbst die üblen

2) Verschiedene kleine Umstände, welche in der Bibel selbst auf diesen Verdacht zu zielen scheinen. Als

a) der Nahme Isaak, welcher so viel bedeutet, als man wird lachen 1. Mos. XVII. 19. Dahinter scheint mehr zu stecken, als die bloße Verwunderung, daß die betagte Sara ihrem noch betagteren Manne einen Sohn bringt.

b) Die Austreibung des Ismael, mit sammt der Hagar, weil Ismael spottete und sein Gelächter hatte. Worüber sonst, als darüber, daß sich sein guter Vater so gutherzig ein Bankbein unterschieben ließ. XXI. Nach des Michaelis Uebersetzung kömmt es heraus, als ob Ismael über das Gastmahl gelacht hätte, welches Abraham bey der Entwöhnung des Isaak angestellt. Aber wenn dieses auch: so muß er doch Ursache zu glauben gehabt haben, warum er dieses Gastmahl für lächerlich gehalten.

c) Die Stelle XXI. 12. wo Gott zu dem Abraham sagt: In Isaak soll dir der Same ge-

Folgen vorausgesehen, die man aus dieser Zusammenstimmung der Zeit ziehen könne. Denn als Sara bey dem Könige der Aegypter war, wird keine dergleichen Versicherung von ihm gegeben.

nennet werden; von dem Ismael hingegen es heißt v. 13. Darum, daß er deines Samens ist.

d) Dürfte nicht vielleicht auch die Bereitwilligkeit Abrahams den Isaak zu opfern, daraus zu erklären seyn? Dieser Versuch, aus welchem man hernach eine göttliche Probe gemacht, kam ihm in einem Anfalle von Eifersucht ein. Die Liebe gegen seinen verstoßenen wahren Sohn wachte auf; er wollte also den andern aus dem Wege schaffen.

XIII.

Womit sich die geoffenbarte Religion am meisten weiß, macht mir sie gerade am verdächtigsten.

„Die geoffenbarte Religion, sagt man, gewährt uns allein die völlig ungezweifelte Versicherung von der Unsterblichkeit der Seele. Die Vernunft speiset uns hierüber mit bloßen Wahrscheinlichkeiten ab.“

Ich will dies einmal so wahr seyn lassen. Ich will nicht wiederholen, was man so oft erinnert hat: nehmlich, daß eine geoffenbarte Religion, die sich auf menschliche Zeugnisse gründet, unmöglich eine ungezweifelte Versicherung in irgend etwas gewähren kann; (denn daß die Zeugnisse worauf sie sich gründet, glaubwürdige Zeugnisse sind, kann höchstens doch nur höchst wahrscheinlich gemacht werden): so ist ihre Versicherung doch

auch nur eine höchst wahrscheinliche Versicherung. Doch, wie gesagt, ich will es ganz ungezweifelt wahr seyn lassen, daß uns die geoffenbarte Religion allein die völlige Versicherung von der Unsterblichkeit der Seele gewähret.

Die völlige Versicherung, die völlige! Eine Versicherung bey der sich das Gegentheil gar nicht denken läßt. Ein Widerspruch, wenn es je einen gegeben hat. — Doch ich will ja von dieser Seite den Streit nicht suchen. — Der Angriff scheint mir von einer andern Seite noch leichter.

XIV.

Eine Stelle aus dem Tertullian gegen die Ketzer, kann man auf die Schriften wider die Religion sehr gut anwenden.

Von den Schriften wider die Religion läßt sich sehr wohl sagen, was Tertullian von den Ketzereyen sagt: ad hoc sunt, ut fides habendo tentationem, haberet etiam probationem. Und von denen, welche sich wundern und darüber ärgern, daß diese Bücher so gelesen werden, kann man eben so recht sagen: Vane et inconsiderate hoc ipso scandalizantur. Denn wahrlich auch diese Bücher, wie die Ketzereyen, nihil valebunt, si illos tantum valere non mirentur.

XV.

Der Philosoph auf der Kirchenversammlung.

Ich bringe den Philosophen an keinen Ort, in keine Versammlung, wo er nie etwas zu suchen gehabt hätte.

Denn wenigstens die Christen der ersten Jahrhunderte hielten einen Mann, der bloß bey dem Lichte der Natur sah und handelte, mit diesem Lichte sich völlig begnügen ließ, dieses Licht nur immer so rein und hell als möglich sich zu machen und zu erhalten suchte: die ersten Christen, sage ich, hielten so einen Mann, das ist, einen Philosophen, für so wenig gefährlich, daß sie ihn nicht nur mehrmalen zum Schiedsrichter ihrer theologischen Streitigkeiten freywillig erwählten, sondern es auch gern geschehen ließen, wenn einer oder mehrere in öffentlichen Kirchenversammlungen für diejenigen christlichen Lehrer das Wort führten, deren

deren ungewöhnliche Meynungen zu prüfen diese Kirchenversammlungen angestellt waren.

Ob von letzteren mehrere Exempel vorhanden sind, als das von der ersten allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa, weiß ich nun eben nicht; aber auch dieses einzige Exempel ist schon hinreichend zu erweisen, auf welchem guten Fuß ehedem zwey Mächte mit einander gelebt haben, die sich jetzt so gewaltig anfeinden.

Die Nachricht, welche uns Gelasius in seiner Geschichte der Nicäischen Kirchenversammlung von diesen Hülfstruppen der Philosophie giebt, mit deren Verstärkung Arius daselbst erschien, ist äußerst merkwürdig. Daß sie alle aus der Schule des Porphyrius gewesen, scheint mir daher wahrscheinlich, weil Constantinus ausdrücklich befahl, daß die Arianer von dieser Zeit an Porphyrianer heißen sollten.

Besonders spielte einer derselben eine ganz außerordentliche Rolle, wenn sich dieser Ausdruck anders auch dahin beziehen läßt, wo sich die spielende Person in der Hauptsache nur leidend verhält. Er hatte nehmlich verschiedene Tage hinter einander mit den versammelten rechtgläubigen Vätern unter großem Zulauf ganz bewundernswürdig gestritten. Die deutlichsten Stellen der Schrift, welche diese

gegen ihn vorbrachten, vermochten wider ihn nichts; er hatte Ausflüchte über Ausflüchte, und entschlüpfte durch seine Sophistereyen meistentheils, so oft sie ihn am festesten zu haben glaubten. Er ward daher so übermüthig, daß er immer mit — — — — Stolz in die ruhige Versammlung trat und sich — — — — —

Das Aergerniß ward groß: bis endlich ein ganz ungelehrter Mann aufstand (einer von den heiligen Bekennern, der mit dem Bischof zugegen war) und um die Erlaubniß bat, mit dem Philosophen anbinden zu dürfen. Allein die diesen guten Mann kannten, und wußten wie einfältig und unwissend er sey, verwehrten es ihm ernstlich, um sich nicht den Feinden der Wahrheit zum Gespötte zu machen. Doch der Bekenner bestand auf seinem Vorhaben, trat mit eins — — — — und sprach: Im Namen Jesu Christi des Vaters Gottes, daß — — — der Vater war, höre die Lehre der Wahrheit, o Philosoph! Es ist nur ein Gott, der Himmel und Erde und alles was darin ist erschaffen hat, den Menschen aus Staub gebildet, und alles durch sein Wort und seinen heiligen Geist erhält. Dieses Wort, Philosoph, ist der Sohn Gottes.

XVI.

Wiclef.

Henric de Knygthon de eventibus Angliae lib. V. unter dem Jahre 1382 sagt, daß Wiclef zuerst die Bibel ins Englische übersetzt habe, wenigstens das Neue Testament *).

> Hic Magister Ioh. Wyclef Evangelium quod Christus contulit clericis et Ecclesiae doctoribus, ut ipsi Laicis et infirmioribus personis secundum temporis exigentiam et personarum indigentiam cum mentis eorum esurie dulciter ministrarent, transtulit de Latino in Anglicam linguam non angelicam.

Die Wiclefsche Uebersetzung des N. T. ist auch wirklich im Druck erschienen, aber erst 1732, da sie John Lewis in Fol. herausgegeben.

*) Hist. Anglicanae script. p. 2644.

Ist die alte Englische Bibel, die wir im MS. haben, die aber auch das A. T. enthält, älter oder neuer? oder ist es Wiclefs selbst, aus dessen Zeiten die Schrift zu seyn scheint?

XVII.

Manuscripto latina theologica in Folio.

1) Coelii Lactantii Firmiani Opera in membrana.

Von allen Handschriften des Lactantius in unserer Bibliothek ist zu merken, daß sie Burmann zu seiner Ausgabe (von 1739) nicht so brauchen können, wie er wohl gewünscht, und daß er nur in einzelen Stellen sie nachsehen dürfen. (s. Bunem. Praefatio no. 43. 47.) Wenn er aber sagt, daß die Codices aus der Gudiusschen Verlassenschaft hierher gekommen, so ist dieses nicht ganz richtig; denn der, welcher in dem Quartcatalogo unter Nummer 3 specificirt ist, ist zurückgeblieben.

Dieser Codex enthält die VII libr. institutionum, die in den Ueberschriften durchgängig den Zusatz adversus gentes führen, welches ich nicht finde, daß es Burmann sonst aus einem Manu-

script angemerkt habe. Die Eintheilung in Capitel durch alle sieben Bücher, ist die nehmliche, die Burmann mit Römischen Zahlen angegeben hat, und zu jedem Kapitel ist der Inhalt mit rother Tinte an den Rand geschrieben. Dergleichen Inhalte hat Burmann ganz weggelassen. Zu den Griechischen Stellen war in dem Texte Platz gelassen, die aber ebenfalls mit rother Tinte von einer etwas neuern Hand eingetragen worden, wovon jedoch eine Lateinische Uebersetzung bereits von der ältern Hand, die den Text geschrieben hatte, an den Rand geschrieben war.

Auf die Institutiones folgen die Bücher de ira und de opificio Dei vel formatione hominis, beide ohne alle Abtheilungen von Kapiteln. Endlich schließt das Carmen de Phoenice (welches aber nicht des Lactantius, sondern des Claudianus seines ist), und von einer neuern Hand die Stelle aus dem zweyten Buche des Plinius von diesem Vogel.

Die Anfangsbuchstaben sind von Gold und illuminirt, und der ganze Codex höchstens aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts. Er scheint in Italien geschrieben zu seyn, wie denn auch der Name Domini Andreae Gritti, welcher auf dem

letzten leeren Blatte stehet, ohne Zweifel der Name eines seiner frühern Besitzer gewesen.

2. Lactantii quaedam, quorum initia in membrana, maxima autem pars in charta scripta.

Dieser Codex fängt an mit dem Buche de Opificio Dei, in XXI. Kapitel abgetheilt, deren jedes seinen übergeschriebenen Inhalt hat. Am Ende aber findet sich noch ein anderer, etwas umständlicher Inhalt aller 21 Capitel. Die Eintheilung in nur 20 Kapitel beym Burmann ist etwas verschieden.

Hierauf folgen die Institutiones, in ihre Bücher, und diese in ihre Capitel abgetheilt, meistens mit dem übergeschriebenen Inhalte, wie er in dem vorhergehenden Codice zu lesen. Die Institutiones führen hier gleichfalls den Zusatz: adversus gentes *).

Endlich macht das Buch de ira den Beschluß, in 25 Kapitel getheilt, mit überschriebenem Inhalt **).

Und folglich enthält dieser Codex eben so

*) Die Griechischen Stellen sind nicht eingeschrieben; aber die Lateinische Uebersetzung findet sich gleichfalls am Rande von der nehmlichen Hand.

**) Die Bücher folgen also in diesem Codice sehr gut, nehmlich, so wie sie nach einander geschrieben sind. S. Hamberger.

wohl die ganzen Werke des Lactantius als der vorhergehende; indem ihm ebenfalls nicht mehr als das Epitome institutionum, und das Buch de mortibus persecutorum fehlen, welche erst in neueren Zeiten Pfaff *) und Beluzius in bisher noch einzigen Manuscripten der Königl. Turinischen und der Colbertinischen Bibliothek zu Paris entdeckt haben.

Die Pergamentblätter dieses Codicis finden sich eben nicht zum Anfange der verschiedenen Bücher, sondern sind durch das Ganze ohne Ordnung zerstreut. Der papierne Theil ist sehr schönes weißes und starkes Papier, welches einen Buchstaben zum Zeichen hat, der entweder ein p oder b ist, so wie er rechts oder verkehrt steht.

Das Ganze ist durchgehends auf gespaltenen Columnen geschrieben, und schwerlich wohl älter als aus dem Anfange des 15ten Jahrhunderts. Zum Ende hat der Schreiber folgende vier schöne Zeilen angehängt:

Ut laetus ponti spumantis navita lymphas
Munere congaudet summi tranasse potenti,
Sic sacro calamo scriptor sulcasse libellos
Rhetoris egregii nomen Lactantii est cui.

*) Nur vollständig, mit dem fehlenden Anfange. Denn das meiste davon war schon längst vor ihm bekannt und gedruckt.

3. Lactanti nonnulla. In membrana.

Dieser Codex, wie schon angemerkt, ist nicht in unsere Bibliothek gekommen. Dafür will ich sogleich die andern Codices Lactantii mitnehmen, die in derselben vorhanden.

Erstlich also ein chartaceus unter den Gudianis in folio No. 71, den ich in dem gedruckten Verzeichnisse in 4to nicht finde, und der also ohne Zweifel für diesen fehlenden wird mitgekommen seyn. Er enthält aber nur die Institutiones, und ist, wenn er alt ist, aus dem Anfange des 15ten Jahrhunderts.

Zweytens ein membranaceus in Quart, in dem gedruckten Quartcatalogo no. 24. p. 546; nach unserer Zahl aber 240 Gud. Dieser enthält vom Lactantius:

1. Das Buch de ira, gleichfalls in 25 Kapitel, (also anders abgetheilt als beym Burmann, der nur 23 zählt) mit ihrem vorgesetzten Inhalte. Voran stehet von der nehmlichen Hand, folgende sehr vernünftige Erinnerung.

„Quicunque hunc pulchetrimum Lactantii librum legis, sic sobrie legendum esse curaveris, ut non omnia de dei ira dicta credas esse approbanda, sed ducem ac praecep-

torem habeas beatum Augustinum, qui in eius Enchiridio ait:

Cum autem Deus irasci dicitur, non eius perturbatio significatur: qualis est in animo irascentis hominis. Sed ex humanis motibus translato vocabulo: vindicta eius, quae non nisi justa est, irae nomen accipit.

2. Das Buch de Dei opificio, nach der Eintheilung des Codicis No. 2 in 21. Kapitel, mit den nehmlichen Ueberschriften derselben; gleichfalls doppelt, wovon die zweyten Πιναξ ἑτερος in Lactantium heißen.

3. Das Gedicht des Lactantius de Phoenice, dem das Gedicht des Claudians ähnlichen Inhalts, und die Stelle aus dem Plinius beygefügt sind.

4. L. C. Lactantii Firmiani de sacratissima resurrectione Christi versus.

Ist das Gedicht de Pascha, in der Bünemannischen Ausgabe p. 1515. welches aber wohl mit mehrerem Grunde dem Venectius Fortunatus zugeschrieben wird, unter dessen Gedichten es sich auch lib. III c 7. befindet.

Das Sonderbare unserer Handschrift ist, daß das Gedicht sich mit dem 39 und 40 Verse anfängt.

Salve festa dies, toto venerabilis aevo,
Qua deus infernum vicit et astra tenet.

worauf alles in seiner Ordnung folgt, bis auf den 100 Vers, mit welchem es schließt, so daß es von den noch folgenden zehn Versen, die wegen des Aspera gens saxo Auslegens bedurft haben, nichts weiß, die also wohl ein fremder und späterer Zusatz seyn könnten.

Das Alter dieses Codicis ist zu Ende des Buchs mit den Worten angegeben:

III. Non. Jan. MCCCCXXXIII.

und dieses Datum ist nur deswegen merkwürdig, weil durchgängig der Schreiber das lange ſ zum Schluß der Worte gebraucht hat, und kein kleines s kennet; welches sonst von Neuern für das Merkmahl eines höhern Alters angegeben wird.

Drittens ein Chartaceus in folio unter unsern Augusteis No. 6. 7. Er enthält 1. die libros institutionum in ihre Kapitel abgetheilt, mit deren Inhalt. Das 7te Buch ist nicht de vita beata, sondern de divino prooemio zu Anfange überschrieben; zu Ende aber heißt es de divino

prooemio i. e. beata vita et ultimo futuro judicio ad Constantinum Imperatorem, daß also wohl die gewöhnliche Ueberschrift die Glossa seyn könnte. 2. de opificio Dei gleichfalls in 25 Kapiteln, nebst den Ueberschriften, die auch hier gedoppelt sind, wie sie in den angegebenen Codicibus vorkommen. 3. de ira Dei ebenfalls in 25 Kapiteln mit den Aufschriften. 4. de resurrectione Christi versus, welche auch hier mit dem 39 Verse anfangen, Salve festa dies, und die letzteren zehne nicht haben. 5. Versus de Phoenice, dem ebenfalls noch das Gedicht des Claudians und die Stelle aus dem Plinius beygefügt sind; mit noch andern ähnlichen Stellen aus den Metamorphosen des Ovidii, und einer Italiänischen aus dem Dante.

Aus letzterer Stelle ist nicht unwahrscheinlich zu vermuthen, daß der Codex in Italien geschrieben worden. Etwa um 1400. Das Papier ist schön weiß und stark, und hat ein Zeichen, welches einem Crucifix, das in einen Cirkel eingeschlossen ist, ähnlich sieht.

Viertens, ist das Gedicht de resurrectione noch in einem Chartaceo unter den Augusteis No. 33. 1. bald zum Schlusse zu finden, wo es gleichfalls eben so anfängt und aufhört.

4. B. Ambrosii Mediolaniensis Hexameron in Membrana.

Der Charakter dieses Codex ist ganz Gothisch, und er kann höchstens aus dem 14ten Jahrhunderte seyn. Wenn noch. Vor jedem Buche ist das darin abgehandelte Tagewerk in einem kleinen Bilde vorgestellt, das Gold und helle Farben genug hat. Was ich darin gelesen habe, ist sehr incorrect.

5. B. Hieronymi Epistolae elegantissime scriptae. In membrana.

6. Hieronymi Epistolae. In membrana.

7. Hieronymi Epistolae et alia quaedam opera. In membrana.

Dieser Codex muß nicht mit in unsere Bibliothek gekommen seyn.

8. Hieronymus in Epistolas Pauli ad Ephesos et Galatas. In membrana.

Von wem, und wenn dieser Codex geschrieben worden, davon findet sich auf dem Blatte einige Nachricht. Oben nehmlich, steht mit kleiner Schrift: Hoc ego Richmundus feci Clementis alumpnus. Scripsi devote Horberto (oder Norberto) patre jubente. Und darunter mit größerer Schrift einer andern Hand: Liber conventus Monasterii Clementis in Iborgh Ordinis S. Benedicti.

Iborgh aber ist ein kleiner Ort in Westphalen im Stifte Paderborn, der jetzt Dreyburg oder Driburg heißt. Es kömmt also nur darauf an, zu wissen, wenn ein Abt Horbert oder Norbert daselbst gelebt hat. Der Codex müßte wenigstens aus dem Anfange des 14ten Jahrhunderts seyn wenn es wahr ist, was in der Staats- und Reisegeographie steht (VIII. p. 538.), daß das Schloß an Driburg nebst dem dabey gestandenen Kloster schon seit 1340 wüst gelegen.

9. D. Aurelii Augustini de sermone Domini in monte libri II. ib. Iohannes Cassianus de sexto vitio principali quod Graeci Αδικιαν vocant. III. Ivonis Canonici regularis et Carnutensis Episcopi de statu vitae suae Epistola. IV. Ejusdem Epistola ad Rainaldum. V. Rainaldi Responsio ad praecedentem epistolam. VI. Ejusdem defensio in alia causa, in Membrana.

Erst muß ich von diesem Codice überhaupt anmerken, wem er ehedem gehört. Es steht nehmlich unten auf der ersten Seite: Iste liber est St. Genovefae Parisiens. quicunque eum furatus fuerit vel titulum istum deleverit, anathema sit. Amen.

1. Die Bücher des Augustinus de sermone Domini in monte stehen Tom. III. Parte II. der Benedictiner Ausgabe, und deren Text möchte wohl schwerlich daraus zu verbessern seyn. Ueber die wenigen darin vorkommenden Griechischen Worte, ist die Aussprache Buchstabe für Buchstabe Lateinisch geschrieben.

2. Ist ein bloßes Stück des Cassianus, nehmlich die sieben ersten Kapitel des 10ten Buchs de institutis Coenobiorum, welches 10te Buch de spiritu Acediae handelt. Also sollte es nicht ἀδικια sondern ἀκηδια heißen, welches etwas ganz anders ist. Dem Wort nach, ist ἀκηδια so viel als Sorglosigkeit; Verdrossenheit aber drückt es näher aus, und wenn man alle Symptomata zusammennimmt, die Cassianus davon angiebt, so war es eine Art von Hypochondrie, welche die Mönche und Eremiten gemeiniglich circa horam sextam überfiel; das ist gegen Mittag: nimirum, dum circa meridiem inedia et labore fatigati, adhuc tribus horis, nempe ad nonam usque pomeridianam, cibum expectarent, abstinentes plerique, infirmiores, non item, quos Ace-

dia superabat. Inde terrorem, dolorem ac vertiginem illis fuisse generatam, sagt Alardus Gazaeus in seinem Commentar über das Werk des Cassianus.

3. Ein ungedruckter Brief des Ivo, zu folge der Anmerkung, die Gudius an den Rand geschrieben. Epistola haec ἀνέκδοτος, neque dubium, quin sit Ivonis Carnotensis Episcopi et regularis Canonici, etiamsi inter editas eius non extat.

Nun ist allerdings nicht unter den Briefen zu finden, wie sie in der Ausgabe des Fronto von den sämmtlichen Werken des Ivo (v. 1647 Fol. Parisiis) (70. 39. Th. X.) vorkommen. Es müßte aber doch auch erst nachgesehen werden, ob ihn nicht etwa Dacherius, oder Mabillon, oder Muratori, welche einzelne Briefe des Ivo herausgegeben, schon bekannt gemacht. S. Hamberger. IV. p. 72.

Fronto, der Herausgeber der sämmtlichen Werke, war Canonicus regul. St. Genovevae Paris. Und unser Codex, wie angezeigt, gehörte ehedem diesem Kloster. Er mußte also wohl zu den Zeiten des Fronto schon abhänden gekommen seyn; sonst würde ihn dieser

dieser ohne Zweifel, sowohl dieses als der nachfolgenden Stücke wegen, genutzt haben. (Gudius war gegen 1660 zu Paris.)

Der Brief fängt an: Cum nuper Aurelianis de vita trium nulla colloqueremur, te ipso occasionem dante etc. — und endet sich: et ne formides si dura tibi vaticinetur Agabus.

4. Ein Brief des Ivo unter den gedruckten in den sämmtlichen Werken der 256 an den Bruder Rainald, welcher dies Kloster verlassen und ein Eremit werden wollte. Aber nun folgt

5. die Antwort des Bruder Rainalds darauf, welche nicht gedruckt ist, und sich anfängt: Diu dubitavi epistolae tuae multo melle pariter absinthioque aspersae respondere, und sich schließt: ubi plenius praecepta dominica adimplere potuerit. Vale. Und hierauf endlich folgt

6. ohne alle Ueberschrift ein neuer Absatz, welcher sich anfängt: Quia relicta saepius coenobii talium fratrum societate; — und schließt: brevibus ecclesiarum claustris includi? sum. Und zu diesem Zusatze hat Gudius an den Rand geschrieben: Ejusd. Rainaldi de eadem re,

disquisitio alia itidem 'ανεκδοτος. Also de eadem re, nicht de alia causa, wie der Catalogus sagt.

11. Aurelii Prudentii Opera. In membrana.

Eine Handschrift vom Prudentius in Fol. ist in unserer ganzen Bibliothek nicht. Auch weist unser Verzeichniß bey dieser Nummer auf einen Band in Octav. N. 202., welcher Prudentii opera enthält auf Pergament; er ist aber von vorn herein defect, und fängt mit der 44sten Zeile des 4ten Hymnus der Cathemerinon an.

Nil est dulcius ac magis saporum.

Die Hymni Cathemerinon hören mit dem 10. auf, bey dessen Schlusse ausdrücklich steht: Finit liber qui praetitulatur Cathemerinos grece, cotidianus latine; es fehlt also der 11te und 12te.

Hierauf kommt: Liber Peristephanon, aber ohne die Vorrede. Die Hymni folgen auch nicht in der nehmlichen Ordnung, z. E. der XI in der Ausgabe des Weizii, in honorem Quirini, ist der dritte. Zum Schlusse der Peristephanon, kommen die zwey folgenden Hymni der Cathemerinon.

Sodann die Apotheosis, Hamartigenia, Psychimachia.

In dieser findet man die 27 ersten Verse doppelt, und zu Anfange der erstern stehet:

Aurelius Prudens virtutum praelia Clemens
Cum viciis cecinit, metrica scolasticus arte.

Zu Ende dieses Gedichts liest man die Zeilen:

Hic libri statuit metam Prudentius auctor
Laudans virtutes quas sanctos decet habere
Excutiensque pius de mentibus vicia cuncta.

Ferner folgen die zwey Bücher contra Symmachum; und endlich das Diptychon, vor welchem an zwanzig Zeilen stehen, zu denen Gudius an den Rand geschrieben: Non est in editione Theodori Pulmanni; und in Weziii Ausgabe (von 1618) stehen sie auch nicht. Sie fangen an:

Immolat deo patri pius, fidelis, innocens, prudens
dona conscientiae, quibus beata mens habundat intus. *)

*) Ich finde nun, daß diese Zeilen die fehlende Vorrede zu dem Briefe Peristephanon sind, die auch in einem andern Codice des Prudentius, welcher sich unter den Augusteis befindet, ebenfalls an diesem Orte stehen. Wie man sie aber beym Weitzius an jenem Orte findet, so werden sie wohl auch in Pulmanns Ausgabe daselbst stehen, nur daß Gudius dieses nicht bemerkt hatte.

Hinten an dem Diptychon sind noch folgende Stücke: eine Anmerkung über die 10 Namen Gottes im Hebräischen, quae quisquis super se habuerit nec in aqua, nec in armis unquam peribit, und ein Lobgedicht auf die Jungfrau Maria, welches anfängt:

Hos in laude tua cano versus Virgo Maria
Atque Dei genitrix tali cognomine felix etc.

Der größte Theil davon ist verloschen.

Dieser Codex gehörte ehedem Bernhard Rotterdorfen. Er scheint aus dem 13ten Jahrhunderte zu seyn, und hat fast durchgängig Glossen zwischen den Zeilen am Rande.

12. Gregorii M. Epistolarum lib. XII. In membrana.

In der Ausgabe der Benedictiner (von Paris 1705, vier Bände in Fol., in welcher die Briefe in dem zweyten Bande stehn) sind die Briefe in 14 Bücher eingetheilet. Aber man glaube nicht, daß dieser Codex etwa die sämmtlichen Briefe, oder doch wenigstens die 12 ersten Bücher in sich begreife. Er enthält bey weitem nicht die Hälfte derselben, und ist am Ende defect.

Das erste Buch Indiction. IX. hat zwar auch 85 Briefe, die aber weder nach der alten, noch

nach der von den Benedictinern bestimmten Ordnung auf einander folgen.

Hierauf kommen 78 hinter einander numerirte Briefe, die mit den ersten zweyen des zweyten Buchs Indiction. X. anfangen, welches 2te Buch aber nur 34 Briefe bey den Benedictinern enthält.

Und endlich folgen 41 Briefe, die gar nicht numerirt sind, wovon der letzte der 60ste Brief des 6. Buches ist, an den Eulogius, Bischof zu Alexandria, welcher sich anfängt: mater et custos bonorum omnium charitas. Darauf kommen die ersten Zeilen eines Briefes, der anfängt: Quamvis fraternitatem vestram bonis esse intentam operibus —

Ein ebenfalls unvollständiger Codex von des Gregorii Briefen, welcher mit dem 8ten Buche anhebt, ist unter den Weissenburgischen Msct. No. 71, der 293 Briefe enthält, die aber gar nicht numerirt sind. Beide Codices wird sich vielleicht der Mühe lohnen, bey mehrerer Muße, Brief für Brief zu conferiren. Ein weit besserer und älterer Codex aber von den Epistolis Gregorii, in welchem sie sämmtlich in 2 Bücher vertheilt sind, ist unter den Augusteis No. 75, welche Eintheilung darum merkwürdig ist, weil die Benedictiner in ihrer Vorrede zu den Episteln sagen: Etsi enim nonnulli sunt

Msti codices, in quibus absque ulla librorum distinctione laudatae repraesentantur epistolae, nulli tamen occurrerunt nobis, qui eas in libros dividendo, in pauciores quam quatuordecim partiantur.

Doch sehe ich nun aus dem gleich darauf Folgenden, daß dieses die epistolae decretales Gregorii sind, welche der Papst Hadrianus aus allen ausziehen, und in zwey Bücher vertheilen lassen. Der Weissenburgische Codex fängt bey dem 2ten Buche dieser decretalium an.

XVIII.

Von des Papstes Hadrians des I. Auszuge aus den Briefen Papst Gregorius I.

Papst Gregorius I. zugenannt der Große, bestieg den päpstlichen Stuhl 590 den 3ten September, und starb den 12ten März 604, nachdem er also 13 Jahre, 6 Monate und 10 Tage regiert hatte.

Die Briefe, welche er während seiner Regierung in Geschäften des Stuhls geschrieben, hatte er fleißig nach den Jahren gesammelt, und er starb also ehe er das 14te Jahr derselben vollendet hatte.

Dieses bezeugt Iohannes Diaconus, welcher sein Leben in 4 Büchern beschrieben, das er Iohann VIII. zugeeignet (also zwischen 872 — 882), aber lib. IV. §. 72 schreibt:

> „Licet Longobardorum perfidia saeviente, post Ezechielis tractatus ab expositione librorum destiterit, ab exponendis tamen epistolis, quamdiu vivere potuit, nunquam omnino cessavit, quarum videlicet

tot libros in scrinio dereliquit, quot annos advixit. Unde quartum decimum epistolarum librum septimae indictionis terminum non peregit.“

Die Benedictiner, welchen wir die neueste Ausgabe der Werke dieses Papstes von 1705 in 4 Folianten zu danken haben, hatten also recht, die Briefe desselben, welche bisher nur in 12 Bücher abgetheilt waren, nach dieser genauern Eintheilung in 14 Bücher der Zeitfolge nach zu ordnen.

Aber Iohannes Diaconus fährt nach angezogener Stelle fort:

„Ex quorum multitudine primi Hadriani Papae temporibus quaedam epistolae decretales per singulas indictiones excerptae sunt, et in duobus voluminibus, sicut modo cernitur, congregatae.“

Dieses bekräftiget Sigebertus Gemblacencis de script. eccles. cap. 79. wenn er schreibt:

„Adrianus Papa libros epistolarum primi Gregorii Papae abbreviavit, et utiliora quaeque decerpens tredecim libros ad duos redegit.

Desgleichen Trithemius cap. 254. de Sc. Eccl.:

„libros XIII epistolarum S. Gregorii Papae abbreviavit in duos, utiliora decerpens.

Liber Primus.

1. Venancio Lunensi Episcopo scripsit ut subsidium a se missae Abbatissae et adiutorium in omnibus praeberet - X. 43.
2. Cyridano, qui censum sitonici quod in horreis ecclesiae susceptum fuerat, restituere jubebat et in speciem praeparare, omnino interdixit sub hujusmodi dispendio Ecclesiam subjacere. XII. 34.
3. Theodoro Curatori de susceptione conjugis Iohannis Praefecti urbis. X. 6.
4. Mariniano Episcopo Ravennatis de eadem Iohannis coniuge benigne suscipienda. X. 7.
5. Romano defensori Vitum quendam collaudat quem in defensorum scola praesentare voluit. - - XI. 39.
6. Fantino defensori injungit causam, ut habitam inter Maurentium, Magistrum militum, et Victorem, Panormitanum Episcopum, determinaret. - - XII. 4.
7. Savino Subdiacono mandat ut adjutorium Proculo Episcopo ad suam ecclesiam revertenti praeberet. - XIII. 24.
8. Anthemio Subdiacono de pecunia quae apud Benenatum Episcopum remansisse dicebatur,

quam pro construendo susceperat, perquirere praecepit. - - IX. 51.

9. Per Sabinum subdiaconum Palumbum Episcopum eo quod res vel ministeria Ecclesiae remisse servaverit clementer arguit XII. 26.

10. Vituli defensori per Bonifacium notarium scripsit, ut in utilitatem Parochiae Barbaricina mancipia comparari debuisset. XI. 23.

11. Maurencium magistrum militum oratur ut Arogi duci suaderet ut Savino Subdiacono ad deducendas S. Petri ecclesiae trabes opem ferret. - - XII. 20.

12. Gregorio Expraefecto scripsit ut solatium Salvio Subdiacono ad deducendas trabes supradictas praestaret. - XII. 22.

13. Arogi duci mandat ut solatium Savio Subdiacono ad deducendas ad mare easdem trabes exhiberet. - - XII. 21.

14. Stephano injunxit auxiliari Savio Subdiacono in jam dicto negotio. XII. 23.

15. Romano defensori commendat, ut Petrum, quem ipse defensorem fecerat, qui de massa juris romanae ecclesiae fuerat, admoneret, ne filios suos alicubi in conjugium, nisi in ea massa de qua fuerat, sociare non praesumeret. - - XII. 25.

16. Savino Subdiacono ut causam quam Clerus Regitanae Ecclesiae contra Episcopum suum habere questus est, cum aliis reverendissimis viris diffiniret, praecepit. - IX. 47.

17. Romano defensori injungit ut Laurentio de pecunia quam Bonifacius reliquerat, satisfacere deberet. - - XII. 15.

18. Mariniano Episcopo Ravennae svadet ut Maurentio vel missis suis adjutorium ferri deberet. - - XII. 5.

19. Hilario Notario, navem in qua Vitulis navigarat Deo datae Abbatissae transmissam esse innotescit, atque ei praecipit ut eam ab omni onere vel angaria, ac si sua fuisset, l. exc. accurreret. - X. 67.

20. Theodoro Curatori scribit ut Maurentii magistri militum missis ſolatium ferre deberet. - - XII. 6.

21. Paulino, Proculo, Palumbo, Venereo, ac Marciano Episcopis injungit ut inter Bonifacium Episcopum et Clerum suum causas, habita summa aequitate, discuterent, perscrutatasque sibi diligenter innotescere jussit. - - IX. 48.

22. Anastasium Antiochenum pro rectae fidei tenore collaudat, fundamentum unum esse

Christum secundum apostolum commemorat, ipsum vero pastorem esse, per hostium id est Christum ingreditur, ostendit, exemplum Jacobi servientis inducit pro vita piissimi Imperatoris qui haereticorum ora conclusit orandum esse innotuit, exemplar primae Ephesinae ecclesiae, ut inviolata permaneret, inquirere iubet, eosque qui per praemia ad sanctum ordinem pervenerint, errorem Symoniacae haereseos incurrere manifestat. IX. 49.

23. Anthemio Subdiacono permandat ut Matthaeo Scholastico XII. dare solidos festinaret. - - XII. 2.

24. Bonam Abbatissam ad possidendam Ecclesiam, quam Iohannes Presbyter construxit, clementer invitat. - - III. 37.

25. Venantio Episcopo Lunensi scribit, ut Agrippino Presbytero Ferolano quaedam debita ad reparationem ecclesiarum solvere procuraret. - - X. 44.

26. Anthemio Subdiacono Campaniae praecipit ut Gallo Manclero qui pro susceptione servi publici juris in monasterium constrictus erat, auxilium praestaret.

27. Romano defensori injungit ut Fausto res suas, quae a Syracusanae ecclesiae actionariis

subtractae erant eius cuius fuerant dominio reformaret. - - XI. 47.

28. Iohanni episcopo Syracusano de eiusdem Fausti rebus violenter ablatis. XI. 42.

29. Pulcherrimum exhortatorium ad Secundinum, servum Dei, in quo dulcedinem epistolae illius collaudat, infirmitatis suae et curarum secularium molestiam inducit, vitam solitariam ducentes frequentioribus inimici jaculis patere denunciat, mentem poenitentis ad mala transacta cogitando recurrendo sub cicatricis specie partim exponit, St. Leonis papae fidem et sanctam Chalcedonensem synodum Orientis ecclesias custodire fortiter, eumque salubriter sub specie Moysis supra petram salutis in unitate catholicae ecclesiae producit, animum autem perversorum hominum, qui tria capitula in sancta synodo refutabant, accusat, epistolam vero quae in fine synodi adjacebat, quae Nesbrium defendere nitebatur et S. Cyrillum refutabat, auctoritate sanctae synodi damnet quaestionem utilem de animabus parvulorum, qui sine baptysmo moriuntur, introducit, sequiturque salutatio ipsius ad eundem venerabilem virum. IX. 52.

30. Romano, Defensori Siciliae, scribit, ut solatium quibusdam de Histriae partibus suum Episcopum in Sicilia requirentibus praeberet, et eundem Episcopum ad se venire volentem cum suo adjutatorio destinaret. IX. 94.

31. Andreae Scholastico suggerit, ut Castorio Cartulario ab eo misso solatium in omnibus ferat. - - - V. 45.

32. Habitantes insulam Capraeacam *) qui pertinaciam schismatico **) collaudat, introducens vigilantiam domini super electos et titubantis palmatis in radice fidei, permanentis virentiam exponit. - IX. 97.

33. Pro Basilio qui Isticorum schisma contempserat, eumque ut Castorio Cartulario subsidium praestet, ammonet. V. 46.

34. Desiderio Episcopo Pancratium diaconum commendat, svadens ei, quamvis suae ecclesiae militare debuerat, ne illum a Monachi proposito segregaret, sed patria ammonitione ne a sancto voto tempesceret, roboraret. XII. 35.

35. Marcellinum, Proconsulem Dalmatiae, eo quod de causa Maximi et exspoliatione illius

*) i. e. insula Capreae.

**) f. l. Schismaticorum refutarunt.

mali auctor extiterit, acrius corripit, asserens suam relationem (l. relaxationem) vel gratiam ita sibi prodesse, si prius domino pro talibus gestis satisfacere per poenitentiam contenderet. - - , IX. 5.

36. Maurentium, magistrum militum, hortatur, ut si alii navigarent cuiusdam etiam Domitii filium navigare permitteret. - XII. 26.

37. Gulfarem, magistrum militum, pro zelo catholicae fidei cum gratiarum actione salutat, hortans eum, ut infatigabiliter pro animarum lucris in unitate ecclesiae a Schismaticorum errore quantos poterit revocaret, confirmansque pro hoc labore deum et felicitatem praesentis vitae et gaudia aeterna concessurum - - IX. 93.

38. Mastaloni quoque grates refert, quod pro unitate sanctae Ecclesiae fideliter desudaret, eumque ne in hoc forte deficeret paterna ammonitione corroborat, talenti absconditi et erogati exemplum inducit, studii, quod coeperat fructum fine carere denuntiat, ad ultimum Theodosium eiusdem certaminis cooperatorem collaudat. - V. 47.

39. Maurentio Theodorium commendat, suggerens ei ut eum a murorum vigiliae pondere levigaret. - IX. 73.

40 Anthemio Subdiacono Campaniae scribit, ut Benenatum Episcopum cum accusatoribus ad eum subceleriter destinaret, ut causas ipsius districta inquisitione discuteret. IX. 50.

L. II. Dieser Brief, wie die Benedictiner sagen, kömmt nur in wenigen Manuscripten vor. Das streitige Bilannorum heißt in unserm Codice deutlich Bricinorum. XII. 20.

25. Diesen Brief, welchen die Benedictiner Libr. X. indict. III. haben, setzet unser Codex ausdrücklich mense Maii Indictione II.

29. Es ist ein gutes Zeichen für unsern Codex, daß diesem Briefe, welcher bey den Benedictinern der 52 des IX. Buchs ist, die zwey verdächtigen Stücke gänzlich fehlen, das nehmlich de clericis lapsis, und das de imaginibus.

Ueber

Ueber Lessings poetisches und vorzüglich theatralisches Verdienst.

Ueber Lessings poetisches und vorzüglich theatralisches Verdienst.

Lessing fing früher an zu dichten, als zu philosophiren; er machte es auch um nichts besser, als jeder andere junge Dichter, der weder philosophiren kann, noch philosophiren will. Er sah auf die Kritik und die Kritiker mit einiger Verachtung herunter. So brach er zum Beyspiele in einem Fragmente seiner Gedichte *) aus:

Wird Aristoteles nicht ohne Grund gepriesen,
Dem nie sich die Natur als unterm Flor gewiesen?
Ein dunkler Wörterkram von Form und Qualität
Ist was er Andern lehrt und selber nicht versteht.
Zu glücklich, wenn sie nicht mit spitzig seichten Grillen
Die Lücken der Natur durch leere Töne füllen!

Und in einer andern **):

Wo kömmt die Frechheit her, so unbestimmt zu richten?

*) Lessings Schriften, Th. 2. S. 214 und 215.

**) Lessings Schriften, Th. 2 S. 127 und 128.

Wer lehrt den gröbsten Geist die Fehler sehn und
dichten?
Ist nicht, uneins mit sich, ein Thor des Andern
Feind?
Und fühlt der Künstler nur sie all' auf sich vereint?
Ist nicht der Grund, weil sie erschlichne Regeln
wissen,
Und auf gut Glück darnach vom Stock zum Win-
kel schließen?
Er ists. Nun tadle mich, daß ich die Regeln
schmäh,
Und mehr auf das Gefühl als ihr Geschwätze seh.
Die Schwester der Musik hat mit ihr gleiches Glücke:
Kritiken ohne Zahl und wenig Meisterstücke,
Seitdem der Philosoph auf dem Parnasse streift
Und Regeln abstrahirt und die mit Schlüssen steift.
Der Schüler hat gehört, man müsse fließend dichten.
Was braucht der Schüler mehr des Schweizers
Lied zu richten?
Grob, Lohensteinisch schwer, giebt seinen Worten
Wucht,
Die Menge lobt den Wahn; das ist des Wahnes
Frucht.
Ja seine Tyranney hat leichte Besserungen
Nach langem Widerstand ihm endlich abgedrungen.
Und bersten möcht ich oft, wenn tadelndes Geschmeiß,

Das kaum mit Müh und Noth die drey Einheiten
weiß,
Den Plaut und Molier zu übersehen glaubet,
Das ist, dem Herkules im Schlaf die Keule raubet,
Und brächt ihm gern damit schimpfvolle Wunden an;
Nur Schade, daß kein Zwerg sie mächtig stören
kann.
Kunstwörter müssen dann der Dummheit Blöße
decken,
Und ein gelehrt Citat macht Zierden selbst zu Flecken.
Ach arme Poesie! anstatt Begeisterung
Und Götter in der Brust, sind Regeln jetzt genug.
Noch einen Bodmer nur, so werden schöne Grillen
Der jungen Dichter Hirn statt Geist und Feuer füllen.
Sein Affe schneidert schon ein ontologisch Kleid
Dem zärtlichen Geschmack zur Maskeradenzeit.
Sein kritisch Lämpchen hat die Sonne jüngst erhellet,
Und Klopstock ward durch ihn, wie er schon stand,
gestellet *).

Hätte man daraus wohl den strengen Kunstrichter prophezeiht? oder den Mann, der den ganzen Ausfluß seiner poetischen Ader, die, nach diesen Versen zu urtheilen, nicht

*) Sollte diese Stelle nicht mit gewirkt haben, daß Bodmer Lessings unäsopische Fabeln schrieb?

sehr groß war, der kunstrichterischen Lanzette einmal verdanken würde? Wer sieht nicht hier Funken eines Genies, und eben keines poetischen, welches sich am wenigsten von der Kritik Fesseln will anlegen lassen? Allein es war nichts weniger als das, sondern der unwillkührliche Ausbruch seiner bittern Laune. Er fühlte schon die großen Forderungen des Kunstrichters, und belachte den kritischen Pedanten in ihm. Damals gab er in seinen Gedichten so manche Blößen, die man trotz dem Beifalle, welchen zu der Zeit jeder kahle Reim erhielt, nicht unaufgedeckt gelassen hatte.

Daß er sich fast in allen Dichtungsarten versuchte, war freylich von ihm Lernbegierde, aber auch Unkunde der dabey zu überwindenden Schwierigkeiten. Auch sieht man wohl, daß er in allem, wo es mehr auf Deutlichkeit, Richtigkeit und Präcision der Gedanken ankam, wo die Wirkungen der höhern Seelenkräfte der dichterischen Phantasie mit zu Statten kommen — daß er darin viel glücklicher war, als in einer bilderreichen Darstellung dieser abstrakten Gedanken. Bis auf Reim

und Sylbenmaß war zu seiner Zeit für die poetischen Bedürfnisse wenig oder gar nicht gesorgt. Und wie konnte es also auch bey Lessingen anders seyn, da Vater und Lehrer sich auf die eigentliche Poesie so wenig, und so zu sagen nur auf Versifikation für das Haus, verstanden? Jeder, der reimte und skandirte, war ihnen ein Poet. Sie hatten nicht einmal von dem Unterschiede des prosaischen und poetischen Styls hinlängliche Begriffe. Mithin konnten sie ihm nichts, als einige unbedeutende Regeln des mechanischen Versbaues beybringen. Folglich hatte er bald von der Poesie mehr Begriffe als sie, und sie bewunderten ihn schon, als sie ihn noch scharf richten sollten. Dies war vielleicht die Ursache mit, daß seine Lust zu Versen in seinen Jünglingsjahren so außerordentlich sich verbreitete. Als er aber nach und nach zu größern theoretischen Kenntnissen in der Poesie kam, nahm sein Fleiß ab. Er versificirte nie sehr leicht; und als er es zu einiger Fertigkeit gebracht hatte, fand er, daß sie nicht der Mühe lohne, und fing an in einer Art der Poesie zu dichten, die

Reim und Sylbenmaß, wenigstens bey dem Deutschen, sehr füglich entbehrt.

Seine Lieder waren das Erste, was er unter dem Titel: Kleinigkeiten, in die Welt schickte. Sie erschienen zu Stuttgard bey Metzler 1751 zum erstenmale, aber nicht so gefeilt und polirt, wie sie in dem ersten und zweiten Theile seiner jetzt herausgekommenen sämmtlichen Schriften sich befinden. Man darf jene nur mit diesen zusammen halten, um sich zu überführen, was für Vortheile die letzte Feile einem Liedchen gewährt. Ich habe die vierte Auflage der Kleinigkeiten von 1769 vor mir, und finde, daß viele kleine Gedichte hernach von ihm nicht einmal einer Besserung gewürdigt worden sind, obgleich manche hübsche Wendung darin ist. Sie athmen keine große Zärtlichkeit noch tiefes Gefühl der Liebe, welche in schwärmerische Leidenschaft oder in schmachtende Klagen ausbräche; sie haben aber das Feuer und den Geist eines unbefangenen Jünglings von gesundem Blute, dessen Laune und Zufriedenheit alles um sich aufheitert und vergnügt. Er ist mehr vom Weine als von Mädchen begeistert; muthwillig, aber

nie auf die entfernteste Weise zotenhaft. Seine Empfindung scheint oft Witz zu seyn, weil der Geistreiche sein Gefühl mit lachender und witziger Munterkeit äußert, wo der Liebetrunkne winselt und den vier leeren Wänden sein Herzeleid klagt.

Daß uns eine Manier mehr behagt, als die andre, ist noch kein Beweis von ihrem Vorzuge. Wenn man ihn aber einer und der andern Dichtungsart giebt, so urtheilt man einseitig, obgleich sehr natürlich. Daher haben Lessings Lieder eben so viel Tadler als Lobpreiser gefunden; und, was das sonderbarste ist, man hat gerade das Unschuldige und Gute seiner Lieder angegriffen. Freilich als sie erschienen, war vieles, was jetzt vernünftige Aufklärung heißt, noch Sünde. Nichts als Wein und Liebe! nichts als Freude und Genuß! Wie kann ein ernsthafter Mensch, geschweige ein Christ, sich damit zeigen oder empfehlen wollen? Für den Frohsinn der Menschen überhaupt, nicht etwa der Christen, oder der allein gewiß in den Himmel kommenden Lutheraner arbeiten, ist die erste Stufe zur

Hölle. So sprach der moralische Tadler, und kreuzte und segnete sich über die ausschweifenden Zeiten, und daß die aufgeklärten Consistorien nicht ernstere und gottgefälligere Mittel dagegen vorschlugen. Der Poetischkritische hingegen rief: es erhebt nicht, es entzückt nicht; es ist alles zu natürliche, zu schwache Empfindung, um dichterisch seyn zu können. Jedermann hat solche Einfälle, und die Gewalt der Liebe fühlt fast ein jeder besser; denn es scheint, als wenn manche sogenannte gefühlvolle Musenliebhaber den poetischen Ausbruch der Liebe auf den Geschlechtstrieb reducirten, oder die platonischen Uebertreibungen für den höchsten Grad der feinen Liebe hielten. Sie sind entweder zu gesund oder zu krank, um die Mittelstraße halten zu können. Doch allen diesen hochweisen und die Welt bessern sollenden Kritiken zum Trotz, sang man so häufig die Lieder: O Jüngling sey so ruchlos nicht; und: Gestern, Brüder, könnt ihrs glauben; als man jetzt singt: Blühe liebes Veilchen; und: Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher. In dem glücklichen Zustande, in der Empfindung unsers gesunden Daseyns und in

der heitern Empfänglichkeit der Eindrücke der Natur beurtheilen wir den Werth solcher Lieder am besten und richtigsten. Nur Leute in dieser Lage des Lebens singen; und meistens unter einem Zusammenflusse von andern Umständen kritisirt man. Ich höre nicht gern den Weisen in der Unpäßlichkeit über seinen gesunden ungelehrten Mitbruder urtheilen.

Freilich haben sich seit der Zeit mehrere lyrische Dichter gefunden, und vornehmlich ist das Mechanische der Deutschen poetischen Sprache so vorzüglich bearbeitet worden, daß auch der mittelmäßige Sänger hierin Lessingen gleich kömmt, oder ihn wohl gar übertrifft. Aber wird darum ein Gericht schlechter, weil man es auf vielen andern Tafeln findet?

Seine Oden sind schon von geringerm Werthe als seine Lieder. Er glüht, er schäumet nicht; er hat nichts von der Begeisterung und dem Schwunge Pindars, dem sich oft die Bilder zusammen drängen, so daß der kalte Leser davon ganz schwindlicht wird. Daher so viele

gelehrte Erklärer und keine Empfinder! Er sieht alles auf Einmal und bezeichnet es nur mit wenigen Worten: die Augen eines Begeisterten sind eine laterna magica. Lessings Phantasie ist mehr stark, tiefsinnig, als lebhaft: voll seines Stoffs sieht er zu deutlich und klar. Seine Bilder sind nicht bloß empfunden, sondern studiert, und etwas kritisch, nicht poetisch, ausgemalt. Er verfertigte seine Oden meistens auf gewisse Gelegenheiten, setzte sich nicht, sondern dachte sich nur in Begeisterung. Wo Mißmuth und Unwillen losbricht, ist er ganz Leben, wie zum Beispiel in der vierten und achten seiner Oden. Seine ganze Jugend, wenn er über sein Schicksal nachsann, war unverdienter Mangel und Kummer. So groß sein Stolz war, diese Lage zu verbergen, so konnte er doch zuweilen dem Sturme seiner Empfindungen nicht gebieten. Seine Heiterkeit war nur Vergessenheit seines Zustandes und studierte Verachtung alles dessen, was der Mensch zu seiner Behaglichkeit haben muß. So sehr er sich in seiner Jugend brüstete, es entbehren zu können, so

nagt es ihn doch innerlich, es entbehren zu müssen.

Jn seinen Adern tobte juvenalisch Feuer;
Der Unmuth reichte ihm die scharfgestimmte Leyer.

Mit der Zeit wird man freilich auch des Elendes gewohnt; und diesen Trost genoß er so gut, als der Galeerensklav.

Sein paar nachgelassene Entwürfe zu Oden in Prosa, enthalten ungekünsteltes Feuer und mehr Fülle des Herzens; nur Orpheus *) scheint eine zu epigrammatische Bitterkeit zu haben. Doch kann man bei Oden von Entwürfen auf die Ausarbeitung schließen?

Die Fragmente von seinen Lehrgedichten zeigen mehr Fertigkeit im Versificiren und Denken, als Spuren eines ächten poetischen Genies. Es ist freilich die Dichtungsart, welche sich der Prosa am meisten nähert, weil darin Ergötzung dem Unterrichte nachsteht, und Annehmlichkeit der Richtigkeit sich auf-

*) Lessings Schriften, Th. 2. S. 16 u. 29.

opfern soll. Nach meiner Empfindung ist das Lehrgedicht weder kalt noch warm; weder recht lehrreich noch recht ergötzend: es ist entweder für den Knaben, oder für den Mann, der nicht weiß, was er will. Zum Gefühle ist es zu philosophisch, und zur Philosophie zu spielerischer Lehrprunk. Wenn unsere Sinne so abgestumpft sind, daß sie von nichts mehr gerührt werden, so will man ihren Genuß gleichsam durch das Denken würzen; und so weit man es würzt, denkt man auch. Man reitzt den Appetit und stärkt die Seele nicht. Man ißt mit Appetit, und verträgt doch keine starke Speise. Doch man verstehe recht: die Rede ist hier bloß von den philosophischen Gegenständen, welche das Lehrgedicht dem Leser erst recht versinnlichen soll. Sagt man aber, daß jeder Gegenstand so lange poetisch ist, so lange das Versinnlichen die Hauptsache und scharf und richtig denken nur Nebensache ist; hingegen philosophisch, so bald sich das Gegentheil findet: so, dächte ich, spielt man mit den Worten.

Allgemeine Wahrheiten, Grundsätze, Maximen und Regeln, wenn sie es wirklich sind,

werden durch die Versinnlichung weder allgemeiner, noch richtiger, noch gründlicher. Ihre poetische Zusammenfügung ist für den Unterrichteten eine angenehme Wiederholung, für den Unwissenden aber ein angreifendes Studium, wobei alle Ergötzung wegfällt. Und wenn er nun endlich ein solches poetisches Lehrgedicht gefaßt hat, so glaubt er schon die ganze Sache gefaßt zu haben, und jedes angenehme Bildchen, jede launichte Wendung, um einem Gedanken Leben und Nachdruck zu geben, nimmt ein solcher Leser für ausgemachte und erwiesene Wahrheit. Das Lehrgedicht, wenn es gut ist, betäubt und überredet, aber belehrt eigentlich nicht; wenigstens nicht mehr als jede Ode, jede Fabel, jedes Schauspiel. Es hat den Namen von dem, was es gerade nicht thut, nicht thun soll. Lehrgedicht ist ein eben so passender Name, als geheimer Justizrath. Geheimniß und Justiz ist nicht viel weniger, als Unrecht und Recht, und als Lehren und Dichten. Kurz, wo das Lehrgedicht belehrt, ist es kein Gedicht, und wo es Gedicht ist, belehrt es nicht. Wein und Wasser

mit einander vermischt, ist weder für den gesunden Magen, noch für den gesunden Geschmack; und wenn es gleich nicht schadet, so ist es doch nur für kränkelnde Damen, die mit dem gemeinen Weibe nicht gern Wasser trinken wollen: obgleich aus dem besten Weine Wasser genug destillirt werden kann.

In den Fragmenten von Lessings Lehrgedichten findet man den Denker, aber höchst selten den Dichter, ob man ihm gleich gar nicht die Verlegenheit des Reims anmerkt. Zuweilen nimmt seine Versifikation so ein, daß wir sie für Poesie halten. Seine guten gesunden Gedanken haben zwar kein poetisches Kleid, noch weniger Lappen aus der poetischen Lumpenlade, wohl aber ein passendes und zierliches Gewand. Es fehlt ihm nicht an Tropen, Bildern und Wendungen; aber alles hat eine zu philosophische Nüchternheit. Sylbenmaß und Reim abgezogen, ist es eine gedankenreiche Prose.

Seine Sinngedichte haben den durchgängigen Tadel erlitten, welcher wohl das größte

Lob enthält, daß sie zu spitzig, zu beißend wären. Das ist eben so, als wenn man sagte, die Säure ist zu sauer. So viel sie des poetischen Ausdrucks bedürfen, haben sie. Sie können den besten von den neuen und alten Sinngedichten aller Nationen an die Seite gestellt werden. Viele Epigrammatisten haben eine größere Menge verfertigt; aber in Verhältniß keine Anzahl so vortrefflicher. Martial, den Lessing sich zum Muster nahm, hat so manches Unsittliche und Schmutzige, das dem keuschen Ohre anstößig wird, wenn es auch das beste Lateinische Ohr ist; das Deutsche ist freilich schon verwöhnter: und doch hat er ihn auf keine Weise darin nachgeahmt.

Wo Theorie sonst gut ist, da taugt Praxis selten viel; Lessing aber ist ganz Ausnahme. Er hat sich selbst Gesetze vorgeschrieben, und sie aufs genauste befolgt. Freilich scheint er sich den Begriff des Epigramms *) sehr verengt und die eben so guten, wo nicht bessern Arten kleiner Gedichte, als seine Sinngedichte, ver-

*) Herders zerstreute Blätter, zweite Sammlung, S. 105 — 170.

worfen oder doch wenigstens aus seiner Gränze verwiesen zu haben, wodurch er denen hauptsächlich anstößig wird, welche die epigrammatischen Spitzen oder Pointen bei dem beißenden Witz eben so sehr scheuen, als eine gewisse Art Theologen die uneingeschränkte Vernunft. Von allen möglichen Gedichten ist ihnen keine Gattung so unbedeutend, geringfügig und verächtlich, als diejenige, worin der Witz das Hauptwerk ist, wenn er auch vom größten Tiefsinn zeugte. Sie finden nichts leichter und einem angesehnen Mann unanständiger, als zu witzeln. Räsonniren und treffende Epigramme machen, sind Sünden wider den heiligen Geist, das ist, wider ihren verschobnen Geist. Denn das Ansehn bei dem Volke gründet sich stets auf Unfehlbarkeit; und wenn auf keine religiöse mehr, so doch auf eine politische. Der Witz aber ist immer naseweis, und findet vornehmlich an den Götzen des Pöbels, des Volks und der Gekrönten Schwächen über Schwächen, und wird nie bitterer, als wo er sich in tiefster Ehrfurcht vor den Sottisen der dummen Ge-

walt beugen soll. Allein Lessingen war es nie eingefallen, die übrigen kleinen Gedichte, die Herder in seine Definition von dem Epigramm hinein gebracht hat, zu verdrängen oder gar zu vernichten: er wollte sie nur abgesondert, nicht einmal geringer geachtet wissen; wollte nur diejenige Art kleiner Gedichte, welche Herder die rasche und flüchtige nennt, wo zwei Gedanken unerwartet zusammentreffen und einander auflösen, unter Epigramm verstehen und das eigentliche Sinngedicht nennen. Unter diesen beiden Gedanken verstand Lessing Erwartung und Aufschluß; Herder billigt das aber nicht, weil diese von Lessing herkommenden Wörter einander nicht entsprechen. Allein thun die, welche er dafür vorschlägt, Darstellung und Befriedigung, oder alle lateinische Benennungen, welche er in einer Note anführt, es mehr? Doch dieses wäre am Ende Wortklauberei. Was Herder weiter anführt, scheint mir von größerer Wichtigkeit. „Ueberdem, sagt er, sind Erwar„tung und Aufschluß dem Epigramm nicht

„ausschließend eigen; sie müssen bei einem „jeden Worte, das die menschliche Seele „unterhalten soll, Statt finden. Wehe der „Epopee, dem Drama, ja selbst wehe der „Geschichte, der philosophischen Abhandlung, „sogar dem mathematischen Lehrsatze, der „keine Erwartung zu erregen weiß, oder diese „nicht durch einen völligen Aufschluß befriedigt! „Wehe aber auch einem jeden Werke der Kunst „und Dichtkunst, oder des Unterrichts und „der Lehre, das nur Erwartunng erregen, „und in ihr die Neugier befriedigen wollte; „denn überall müssen diese Empfindungen „nur Ingredienzien seyn und bleiben. Sie „sind das weiche lockere Band, das bald län„ger, bald kürzer gehalten, das mehr oder „minder angestrengt, sowohl die Theile des „Werkes als unsrer Empfindungen zwar ver„bindet, aber sie nicht ausmacht.“ — Dieses was er gegen Lessingen weiter sagt, schien mir sehr scharfsinnig und passend, und ich war nach nichts gespannter, als nach der Herder'schen Erklärung. Die fand ich endlich folgendergestalt: „Das Epigramm ist nichts als die

„poetische Exposition eines gegenwärtigen oder „als gegenwärtig gedachten Gegenstandes zu „irgend einem genommenen Ziel der Lehre oder „der Empfindung.“ —

„O daß Lessing lebte! setzt er hinzu. Er „sollte der erste seyn, der diesen Abschnitt läse, „und der unpartheiische Forscher des Wahren, „der gegen sich selbst am strengsten war, würde „auch in dieser Kleinigkeit unpartheiisch ent„scheiden.“

Er würde es allerdings. Aber würde er nicht auch erwiedern: Poetische Exposition eines gegenwärtigen oder als gegenwärtig gedachten Gegenstandes, und genommenes Ziel der Lehre oder der Empfindung sind dem Epigramm nicht ausschließend eigen; sie müssen bei einem jeden poetischen Werke Statt finden. Wehe der Epopee, dem Drama, ja selbst der Fabel und dem Lehrgedichte, wenn sie keine Exposition und kein Ziel haben! Das sind Dinge, ohne die sich gar kein Gedicht denken läßt. Wo bleibt denn das eigenthümliche Charakteristische des Epigramms? Nicht zu erwähnen, daß ein undeutsches Wort,

eine Exposition, eben keine große Deutlichkeit macht, und eine Wort- oder Sach-Erklärung doch so etwas bewirken soll. Bedeutet Exposition hier so viel als Erklärung, Erzählung oder alles zusammen, Darstellung? Wenn das letzte, warum denn dieses Wort nicht gebraucht?

Lessing wollte bloß von dem Worte Epigramm die Regeln des jetzigen oder Martialischen Sinngedichts abziehen, oder vielmehr daraus folgern. Denn das Ding, sagt er, dem der Sprachgebrauch einen gewissen Namen zu geben fortfährt, fährt unstreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu haben, für welches dieser Name eigentlich erfunden war. Und was wissen wir denn nun viel mehr, wenn das Epigramm aus Darstellung und Befriedigung, und nicht, wie Lessing will, aus Erwartung und Aufschluß besteht? Andere Worte machen in Erklärungen nicht allezeit einen andern Sinn. Das Fehlerhafte der Lessingischen Meinung möchte man daher wohl zugestehn, wenn man nur die eigentliche Herdersche Verbesserung recht sehn könnte.

Uebrigens ging Lessing vom Martial aus, und Herr Herder von der Griechischen Blumenlese, deren Sammler wohl schwerlich an des Erstern beschränkte Idee vom Sinngedichte, noch an des Zweiten große und viel umfassende Erklärung dachten, womit alle in den Anthologieen sich befindende kleine Gedichte unter Eine Gattung gebracht seyn sollen. Meleager, Philippus Kephalos, Planudes, und wie sie alle geheißen haben, sammelten die Gedichte Griechischer Poeten mit eben so viel Scharfsinn und Wahl, als unsere Herausgeber der Musenalmanache die Verse und Reime unsrer Dichter und Dichterlinge. Und was können unsere Zeitgenossen dafür, wenn ihre Sammlungen nicht so gehaltreich sind, als der Griechen ihre? Man bedenke auch, daß jene alle Jahre eine Anthologie zu Markte zu bringen haben. Wäre es aber nicht ein sonderbarer Einfall, wenn ein scharfsinniger Nachkomme sie alle unter einerley Gattung kleiner Gedichte bringen wollte? Daß Lessing mehrere verschiedene kleine Gedichte kannte und zugab, aber nicht so hochschätzte, als die Martiali-

schen Epigramme, liegt mehr in der Individualität seines poetischen Charakters. In dem zweiten Theile seiner Schriften befinden sich ja solche, welche nach seiner eigenen Definition keine Martialische Sinngedichte seyn können. Herr Herder hätte also nur erwiesen, daß es noch mehrere Arten, und nach seinem Geschmack bessere Arten kleiner Gedichte gebe, als Lessingische Sinngedichte. Daran hat aber Lessing nicht gezweifelt und wohl kein Mensch; nur Herr Herder hat versucht, sie unter Eine Gattung zu zwingen: wobei er vortreffliche Beobachtungen anbringt. Das Zugemüse ist mehr werth, als das Fleisch. Auf das Klassificiren und Definiren der Gedichte überhaupt muß man nicht zu viel bauen. Es ist wie mit den Religionen und Sekten. Jede hat freilich charakteristische Kennzeichen genug; aber sie so haarklein aus einander zu setzen, hält schon schwer, da man heute das dazu rechnet, was man morgen verwirft: und dann wird man oft manches von einer behaupten müssen, was man der andern unmöglich absprechen kann. Alle gründen sich auf Mo-

ral; und je mehr sie davon abweichen, desto tauglicher sind sie für die Welt als Religionen und Sekten. Und so ist es auch mit den mannigfaltigen Gedichten; je mehr sie von der lebhaftesten oder sinnlichsten Darstellung abweichen, je weniger sind sie Gedichte. Das Uebrige, wird Lessing sagen, sind Tonnen für die gelehrten Wallfische, damit zu spielen.

Um die Fabel und Erzählungen hat Lessing noch mehr Verdienst. Ueber La Fontaine und Gellert haben wir fast den Aesop ganz vergessen, oder wir beurtheilten wenigstens die Aesopischen Fabeln darnach. Lessing selbst gab einige recht gute gereimte mit aller angenehmen Geschwätzigkeit heraus, worunter aber doch einige sind, welche für wirklich äsopische gelten könnten, als die zweite und dritte *). Er konnte also desto unverdächtiger Richter von beiden Arten seyn. Sein unpartheyischer und scharfsinniger Geist erklärte sich am Ende für die Aesopische, ob er

*) Lessings sämmtliche Schriften Th. 2. S. 39 u. 40.

gleich die Gellertsche nicht geradezu, noch ganz verwarf: nur für zweckmäßiger erklärte er die erste. Wenn man glaubt, daß ihn die Leichtigkeit der Aesopischen, da sie in Prosa sind, zu seiner Behauptung mit bewog, so trifft man es wahrlich am wenigsten. Er hatte seine Aesopischen Fabeln, so wie wir sie jetzt in Prosa haben, fast alle versificirt und das für sie gethan, was Phädrus für die Aesopischen, ohne sie eben an manchen Stellen zu verschlechtern. Allein sie sind alle mit denen, welche er neu dazu erfunden hatte, in einer Kiste verloren gegangen, deren schon in der Vorrede zum zweiten Theile seiner sämmtlichen Schriften erwähnt worden ist.

Man hat oft die Frage aufgeworfen, warum er sich diese Mühe mit seinen Fabeln gegeben, da sie doch in Prosa so gut erzählt sind, und er nicht der Mann war, welcher die Sache nach dem Schweiße, den sie kostete, und nach dem Oele, das man dabei verbrannte, beurtheilte. Hätte er sie etwa zum Singen bestimmen wollen, so wäre die Ursache leicht zu finden; auch da noch, wenn sie

gereimt gewesen wären. Denn es giebt noch Deutsche Leser genug, die von keiner andern Poesie wissen wollen, als von gereimten Versen. Was noch so poetisch, aber reimlos ist, deucht ihnen schwülstige Prosa. Ihr Ohr kitzelt wohl das Wiederkommen zweier Worte, die nur einen oder zwei verschiedne Anfangsbuchstaben haben, und etwas ganz Verschiednes bezeichnen. Aber bei der Abwechselung kurzer und langer Sylben fühlen sie nichts. Freilich wollte Lessing für solche feine Kenner wohl nicht schreiben, und natürlich zum bessern Geschmack etwas beitragen; sollte man aber Dem mit Recht den guten Geschmack absprechen, der die Theorie der Ohrenkitzelung nicht inne hatte und noch weniger sie ausübte? Reim und Sylbenmaß macht doch keine Poesie, wie Gottlob! nun alle Lehrbücher nicht mehr in Zweifel ziehn. Die Hebräische Poesie ist ein leibhaftes Beispiel davon. Sie hat weder eigentliches Sylbenmaß; noch Reim; wohl aber sehr ausgesuchten Rhythmus und Zeilenmaß. Gleichwohl ist im Deutschen jede Poesie, welcher Reim und

Silbenmaß, wenigstens letzteres fehlt, wenn sie auch noch so darstellend, noch so sinnlich und bildlich wäre, und an das Herz redete, eine mangelhafte Poesie. Der Einfall, daß die prächtigste Tafel mit den besten und seltensten Gerichten und Weinen, ohne Tischtuch und Serviette kein Gastmahl sey, wo man sich mehr zu vergnügen als satt zu essen (ob man gleich das letztere oft nur zu sehr thut) geladen wird, ist ein Einfall, den Europäische Damen und wohl auch Herren richtig finden werden, aber nicht einer, welcher von unsern Gewohnheiten gar nichts weiß und es vermuthlich für einen unnützen Luxus halten möchte, der einzuschränken wäre, weil dadurch selbst kein Geschmack weder gereizt noch befriedigt wird. Sollte das Sylbenmaß zur Poesie sich ungefähr so verhalten: so wäre es als Hülfsmittel zum Ausdrucke und zur Erzeugung der lebhaftesten Vorstellung nicht sehr weit her; so wäre es am besten, man sagte gleich, es ist eine Gewohnheit, an der wir uns je mehr und mehr gewöhnen, je mehr wir sie mit machen. Es gab eine

Zeit in Deutschland, wo keine langen und kurzen Sylben, wohl aber ein Reim bemerkt wurde, und man hieß es die barbarische Zeit, weil unser Ohr etwas kitzelte, was das Lateinische und Griechische Ohr nicht kitzelte. Als man das Sylbenmaß ohne Reim einführte, schrie man lange Zeit: der Poesie fehle etwas Wesentliches. Nach und nach gewöhnte man sich daran, und nun ist man schon so weit, daß der Reim wenigstens in den Lust- und Trauerspielen uns Deutschen, wo nicht anstößig, doch höchst entbehrlich scheint. Soll man nun rufen: Triumph, ihr aufgeklärten Zeiten! oder: heute an dem, morgen an jenem?

Ich bekenne, daß ich von Lessings Versificiren seiner Fabeln keinen Grund finden kann, zumal da sein Vorbild, Aesop selbst, nur Prosaiker ist. Der Welt zu zeigen, daß ihm Verse so leicht wären als Prosa, oder er sie wenigstens so gut machen könne, als ein anderer Dichter, scheint mir, ihm aufzubürden, als habe er einer zu kleinlichen Eitelkeit einen Theil seiner Zeit aufopfern wollen. Giebt

es wohl etwa viele, denen der versificirte Adam besser schmeckt, als der prosaische?

Hätte er es bloß darum gethan, damit Bodmer inskünftige nicht mehr Lessingische unäsopische Fabeln schreiben könne? Ist auch nicht sehr wahrscheinlich! Bodmer, der fromme Bodmer *), der zwar die Thiere zu der Fähigkeit der menschlichen Natur, aber nicht zu der Würde und den Hoffnungen der Christen, und ich setze hinzu eines lutherisch evangelisch orthodoxen Christen, der standhaft bei der Eintrachtsformel geblieben, erhöhet wissen wollte, schrieb ungereimte Epopeen und reimlose Verse die Menge, daß Lessing unmöglich glauben konnte, Bodmer würde seinen Rappen ungesattelt lassen, um dem Fuchs oder Esel nicht das Vorrecht eines Christen streitig zu machen.

Daß es Eigensinn und Laune gewesen sey, so wie er sie in vielen andern Dingen bewiesen, ist freilich ein so tiefsinniger Aufschluß in seinem Charakter, als der metaphysische Satz, daß alles seinen Grund hat, in der Physik, wo

*) Lessings unäsopische Fabeln S. 269.

wir von so wenigen Dingen den rechten Grund wissen oder angeben können. Ein Einsichtsvollerer kann daher allein bestimmen, was die poetische Welt durch Lessings verlorne versificirte Fabeln für einen Verlust gehabt. Von denen, die neu hinzu gekommen, und gar noch nicht gedruckt waren, ist hier die Rede nicht.

So viel man ihm aber in dieser Gattung der Poesie Verdienst lassen will, so glaube ich doch, daß er um das Deutsche Theater noch größeres hat. Was auf demselben gut ist, dazu trug er sehr viel, wo nicht das meiste, bey. So unleidlich auch die Schauspieler, nicht die Deutschen allein, sondern alle ohne Ausnahme, gegen jede Kritik sind, so ist sie doch das Einzige, was sie bildet. Der Tadel, der sie trifft, schmerzt sie desto mehr, je mehr er Einfluß auf ihre Kunst hat, und sie ihn zu verwerfen scheinen wollen. Die stolzesten Schauspieler, wenn sie nicht ganz am Kopfe verwahrloset sind, treiben sich zwar, um ihres Ruhmes willen, in den Vorzimmern der Großen herum, und haben zuweilen das Glück,

auf eine oder die andere Art einen gnädigen Blick wegzugaukeln; allein sie fühlen doch zeitig genug, daß es nicht Achtung für die Kunst, folglich auch nicht für sie, sondern eine sie demüthigende Herablassung ist. Die Deutsche Nationalbühne, wie sich jedes winzige Theater eines Fürsten oder einer Stadt zu betiteln pflegt, wenn es sich nicht mit extemporirten, sondern studierten Deutschen Originalstücken oft mehr lächerlich als berühmt macht, lebt jetzt allein von dem fleißigen Besuche des Publikums; und wenn ihr, nach der Sprache der Anschlagezettel, der hochgeneigte Zuspruch fehlt, so kann ihr der gnädige nicht viel helfen. Sie kann also die Stimme der Einsichtsvollen nicht so ganz von sich weisen, und muß sie wenigstens so respektiren, wie der schlaue Rechtsmann die Gesetze. Es kömmt freilich sehr oft keine Besserung, sondern nur eine Veränderung heraus; denn vox populi ist öfters eines sehr abgeschmackten, aber doch eines allgemein geltenden Dei vox, und das Uebel ist, so lange diese allgemeine Stimmung währt, nur ein Uebel

für

für die paar Vernünftigen, die sich vor Scham verkriechen und schweigen. Es mag Deus oder populus regieren, so oft jeder allein regiert, so oft ist es eine sehr tolle Regierung. Und wohl dem, der einem davon zu mißfallen das Unglück hat, oder, so zu sagen, mit Leib und Seele nicht ganz Eines derselben Meinung ist, oder, mit der deutlichen Sprache der Offenbarung zu reden, lau befunden wird, und weder kalt noch warm ist; er wird aus dem Klub der Aufklärung ausgespieen, und findet sein Ende in dem bürgerlichen Leben durch die Guillotine oder durch den Strick; und in dem gelehrten, wohin auch das theatralische wie der Küster zu dem Prediger gehört, durch Journal oder Zeitung. Es scheint einmal das Loos der Menschheit zu seyn, aus einem Extrem in das andere zu fallen, und mit Schaden nicht klug zu werden, sondern nur aufzuhören.

Allein von Lessings Verdienst als theatralischer Kunstrichter will man hier eigentlich nicht reden, sondern von dem als theatralischer Dichter. Auch dieses, glaube ich, ist

nicht gering. Von wenigen kann man sagen, was man von ihm mit Recht behauptet: sein erstes Stück war sein schlechtestes, und sein letztes sein bestes. Fleiß und Mühe ohne Talent ist freilich etwas Erbärmliches; doch Talent ohne Fleiß und Mühe mag rühmlicher klingen, sagt aber eben so wenig. Wo eins davon allein ist, da scheint wohl beides nicht viel zu taugen. Freilich ist nichts ohne Ausnahme; aber hier möchten wohl der Ausnahme große Täuschungen unterliegen, und die ganze Sache auf eine Schmeichelei hinauslaufen, die sich der Müßiggänger selbst macht. So viel bleibt aber unstreitig, daß ein schöner Keim, aus dem ein herrlicher Baum hätte werden können, und nicht geworden, gegen einen mittelmäßigen Baum aus einem gewöhnlichen Keime so viel als nichts ist.

Lessing machte seine ersten Lustspiele in einer Zeit, wo man in Deutschland ein vernünftiges Theater unter die Paradoxen zählte, nehmlich von 1747 bis 1750, ungefähr in einem Zeitraume von vier Jahren. Was er von 1750 bis 1763, bis auf seine Minna von

Barnhelm, für das komische Theater schrieb, ist nichts Vollendetes, wie sein theatralischer Nachlaß weiset. Schlegels, Krügers und Gellerts Stücke waren zu damaliger Zeit das non plus ultra theatralischer Kunst. War gleich dieser Anfang nicht ganz zu verachten, so stach er doch gegen den ausländischen Reichthum der Stücke ganz ab, welche durch Deutsche Einkleidung und schülerhafte Dolmetschung wahrhaftig nichts gewannen, wohl aber sehr verloren. Kein Wunder daher, daß die Deutsche Bühne damals äußerst verachtet war und sich ihr kein guter Kopf, den nicht das Glück ganz verloren gegeben, weder als Schriftsteller noch als Schauspieler widmen wollte. Zur Bekämpfung dieses damals über alle Begriffe herrschenden Vorurtheils gehört nicht allein Einsicht in die Sache, sondern auch Festigkeit der Seele, die sich nicht allezeit bei den Jünglingen von Talenten findet. Man weiß aus Lessings Leben, wie sehr man seine Neigung zum Theater zu unterdrücken suchte; und dessen ungeachtet konnte man mit ihm nicht ganz zum Zwecke kommen. Ob nicht

sogar dieses Gegenstreben zu seinem damaligen Fleiße beytrug, lasse ich dahin gestellt seyn. Wenigstens machte ihn die nachherige Aufmunterung seiner Freunde und der zunehmenden Theaterliebhaber nicht fleißiger.

Und wie alt war Lessing damals? Achtzehn bis zwey und zwanzig Jahr. Was können die meisten Jünglinge in diesem Alter? Ein albernes Collegium noch alberner nachschreiben, und in allen den Sprachen, die sie erlernt zu haben sich rühmen, selbst in ihrer Muttersprache, sich kaum dem Becker, Schneider und Schuster ohne Fehler mittheilen. Und unter wen kommen sie auch? und unter wen kam Lessing vollends? Er war noch nicht ein Jahr in Leipzig, und hatte, so zu sagen, kaum in die Welt gerochen; denn die Schule, aus der er geschieden, war mehr ein Kloster, wo Knaben gefüttert und dressirt werden, auch vieles lernen, was sie als Weltleute eben nicht sehr brauchen können. Und doch hatte er schon da den jungen Gelehrten zu entwerfen angefangen. Gewiß gaben ihm die Veranlassung dazu nicht sein Vater und seine Lehrer, denen

diese Art Poesie ein Gräuel war. Das Genie brach durch zufällige Nahrung wie ein Strom hervor, gegen den alles Dämmen vergeblich ist. Man erklärte den Terenz wohl am wenigsten in der Absicht, ihm Geschmack an der theatralischen Kunst beyzubringen. Vielleicht verglich aber der Lehrer manche Stellen mit dem Plautus. Lessing bekam dadurch das erste Verlangen nach dem letztern, las ihn, und fand ein besonderes Behagen an ihm. Denn Plautus ist lebhafter, witziger und weit komischer als Terenz, ob er ihm gleich an Feinheit sehr nachsteht. Mit dem Jünglinge von Kopf ist es ja gerade so. Den Moliere mochte ihm wohl der Französische Sprachmeister empfohlen haben, um ihn daraus das Französische zu lehren; und siehe! er lernte dieses und noch etwas mehr: denn er studierte auch die Menschen, die um ihn waren. Pedanten und Gecke von Gelehrten und Gelehrtlingen waren das Vornehmste und Wichtigste, was ihm vorkam; die übrigen Menschen, die er nachher schilderte, dachte sich sein Kopf nach dem Plautus und Moliere,

und dadurch wurden viele Personen in seinen Stücken, (ich meyne beide Theile der Lustspiele, mit gänzlicher Ausnahme der Minna von Barnhelm aber) allerliebste witzige Geschöpfe, wie sie weder im Lateinischen, noch im Französischen, und Deutschen sind. Sie waren Kopieen von fremden Kopieen, und hatten Kenntnisse und Erfahrungen auf eben die Art und Weise, wie der Dichter selbst. Ich bin gewiß, mit Erlaubniß aller aufgeklärten Schuldirektoren und ihrer ganz bewunderns- würdigen Einrichtungen zur Vorbereitung des Jünglings auf sein künftiges Leben, daß Shakespear bey dem Pferdehalten an dem Komödienhause, wo nicht mehr Welt- doch mehr Herzenskenntnisse sammeln, und folglich sich zum theatralischen Dichter besser bilden konnte, als Lessing in seiner Lage auf der Fürstenschule. Denn dafür, daß Shakespear keinen Plautus, Terenz und Moliere kannte, beharrte er ohne falsch geleitete und geschwächte Aufmerksamkeit bey allem, was vorzüglich seinen Sinnen auffiel und seiner Phantasie Nahrung gab. Freilich wurde er dadurch höchst unregelmäßig,

das heißt, er bekümmerte sich am wenigsten, wie Andere es gemacht hatten und Andere glaubten, daß man es machen müsse, sondern machte es bloß nach seinem Kopfe. Aber was eigner Kopf vorbringt, überwiegt allezeit, was die Regeln erzeugen, welche selten mehr sind, als einseitige hingeworfene Betrachtung über den und jenen guten Kopf und den einfältigen Schluß, daß man es eben so machen müsse, wenn man es gut machen wolle. Shakespear mußte also ganz neu scheinen, wo Lessing mit allem seinem Studieren nur gewöhnlicher Schöngeist schien.

Man werfe nur einen flüchtigen Blick auf Lessings theatralische Arbeiten. Fast in jeder Scene wird man bestätigt finden (ich nehme nochmals aber die Minna aus), daß gerade seine Anhänglichkeit an Moliere, Terenz und Plautus, worüber ihm die wenigen, die von diesem Fache mit sprechen zu können glaubten, viele Lobeserhebungen machten, ihm alle Originalität raubte, und von dem eigentlichen Deutschen Charakter, womit sich seine Personen auszeichnen sollten, nicht nur entfernte,

sondern seine Feile vollends alles das wegnahm, was sich im ersten Feuer wider seinen Willen eingedrungen hatte.

Seine beiden ersten Stücke, Damon und die alte Jungfer, sind ein Beweis seiner Jugend, Unerfahrenheit, und seiner flachen, wenig geläuterten Kenntnisse. Ja, man möchte sagen, sobald er seine theatralischen Muster nicht nachahmte, oder aus dem einzigen Zirkel seiner Bekanntschaft gerieth, war er äusserst niedrig und fast anstößig für die feine Welt. Aber hätte er sich an das Urtheil der feinen und gar gelehrten Welt nicht gekehrt, wäre den in diesen beiden Stücken angetretenen Weg nur dreist fortgegangen, und hätte sich mehr auf den Kaffeehäusern und an allen den Oertern, wo die Menschen sich keinen Zwang anthun, als in den Bibliotheken eingefunden; vermuthlich hätten wir von ihm keinen Berengarius, keine Erziehung des Menschengeschlechts, aber Komödien, deren Unregelmäßigkeit jeder Schulmann usque ad oculos erwiesen und das gereiste und ungereiste Närrchen von Geschmack und Weltton, wie die

Pest gemieden hätte, welche aber ein Spiegel unsrer wahren Sitten und noch bis jetzt eine Lieblingslektüre des Deutschen Mannes wären. Man sollte zwar jener beiden Stücke gar nicht erwähnen; denn er hat sie nie unter seinem Namen herausgegeben, und sie noch weniger in die Sammlung seiner Lustspiele aufgenommen; allein die Anekdotenhummeln unterdrückten nun ihren natürlichen Trieb nicht, und sumseten damit so gut sie konnten. Lessing hatte Recht sie zu verwerfen, und wir haben jetzt das Recht, daraus zu lernen, ohne daß es seinem erworbenen Ruhme schadet oder frommt.

Damon, oder die Freundschaft, erschien zu allererst und noch eher gedruckt, als der junge Gelehrte. Es ist wirklich das Unausgearbeitetste und Kahleste, was er für das Theater geschrieben. Käme jetzt ein solches Stück zum Vorschein, wir würden schwerlich einen Verfasser der Minna von Barnhelm daraus prophezeihen. Außer dem fließenden und verständlichen Dialog und ein paar guten, den Personen aber nichts weniger als pas-

senden Einfällen, wüßte ich nichts daran zu rühmen; und gleichwohl wäre aus dem Stoffe viel zu machen. Eine reiche Wittwe wählt sich aus einer großen Menge Freier gerade nur zwei zu ihren Freunden, welche Herzensfreunde unter einander zu seyn scheinen, der eine in der That, der andere nur mit Worten, und will abwarten, bis einer von diesen Beiden in allem Ernst sich für ihren Anbeter und Freier erklärt. Der wahre Freund bemerkt, daß sein Wortfreund Neigung zu ihr hat, und aus Freundschaft unterdrückt er die seinige. Allein die kluge Lisette, das Kammermädchen der Wittwe, hat der Verfasser auf seiner Studierstube gehabt, und sie so von dem ganzen Gange seines Stücks unterrichtet, als er es nur immer selbst seyn kann. Sie macht oft die Rolle eines Präses, unter dem der Respondent mit dem Opponenten von der Freundschaft disputirt; nur daß sie witziger ist, und des gesunden Verstandes so viel hat, als der rechte Präses meistens Gelehrsamkeit. Die Rolle des Oronts würde noch das Komischste seyn, wenn seine Schelmerei durch das

beständige: versteh er mich, dem Leser und Zuschauer nicht zu bald zum Ekel würde.

In diesem Stücke hätten sich die geheimen und verschlungenen Nüancen der Liebe und Freundschaft durch Handlungen der Wittwe und der Freunde entwickeln müssen; aber der ganze Knoten beruhet auf der glücklichen Zurückkunft der Schiffe, welche die Freunde ausgerüstet, nicht auf dem Betragen und den Leidenschaften und Sitten der Personen. Sturm und Wellen aber sind so philosophisch und moralisch, daß sie das Schiff des ächten Freundes glücklich in den Hafen bringen, und das Werkzeug zu seyn geruhen wollen, den Biedermann für seine Freundschaft und Treue, die man weder zu tadeln noch zu loben Grund hat, belohnen zu können. Hier konnten ihm alle Beispiele, alle Dichter von allen Nationen nichts helfen; noch weniger sein Fleiß und sein Witz. Was weiß ein achtzehnjähriger Jüngling von den mannigfachen Falten der Liebe und Freundschaft? Es konnte nichts Kluges werden, oder es mußte etwas ganz anders werden. Einen ächten jungen Ge-

lehrten kann es geben, aber keinen ächten jungen komischen Schriftsteller. Je mehr er davon aus Büchern weiß, je weniger weiß er eigentlich davon. Es kommt dabei nicht auf das Gedächtniß, sondern auf unsere gehabten ähnlichen Empfindungen und Leidenschaften an. Ja sie müssen in uns schon so abgestumpft seyn, daß wir sie in uns selbst und bei Andern ruhig beobachten, und mit unsern selbst gehabten Leidenschaften und Empfindungen vergleichen können. Wo das nicht ist, da wird es angenehme Witzelei oder wohlklingendes Gewäsch. Aber, lieber Gott! sind wir so weit, so haben wir selten mehr Lust zu schreiben, und wenn sich diese zuweilen auch fände, nicht Muße und Zeit genug. Lessings Leben ist ein sprechender Beweis davon.

In seinem zweiten ausgesetzten Kinde: die alte Jungfer, findet man schon die Personen charakterisirter und hervorstechender; sie haben auch schon ihre eignere und angemeßnere Sprache: es ist aber alles das Triviale, Pöbelhafte und Verschobene, das sich zwar in allen Klassen der Menschen findet,

aber in keiner weder gefallen, noch belehren kann. Die Handlung geht rasch und ist voll burlesker Situationen. Eine alte Jungfer von sechs und funfzig Jahren kann freilich gewöhnlich nichts anders erwarten, wenn sie dergleichen erwartet, als um des Geldes willen geheirathet zu werden, und muß sich allen Bedingungen unterwerfen, so abgeschmackt und entehrend sie sie auch selbst fühlt. Ist das keine neue, so ist es doch eine nützliche Lehre für unentschloßne Mädchen.

Herr Oront und Frau Oront sind ein zärtliches Ehepaar, wie man sie in jedem ehrbaren Bürgerhause eines kleinen Städtchens findet, man mag zur Rechten oder zur Linken aus seinem Quartiere gehn. Sie sind so herzlich einig, wo sie es sind, und schimpfen und ärgern sich so herzlich, wo sie es nicht sind, und das wird kaum des Tages zehnmal seyn. Krausel, ein Gelegenheitsreimer, und ein Schneider, welche die alte Jungfer verkennt und daher einen für den andern nimmt, jeder es aber für eine Beschimpfung hält, geben eine sehr drollige Scene. Nur die folgende,

wo sich dieser Versifex selbst aus seinem Quodlibet vorlieset, und bei der alten Jungfer zu betteln anfängt, fällt ein wenig in ekle Carricatur, die ein Possenspiel, wie dieses, doch nicht ganz verstellt. Was kann ein bittrerer Spott für eine alte Jungfer seyn, als der Gebacknißjunge Peter, welcher sich in ihren Freier, einen abgedankten lahmen und verschuldeten Officier, verkleiden soll, und bei der alten Jungfer seine Rolle gar zu gut zu spielen befürchtet, so daß sie ihm wohl im Ernste auf dem Halse bleiben könnte und deshalb Sicherheit dafür verlangt? Vermuthlich machte Lessing dieses Stück in seiner Vaterstadt; wenigstens hatten ihn einige Charaktere, die er daselbst beobachtete, zu dieser Schnurre veranlaßt. Wenn ein theatralischer Dichter nicht gleich von Jugend auf eine solche Aufmerksamkeit beweiset, so wird er sie gewiß in größern Zirkeln des Umgangs und bei reifern Jahren und mehrerer Kenntniß ganz unterlassen. Die Nessel muß gleich brennen, oder sie brennt nie.

Ich gehe nun zu seinen zwei Bänden Lustspiele, die unter seinem Namen stets erschienen.

Erst von seinen fünf Stücken darin, welche, ich wiederhole es noch einmal, in seinem achtzehnten bis zwei und zwanzigsten Jahre geschrieben worden sind. Minna von Barnhelm, als das sechste Stück, verfertigte er dreizehn Jahre darauf, und es hat freilich entschiedene Vorzüge, die andere Deutsche Dichter noch bis auf diesen Tag sehr wenig erreicht haben, ungeachtet ich nicht in Abrede seyn will, daß nicht größere Genies entstanden wären.

Aller Beifall eines Lust- und Trauerspiels, oder eines jeden Dramas oder Schauspiels kömmt entweder von dem Dialog her, oder von seinem Roman und seiner Geschichte, oder von der Schilderung der darin handelnden Personen. Man sieht freilich, daß eins ohne die beiden andern nicht vollkommen seyn kann, und nur daraus zusammen ein befriedigendes Ganze entspringt.

Die Theaterpolitik wäre zwar die vierte Nothwendigkeit, welche zur Aufrechthaltung eines Stücks oft mehr beiträgt, als die Erfüllung der drei erwähnten Erfordernisse; ich

meyne das Intrigiren zwischen Zuschauer und Schauspieler, die Haschung nach Aufmunterung der Großen und Kleinen, welche Schreier und Ausposauner sind, und sich in der Tonne herumwälzen, wenn ihre fleißigen Nebenmenschen eigentlich arbeiten. Sie ist mit der Staatspolitik Eines Gelichters, wenn man den höhern Gegenstand ausnimmt. Wer darin etwas Vorzügliches leisten will, muß mit allen ersinnlichen Betteleien, mit allen niedrigen Kunstgriffen und mit den offenbarsten Niederträchtigkeiten eine ausgemachte Schamlosigkeit verbinden, und sich alles erlauben, was der feine und kluge Mann verschmähet, weil es gar zu plump ist, und die kopflosesten Menschen voraussetzt. Die erfahrnen Taschenspieler behaupten zwar, daß man bloß dadurch eine unbegränzte Bewunderung erhalte; und ob ich gleich die Möglichkeit davon nicht recht einsehe, so habe ich doch an der Wirklichkeit keinen Zweifel. Und also bewundere wer da will von dieser Seite den Staat oder das Theater!

Lessings Dialog war eine ganz neue Erscheinung. Die besten Stücke der damaligen theatralischen Dichter waren in diesem Punkte kaum zum Ausstehn. Alle Kunst der Schauspieler reichte nicht zu, das Schleppende, Schielende und Schiefe, das Unpassende und von dem Deutschen Sprachgenie Abweichende zu verstecken. Anstatt dem Spieler seine Mühe zu erleichtern, fand er lauter neue Schwierigkeiten. Es werden in Lessings Lustspielen wenige Stellen seyn, wo der Ausdruck die Pantomime des Spielers in Verlegenheit setzt, oder wobei er nicht gleich wüßte, was er zu thun hätte. Alles so munter, so lebhaft, so ungezwungen darstellend! Könnte man etwas daran tadeln, so wäre es dieses, daß Lessing die Bedienten und Mädchen und alle, die nicht weit über diese Menschenklasse sind, oft zu kräftig, zu klug und zu fein sprechen läßt. Fehlerhaft reden, schimpfen wie die Hökerweiber, und fluchen wie die Fuhrknechte, oder gar Zoten reißen, wie Gesindel ohne Scham und Zucht, muß diese Art Menschen auf dem Theater nicht, ob das

gleich sehr natürlich und wahr wäre. Garrick vergleicht diese Natürlichkeit mit einem Theile des menschlichen Körpers, den man nicht gern in Gesellschaft nennt, doch unter vier Augen, wenn er recht schön ist, vor Entzückung küßt. Diese Personen brauchen bei Lessingen zuweilen Wendungen und Redensarten, die aus dem Auslande entlehnt worden, aber das Bürgerrecht schon so haben, daß sie sogar Herr Adelung in sein Deutsches Wörterbuch aufgenommen, wofür er ihnen hätte solche in den Mund legen sollen, welche den Provinzen eigen sind, in denen sie geboren worden oder doch leben. Ich meyne nicht, daß sie vom Anfange bis zu Ende in ihrem Dialekte reden, sondern nur hin und her solche Solöcismen oder Provinzialismen und Ortseigenheiten und Wendungen einstreuen möchten, wofür sich im Hochdeutschen nichts so Kräftiges und Eigentliches sagen läßt, und das doch dem gemeinen Manne, wenn er nach seiner Art richtig und gut spricht, zur rechten Zeit und leichter einfällt, als dem Gelehrten und Weltmanne. Die Sache ist

von Seiten des Verfassers allerdings sehr studiert und mühsam, aber desto natürlicher und wahrer an den Personen selbst. Freilich muß man es nicht übertreiben; noch weniger aus der Uebertreibung die Anklage dagegen machen. Es ist auch das schicklichste Mittel, unsere Buchsprache zu bereichern; denn die freye Annahme des gebildeten Publikums entschiede. In seiner Minna von Barnhelm findet man solche Spuren, wenn zum Exempel die Franziska sagt: „Im Wagen muß der Herr Major Katz aushalten; ich verdiene den Biß;" und der Wachtmeister: „nehmen Sie doch der Weile mein Geld." Ich will auch damit gar nicht sagen, als wenn sich davon in seinen vorhergehenden Stücken nichts fände.

Bei Erscheinung des jungen Gelehrten fiel freilich der Vorzug des Dialogs so stark in die Augen, daß ihn niemand leugnen oder abstreiten konnte; aber man zog auch daraus einen scheinbaren Tadel, daß die Lebhaftigkeit, die Präcision und der Nachdruck desselben dem Stande und dem Charakter der Personen gar oft nicht entspräche. Es herrsche darin

einerley Scherz, Rede und Spott, ungefähr wie im Marionettenspiele, nehmlich desjenigen allein, der den hölzernen Figuren die Bewegung gäbe. Das Bessere macht hier die Sache nicht natürlicher. Es ist wahr, man könnte dieses aus Lessings fünf ersten Komödien erweisen; aber dadurch haben diejenigen nichts gewonnen, welche behaupten, daß dergleichen Personen gerade so reden müßten, wie sie in der Natur reden. Es ist hierbei eine Mittelstraße zu beobachten, die sich im Allgemeinen nicht gut vorschreiben läßt. Alles ist noch so unbestimmt, und hat so viele und mancherlei Seiten; auch beweisen einzelne Wörter und Redensarten, wie nicht weniger manchmal ganze Wendungen und Reden, für die Natürlichkeit der Rolle eben das, was ein einzelner Ziegel oder Stein für die Gründlichkeit und Schönheit eines ganzen Gebäudes. Man kann hierüber viel disputiren, kritisiren und reguliren, ohne das Geringste auszumachen. Der Beifall des Lesers mehr als des Zuschauers muß entscheiden, so ein armseliger Gewährsmann er auch für die Güte

des Dialogs ist. Genug, Lessing war der erste, welcher deshalb gefiel und das deutsche Theater dadurch auf einmal hob, auch die bessere Sorte von wohlgezogenen Menschen nach und nach hinein lockte. Nothwendig mußte daraus für ihn Beifall erfolgen, welcher um desto größer war, je weniger man damals von einem theatralischen Dichter forderte. Da so etwas aber ihn niemals einschläferte oder aufblies, sondern vielmehr nur anspornte: so hatte sein letztes Stück vor seinem vorhergehenden immer Vorzüge; und dieses verlangte er auch von jedem guten Dichter. So schön diese Regel für ihn war, und sie sich jeder zum unverbrüchlichsten Gesetz machen sollte: so weiß ich doch nicht, ob sie sich bei dem Kritiker auf die gründliche Kenntniß des Genies mancher Art, und auf die Billigkeit überhaupt gründet.

Der Roman, die Geschichte, die Handlung, die Fabel seiner Stücke, oder wie man es nennen will, ist verschiednen Werths. Bei manchem, das ist nicht zu leugnen, hat er sich erst den Hauptcharakter gedacht, und

dann die Fabel nebst allen Umständen, unter welchen er am stärksten und besten hervor sticht, dazu erfunden. Er wird aber dadurch sehr überladen und folglich unnatürlich; ob gleich jeden Zug davon die tägliche Erfahrung bestätigt und dazu das Original aufweisen kann. Der Leser und Zuschauer hat Recht, eine solche Behandlung des Charakters zu tadeln; denn sie bringt ihn um seine Täuschung, und macht die Wahrheit durch Häufung der Wahrheit zur Unwahrheit. Eine solche Bearbeitung des Charakters, wo alle andere Personen bloß für diesen da sind und handeln, nützt zur Kenntniß des Charakters, wenn sie ja was nützet, nichts mehr, als eine wortreiche Paraphrase eines Autors. Man will die Güte des Feldes aus einem reichen Kornmagazine erweisen.

Sein junger Gelehrter und seine Juden, wo nicht so gar seine besseren Stücke, als sein Freygeist und sein Misogyn, sind auf diese Art entstanden. Aber der junge Gelehrte ist doch noch etwas zu roh gerathen, ob gleich ganz wahr. Die Liebe fühlt er nicht; von

der weltlichen Eitelkeit der Gelehrten beweiset er eine gar zu unweltliche Kenntniß; kennt nur, heischt nur den gar zu unbedeutenden, und jetzt wo nicht verächtlich, doch zu gemein werdenden Wirkungskreis eines Gelehrten der Schriftstellerey. Bediente und Mädchen im Hause haben ihn ein wenig zu sehr zum Besten: der junge Gelehrte soll kein dummer, sondern nur durch Gedächtnißwerk verschobener Kopf seyn. Er soll zu viel gelernt und zu wenig gedacht haben; selbst die Wahrheit ist in seinem Kopfe noch Vorurtheil: kurz, er ist mehr ein gelehrtes Kind, als ein Gelehrter. Lessing hat die Erfahrung der gelehrten Unarten aus sich selbst genommen. Auf der Fürstenschule zu Meißen, wo man andere Thoren weder sah noch hörte, war er selbst so ein Stückchen von jungem Gelehrten. Er wollte der Welt einen Triumph seiner Selbsterkenntniß geben. Das Stück würde passender: der gelehrte Student von der Universität, heißen.

Die Juden. Diese Komödie sollte eigentlich heißen: das christliche Vorurtheil gegen die

Juden. Es tritt ja in diesem Stücke gar kein Jude auf. Der Reisende und sein Reitknecht sollen Juden seyn! So bist du, lieber Leser, auch ein Mahomedaner. Sein Vater kann einer gewesen seyn; aber daß er selbst einer ist, äußert er nur in einem Monologe, und endlich dem Baron, dem er das Leben gerettet, als dieser seine Räuber, die ihn auf der Straße angefallen, aus der kahlen Ursache für Juden hält, weil sie Bärte gehabt hätten. Sein Reitknecht ruft nur dabei aus: Drum habe ich nicht gewußt, warum der Herr auf der Reise kein Schweinefleisch essen wollte, und sonst hundert Alfanzereyen machte. Mehr kommt doch von ihrem Judenthume im ganzen Stücke nicht vor, wenn nicht etwa die Stelle noch dazu gehören soll, wo das Kammermädchen den Reitknecht zum Schlusse fragt: Und wenns dazu kömmt, ist Er wohl gar auch ein Jude, so sehr Er sich verstellt? und dieser antwortet: Das ist zu neugierig für eine Jungfer gefragt. Solche Unbestimmtheiten des Hauptcharakters passen in ein Märchen von Juden, das in ein Gespräch

gekleidet ist, aber in keine Komödie. Wenn sie noch hieße: Die Vernunftjuden, so wie wir Vernunftchristen sagen; so wäre es doch allenfalls etwas gesagt: wenigstens nach der Sprache unserer aufgeklärten lutherischen Theologen, denen ein Vernunftchrist ein solcher Christ ist, welcher alles was von jeher den Christen von Juden, Heiden und Mahomedanern unterschied, für Irrthum und Albernheit aus der Vernunft erklärt. Einen dergleichen Vernunftjuden hatte auch Lessing im Sinne: er kannte vielleicht auch keinen andern, und wollte durch sein Nachspiel beweisen, daß ein vernünftiger Mann unter den Juden, so wie unter allen Religionen, auch ein rechtschaffner, in der Noth beistehender und ganz uneigennütziger Mann seyn könne, wenn er an und für sich zumal schon reich gewesen sey. Freilich ein sehr unnöthiger Beweis, der durch eine Komödie am allerwenigsten mehr Kraft erhält, als er schon an und für sich hat. Denn eine Komödie ist nun einmal keine wörtlich vorgefallene Begebenheit, sondern eine höchstwahrscheinliche, wie sie ungefähr alle Tage vorkommen kann.

Die, welche an der höchsten Wahrscheinlichkeit eines biedern Juden oder Christen, er sey nun ein Vernunftjude oder ein Stockjude, ein Vernunftchrist oder Stockchrist, nur Miene machen zu zweifeln, die belehre man weder mit Komödien und Tragödien noch mit Satyren, noch weniger mit Abhandlungen, und wenn Gott will, mit tiefsinnigen Beweisen a priori oder a posteriori. Liebt jemand etwa das Wort Stock vor seinem Religionsnahmen, wie der neugebackne Edelmann das Wort Von vor seinem Geschlechtsnamen, so gehe er in sein Kämmerlein, und schließe die Thüre hinter sich zu, lasse sie aber ja nicht auf, daß man hineinsehen kann, oder schreie und singe so sehr, daß man es hört *), und bete zu seinem

*) Wie etwa meine frommen christlichen Nachbaren in dem Pohlnischen Herrgott, einem Bierhause, oder wie es zu Breslau heißt, einem Kretscham, der gerade an die Münze stößt, wo ich diese Vernunft- oder Stock-christliche Betrachtung niederschreibe. Ich denke, daß dieses ein besserer Beweis von frommen Christen zu Breslau ist, als wenn ich erst mich in die Kosten setzen, und eine Komödie davon machen wollte, weil es etwa ein paar witzigen oder unwitzigen Köpfen einfallen könnte, an der Existenz frommer gläubiger Christen in großen Städten zu zweifeln.

Gott und Vater für ihn im Verborgnen. Ist er aber ein Vernunftchrist, welchen der Stockchrist gewiß von seinen Würden absetzt, wenn es sonst Zeit und Umstände erlauben und der Vernunftchrist mit dem Zuvorkommen nicht hindern kann, so erbarme er sich des unter die Mörder gefallnen Nächsten, welchen sie geschlagen, ausgezogen und ohne Vernunft und Religion nackend liegen gelassen; gieße in seine Wunden Oel und Wein, hebe ihn auf sein Thier, und bringe ihn in sein Haus, und pflege ihn, bis er gesund wird. Oder wenn er dazu nicht Gelegenheit hat, so übergebe er ihn der Kur eines Vernunft-Arztes, aber keines Stockarztes, für den ich übrigens allen Respekt habe, wenn er mich nicht kuriren darf.

Der selige Ritter Michaelis, welcher dieses Nachspiel in den Göttingischen gelehrten Zeitungen recensirte, äußerte damals eine Meinung, welche man heut zu Tage schwerlich mehr anderswo, als in Schul- und Universitätswinkeln, höchstens, aber doch nur sehr selten, auf einer Dorfkanzel, unbelacht äußert, nehmlich diese: „Der unbekannte

„Reisende in Lessings Juden sey in allen Stük-
„ken so vollkommen gut, so edelmüthig, so
„besorgt, ob er auch seinem Nächsten Unrecht
„thue, und ihn durch ungegründeten Verdacht
„beleidigen möchte, daß es zwar nicht unmög-
„lich, aber doch allzu unwahrscheinlich sey,
„daß unter einem Volke, wie das Jüdische, ein
„solches edles Gemüth sich gleichsam selbst bilden
„könne.“ Der übrigen theatralisch-theolo-
gisch-politischen Saalbadereien, die Michaelis
dabei auskramt, nicht zu gedenken.

Man erwarte ja nicht, daß ich dergleichen,
als vernünftiger Mensch, widerlegen zu kön-
nen oder gar zu wollen Miene mache. Ich
frage nur als Stockchrist, als Stocklutheraner,
und ungeheuchelter Befolger unsers neuen
Religionsedikts, für dessen gesegneten Einfluß
man Gott nicht genug danken kann: ob wir
von Vernunfttheologen zu Göttingen oder
Halle das Judenthum so weit erniedrigen las-
sen können, ohne unsrer allerheiligsten und
seligmachenden Religion etwas zu vergeben?
Christus war selbst ein Jude, und die Ju-
den lassen sichs nicht ausreden, daß er als

Jude gekreuzigt und gestorben sey *). Er bildete sich unter den Juden, und wurde ein so

*) Selbst unser jüdisch fromme Moses Mendelssohn gehörte darunter. Ein aufgeklärter, und wenn ich mich noch recht erinnere, ein Französischer Vernunfttheologe zu Berlin wollte sich von freien Stücken seiner armen Seele erbarmen und ihm zur christlichen Seligkeit, ich weiß nicht mehr, ob nach Kantischen oder nach Götzeschen Grundsätzen und Manieren, helfen; aber der in diesem Kapitel etwas verstockte Moses fühlte seinem vernunftvollen Proselytenmacher auf den Zahn, und fragte ihn unter andern um die Stellen im neuen Testamente, worin Christus dem Judenthum öffentlich und feyerlich entsagt, welcher nach seiner Einsicht nur in der jüdischen Religion aufklären, sie aber keinesweges aufheben wollen. Der Bekehrer hatte sich auf alle Einwendungen eines jüdischen Gelehrten gefaßt gemacht, nur auf diese nicht. Moses, mit einem schalkhaften Lächeln, welches er mit vieler Demuth gegen eine menschenfreundliche Hochwürden verstecken konnte, folgerte aus dem Stillschweigen, daß der Herr Prediger eigentlich ein heimlicher Vernunftjude sey, gegen welchen Maimonides und er wenig einzuwenden hätten. Denn zwischen einem Vernunftjuden und einem Vernunftchristen sey kein andrer Unterschied, als daß sich der Letztere schäme des Erstern Namen zu führen, und der erstere ihn beibehalte, so sehr er auch deshalb mit Verachtung und Abgaben über die Gebühr von der weisen Staatspolitik belastet werde. Hierin

vollkommner Mensch, als ein Gottes Sohn nur werden kann. Eine Religion, die einen Christum gebildet, sollte nicht mehr einen so kahlen Reisenden, als der Lessingische incognito reisende Jude ist, hervorbringen? Wer das behauptet, der lästert den Vater und den Sohn, die jüdische und die christliche Religion. Wäre es nicht bey einer so profanen Sache, als eine Komödie, so würde ich diesen zu raschen und unbedachten theologischen Eifer, so alt er auch ist, bei einer hohen Commission der reinen Glaubenslehre anhängig zu machen mich hiermit erkühnen. Doch so viel kann ich nicht unterlassen zu sagen: Ritter Michaelis, Gott hab ihn selig! hätte besser gethan, wenn er statt seiner unorthodoxen Aeußerung die Erinnerung gemacht, daß Lessing eigentlich keinen Juden, sondern nur einen reichen vernünfti-

lag kein Spott, kein Tadel von Moses: er als ein ernster Anhänger und Bekenner des Optimismus wußte wohl, daß alle diese Leiden zur besten Welt des Judenthums gehören. Und so viel er sich auf diesen philosophischen Trostgrund zu Gute that, so wenig wollte er damit den jüdischen und christlichen Trostgründen den Rang streitig machen.

gen Mann, unter den Juden geboren, geschildert habe. Nun sind die vernünftigen Leute in allen Religionen sich gleich; folglich erweiset dieses Stück für die jüdische Religion gar nichts. Zweifelt auch der Rabbi an einem vernünftigen Manne in seiner Religion nicht, so will er doch, daß er sich mit seiner armseligen Vernunft nicht zu breit mache, und sie sein, wie sein rasches Pferd, im Zaume halte; im gegenseitigen Falle wird er ihn seinen jüdisch-geistlichen Druck zu seiner Seelen Heil so stark fühlen lassen, als es der christliche segensvolle Druck zum allgemeinen Heil der Juden erlaubt: denn die Festigkeit einer Mauer beruhet auf dem senkrechten Drucke der Steine über einander, und Gott hat nun sein auserlesenes Volk zum untersten oder zum Grundsteine der ewigen Seligkeit nach diesem Leben ausersehn. Das kann kein Jude leugnen, oder er bringt sich um alle Welten, die ihm nach diesem Leben erb- und eigenthümlich versprochen sind. Hält es eine erleuchtete theologische Fakultät zu Göttingen oder andern berühmten Orten, oder nur ein von Gott beseeltes Mitglied

daraus, wo nicht für ganz unmöglich, doch für höchst unwahrscheinlich, daß unter den Juden ein guter ehrlicher Mann seyn kann, so sey der Rabbi ja behutsam, ehe er ihn geistlicher injuriarum belangt. Denn ein christlicher Gottesmann ist kein Englischer Jurist; er nimmt die Worte nicht buchstäblich, sondern nach dem besten und weitesten Sinne, der ihm zuträglich ist. Wie wenn der selige Michaelis noch lebte und sagte: ich habe das nicht als eine Beschimpfung gegen die jüdische Religion behauptet, sondern nur als den einzigen Vorzug, worin sie uns übertrifft, worin wir ihr nachahmen müssen; denn wir sollen das Gute auch an unsern Feinden rühmen. Was will der Rabbi dagegen sagen? Nichts, als daß unsere Toleranzprinzipien die Weisen dieser Welt zu Schanden machen. Hätte Lisette den Mantelsack, worin die Bücher des reisenden Juden waren, anstatt sich darauf zu setzen und zu plaudern, nur eröffnet, so würden sich gewiß darin philosophische Erweise des Christenthums gefunden haben, die eine so schöne jüdische Bildung wahrscheinlich

machen,

machen, und wir orthodoxen Christen für Unkraut in den Weizen gesäet halten. Denn die Zeit der Ernte ist da, wo wir das Unkraut in Bündeln sammeln und verbrennen, den Weizen aber in unsre Scheuern sammeln *).

Ob aber das Wort Vernunft in Religionssachen zu dulden sey; oder ob es nicht damit gehalten werden sollte, wie es der große Fridrich eine Zeitlang mit dem Kaffee machte, welchen der gemeine Mann aus den allgemeinen Kaffeebrennereyen nehmen und so theuer kaufen mußte, als die von Gott und dem Könige verordneten Diener des Staats es heilsam fanden, die Eximirten aber sich brennen, wie ihnen beliebte, und so wohlfeil kaufen konnten, als es nur möglich war: das ist eine zu hohe Frage, über welche nur Concilien und Consistorien in pleno zu entscheiden zukömmt, aber kein naseweiser mit und ohne Ruhm rüstiger Schriftsteller vernünfteln muß.

*) Solches alles redete Jesus durch Gleichnisse zu dem Volke, und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen. Matth. 13, 34.

Kurz, Lessings Juden sind gerathen, wie alle Arbeiten eines Jünglings, welcher Talente, aber nicht Bekanntschaft genug mit den Verhältnissen seines Gegenstandes zur Welt besitzt.

Ob gleich das Lustspiel der Misogyn noch ein Jahr eher verfertigt wurde, als die Juden, so erschien es doch erst im letzten Theile seiner kleinen Schriften 1755 in einem Akte, und 1767 in der Sammlung seiner Lustspiele in drey Aufzügen. Ich habe die erste Ausgabe nicht, um sie mit der neuesten zu vergleichen: auch kann dieses Stück, wie es jetzt vermehrt und verbessert ist, unter seine Jugendarbeiten nicht ganz gerechnet werden.

Der Freygeist, in fünf Aufzügen, ist vortrefflich, und das ausgearbeitetste von seinen jugendlichen Stücken. Plautus und Moliere, die Leuchtthürme nach seiner damaligen theatralischen Vollkommenheit, haben kein besseres gemacht. Es schmeckt zwar noch hier und da nach Schule und Gelehrsamkeit; der Inhalt ist aber auch noch daraus: ob es gleich schon mehr Seiten des bürgerlichen Lebens hat, als der junge Gelehrte.

Lisidor, Adrast, Theophan und gar Juliane reden zuweilen wie ein Buch. Dieses Lob schließt schon im gemeinen Leben einen feinen Tadel in sich; und um so mehr ist dies der Fall an den Personen auf dem Theater. Die Menschen müssen da zwar kräftiger und charakterisirter sprechen, als im täglichen Umgange, wenn man sie nicht eben sogleich überdrüßig werden soll, als in diesem; aber es muß alles aus dem Innern des vorzustellenden Charakters genommen und so entfernt vom Studierten seyn, als es aus den Tiefen des Menschen und seinen täglichen Lebensverhältnissen herausstudiert ist. Das Theater gleicht einer reichen Porcellainniederlage, wo ich alles sehr bequem beysammen finde, was bildende Kunst und Fleiß hervorzubringen im Stande ist; aber von den Beschwerlichkeiten und mannigfachen Bearbeitungen des armen Tagelöhners bis zu dem sogenannten Arkanisten und Maler dabei nichts erfahre. Der Genuß ist die Belehrung, und die Belehrung ist der Genuß. Ich kann so wenig vor dem Theater allein ein Schauspieldichter

werden, als im Porcellainmagazine ein Arkanist und Maler; und doch wäre es für beide sehr schlimm, wenn sie dergleichen gar nie gesehen hätten.

Adrast, der Freigeist, und Theophan, der junge Geistliche, sind vortrefflich durchgeführt: Philosophie und Religion sind nur der Vorwand ihrer Uneinigkeit, und mögen im thätigen Leben wohl selten viel mehr seyn, höchstens auf Universitäten in Handwerksneid ausarten. Der Freigeist würde gegen den Geistlichen zu brutal scheinen, wenn man nicht wüßte, daß er von andern Geistlichen angeführt und betrogen worden und vom Anfange gleich in Theophan nur einen begünstigten Nebenbuhler sähe. Es liegt keinesweges in der menschlichen Natur, seinen Nebenmenschen um seines Standes, um seines Vaterlandes und um seiner Religion willen zu hassen; es ist nur nichtswürdiger Kunstgriff der List und Tyranney, vermittelst Verleumdung und allerhand andrer erbaulicher patriotischer Künste den rohen Menschen, der sich mehr dem blinden Instinkte als der Vernunft über-

läßt, unter dem Bilde seiner Sicherheit und Wohlfahrt dahin zu verleiten. Einem vernünftigen Menschen gilt es offenbarer Widerspruch.

Hätte Lessing nichts anders geschrieben, als dieses Stück, so müßte er der größte Verehrer des geistlichen Standes scheinen, in welchem er zwar bis in seinen Tod Freunde fand, aber keinen, welcher ihn nicht einer zu großen Geringschätzigkeit gegen denselben geziehen hätte. Vielleicht wollte er sich damit rechtfertigen und das Gegentheil beweisen. Zu dieser Zeit war es noch sehr nöthig, wenn er nicht in Gefahr kommen wollte, den Namen eines Gelehrten zu verlieren.

Mancher kritischer Leser setzt an diesem Lustspiele aus, daß es schon mit dem 7ten Auftritte des 4ten Aufzugs sein Ende erreichte, wenn Adrast dem Theophan, der ihm sein ganzes Herz entdecken wollte, stille gehalten und ihm nicht davon gewischt wäre. Wenigstens sollte es Theophan ihm vorhalten, (im 3ten Auftritte des 5ten Aufzugs) als Adrast ausruft: „o Theophan! Theophan! ich würde

Ihre ganze Aufführung mit einem andern Auge angesehen haben!“ anstatt daß er bloß sagt: „Keine Entschuldigungen, Adrast! Vorurtheile und eine unglückliche Liebe sind zwei Stücke, deren eins schon hinreicht, einen Mann zu etwas ganz anderm zu machen, als er ist“ Doch dieser Tadel ist von keinem großen Belange, und auch dadurch gerechtfertigt, daß Adrast vor allen Dingen suchte, ihm nichts zu verdanken zu haben.

Weit unwahrscheinlicher und für dieses Stück etwas zu unnatürlich und possenhaft scheint der Spaß der horchenden Lisette, welche dem Johann (S. 60) auf die Worte: „ich will — ich will — auf der Stelle verblinden, wenn ein Teufel ist,“ — die Augen zuhält, und als Johann im Ernste glaubt, er sey blind geworden und sagt: „ich will mich gern bekehren! Ach! was bin ich für ein Bösewicht gewesen“ — ihm eine Ohrfeige giebt. Allein zu dieser Zeit vertrug man solche gekünstelte Lazzi der in Livrey gekleideten Hanswürste. Das ganze Theaterspiel ist bei dem allen doch ein burlesker Pendant zu dem Freigeist, wel-

cher, nach dem Gellert, sich auf dem Sterbebette von seiner Magd bekehren ließ. Wenigstens hielten es die Theologen für einen Beweis ad hominem; und wenn ein komischer Schriftsteller deren Beifall hat, so ist die Nützlichkeit seiner Kunst erwiesen.

Der Schatz, ein Nachspiel voller komischen lustigen Situationen und Züge, die gar nicht aus dem Lachen kommen lassen, ist ganz nach dem Trinummus des Plautus. Wenn es den Reichthum des Lateiners an Witz, drolligen Einfällen und Streichen beweiset, so ist diese Verdeutschung davon das beste und redendste Muster, wie man den Plautus für unser Theater benutzen muß. Ihn und den sarkastischen Schnurrenmacher Aristophanes von Scene zu Scene zu übersetzen, wäre nicht sowohl eine zu unkluge Geißel für die keuschen Ohren, vornehmlich des weiblichen Publikums, das zwey Drittel der Theaterliebhaber ausmacht, als vielmehr eine ganz unnütze Mühe, oder höchstens die einzige nützliche Bemühung, dem Deutschen diese ausländische Theaterruthe zu verleiden.

So viele höchst beißende Anspielungen und Durchhechelungen und so wohl passende und natürliche Wortspiele können wohl eben in der Deutschen Sprache seyn, wenn Deutsche Plautus und Aristophanes darin schreiben, aber nur nicht gerade da, wo sie in Griechische Sitten und Thorheiten eingreifen. Wer aus diesen alten Komikern für Unkundige des Lateinischen und Griechischen, gute Uebersetzungen oder Nachahmungen macht, der kann auch ein solches Original machen, und versteht sich auf mehr als seine Vorbilder; denn er kennt sein und ihr Volk. Wer in der theatralischen Kunst sich hervorthun will, macht sie aber gern zu seinem Studium.

Daß der Schatz, so oft ich ihn aufführen gesehn, nicht so volle Zufriedenheit bei den Zuschauern erregte, als er mir es stets beim Lesen gethan, kam hauptsächlich daher, daß sich die damaligen Deutschen Schauspieler damit nicht so viel Mühe gaben, als mit den Moliereschen Farßen und andern gangbaren Schnurren, und man schon anfing, im Theater mehr für seine romanhafte Phantasie als

für Scherz und Lachen Nahrung zu suchen. Ich will eben nicht ganz diese Richtung des Geschmacks des Publikums verwerfen; aber so viel ist doch gewiß, daß daher ein Publikum entstand, welches für nichts Sinn hat, als für Lermen machende Märchen in unnatürlichen Dialog verwebt. Wir haben keine Moliere, keine Shakespeare, sogar keine Goldoni; und doch sind wir auf der höchsten Stufe des Geschmacks! O Wunder des Geschmacks!

Zu dieser Zeit war kein theatralischer Dichter, welcher mit Lessingen gewetteifert, oder ihm nur in Ansehung des Fleißes, viel weniger des Genies, gleich gekommen wäre. Die armseligsten Produkte erschienen und verloschen sogleich wie Lampen ohne gutes und schlechtes Oel. Sie machten weder auf das Publikum, noch auf die Schauspieler, noch auf die Schriftsteller den geringsten Eindruck, außer daß sie in einer und der andern Tageschrift Gelegenheit gaben, die Vervollkommnung, oder wenigstens die Aufklärung, der Deutschen Bühne mit lächerlichen Pausbacken auszuposaunen.

Es ist wahr, der Beyfall dieser Lessingischen Lustspiele war sichtbar, allein gegen den Mangel, den die Deutsche Bühne damals litt, doch sehr gering. Sie wurden zu zeitig von viel schlechterm Machwerk verdrängt und sind, so viel ich weiß, auf keinem Theater mehr im Gange. Was hülf' auch eine Untersuchung, ob sie diese Vergessenheit schon verdienen? An theatralischen Früchten fehlt es jetzt nicht, und neu ist neu; denn das Publikum denkt wahrscheinlich davon, wie von den wirklichen Baumfrüchten, die kaum Einen Herbst durch sich halten können, und gleich mit Stumpf und Stiel verzehrt werden müssen.

Man wird es oft beklagen gehört haben, daß Lessing nicht so fortfuhr, wie er anfing, und sich nicht ganz dem Theater widmete. Wenn er es gethan, was wäre wohl daraus gekommen? Lange das nicht, was er doch für dasselbe geworden! Wir hätten wahrscheinlich von ihm eine Menge Bände und Ausgaben auf holländischem Post-, geglättetem Schweizer- und englischem Velin-Papier, mit Kupfern und ohne Kupfer, mit Didotschen oder Un-

gerschen Lettern, von Komödien und Tragödien, von Dramen und Monodramen, von Familiengemälden, Operetten tragischen, komischen, auch närrischen und leeren Inhalts, und was alles der menschliche Witz zur Aufklärung des Verstandes und Beutels erfindet. Darunter wären aber kaum Ein oder Zwei vortreffliche Meisterstücke; das übrige gewöhnliches Machwerk, worunter hier und da eine gute Scene und dann und wann eine herrliche und neue Situation. Es ähnelte sich alles und lebte auch so lange als die Kinder jenes reichen Kaufmannssohns, dessen Vater gerne bei seinem Leben noch eine reiche Nachkommenschaft sehen wollte, und also dem einzigen Sohne zu jeder Taufe tausend Stück Friedrichsd'or gab. Der ließ taufen, daß es Hebamme, Priester und Küster nicht genug bewundern, aber ganz zuverlässig darauf rechnen konnten. Nur Schade, daß für jede Leiche der Vater nicht eben soviel ausgemacht hatte!

Die Vorsehung erwies dem Deutschen Theater die größte Wohlthat, daß sie damals keinen Fürsten erweckte, welcher Lessingen seinem Deut-

schen Theater vorsetzte. Er hätte nun aus Pflicht und aus dankbarer Begierde dem Fürsten zu gefallen geschrieben, was er nur glauben können, daß es gefalle, wenn es auch eigentlich nicht gefallen sollte. Er wäre bey dem Fürsten und seinem Publikum so beliebt geworden, daß an Lessings Besserung und Weiterschreitung gar nicht zu denken gewesen wäre. Vor lauter Einschlucken des Weihrauchs hätte er sich bei Zeiten eine Engbrüstigkeit zugezogen, oder wäre des ewigen Einerleys vom theatralischen Bettel überdrüssig geworden und hätte, in Gnaden oder Ungnaden, wie man es nehmen will, seinen Abschied erhalten. Denn mit der Faulheit der Deutschen Gelehrten macht man nicht so viel Federlesen, als mit der geschmackvollen Muße eines Ausländers. Der Deutsche muß lernen, daß das erste Kennzeichen eines schlechten Geschmacks die Faulheit ist, und nur bey Hofe für ** *) gehört, deren S** S. dummes Zeug genug machen, ohne daß sie sich erst selbst bemühen dürfen.

*) Hier hat der Censor ein paar Seiten ausgestrichen, und daran sehr wohl und weislich gethan. Man

Lessing sah in der That seine Versuche, wenn er sie gleich nicht so nannte, mit weit strengern Augen an, als der Kunstrichter und Leser. Sie waren einmal in der Welt, und man hatte nichts Besseres; folglich wollte er daran nicht mehr feilen, sondern neue bessere liefern. Dazu, glaubte er, gehöre so wohl genaue Durchsuchung der alten Schätze des Ein- und Auslandes, als auch eine Weltkenntniß, welche man nicht, wie eine Profession, in gewissen Jahren erlernt, sondern so lange man lebt, lernen muß. Man lernt sie auch nie aus, und hat sie am meisten gelernt, wenn man so viel als nichts gelernt zu haben sagen möchte. Man kann zu gelehrt und zu ungelehrt seyn, wenn man für das Vergnügen des Publikums schreiben will. Es giebt keine Regel, als die einzige Regel: keine für unumstößlich und ohne Ausnahme zu halten. Wenn man der innern Stimme seiner eignen Nei-

muß niemanden beleidigen, noch weniger Stände und Personen bey Namen nennen, denen gar nichts daran liegt, sich gedruckt zu lesen. Religion, Staat und gute Sitten leiden, wenn dem Glanze des Staats die Folie genommen wird.

gung getrost folgt, so legt man wohl den besten Beweis ab, daß man zum Schriftsteller geboren ist.

Es war nicht Stolz von ihm, sondern ein natürlicher Trieb, eine Zeit lang seine Kunst mit dem Publikum zu studieren, so daß es ihm seine darauf verwendete Zeit bezahle, gewiß nicht theurer, als er seinen Schuster und Schneider. Und wie sollte er es auch anders machen? Er war arm und glaubte vom Schicksal zu einem Gelehrten bestimmt zu seyn. Was man heißt, ein bürgerliches Amt suchen, schien ihm in seinen Umständen, ohne vermögende Gönner und Freunde, welche an eines jungen Mannes Fähigkeiten, wie man zu sagen pflegt, zuweilen den Narren gefressen, nur kriechen und sich sklavisch schmiegen zu müssen, welches sein Jugendfeuer für eben so niedrig als betteln hielt. Wie weit eine solche Denkart zu loben oder zu tadeln sey, gehört nicht hieher; auch würde diese Untersuchung für unbescholtene gute Köpfe, welche nicht jeden Graubart für einen Weisen halten, höchst unerbaulich ausfallen. Es war auch gar nichts Neues und

Sonderbares, und geschieht in unsern Zeiten noch weit mehr. Die berühmtesten Theologen studierten auf diese Art ihre Religion und wohl auch diejenige, deren allgemeine Seligkeit sie etwas ausschneiden zu müssen glauben, damit die ihrige auch wachsen und gedeihen könne. Sind auch diese von Gott mit ganz besondern Nahrungsgewerben privilegirt, so sieht man doch, daß es der Philosoph, der Kunstrichter und der Politiker eben so gut und wohl noch besser zu nutzen weiß. Sie machen aus ihren Vorbereitungen und Sammlungen zu ihren Geschäften und ihren anfänglichen Uebungen gleich Bücher, und werden schon durch die Hoffnung, die man daraus schöpft, oft so berühmt, daß sie ihren wahren Ruhm zu gründen vergessen. Lessing aber konnte nicht einmal so glücklich oder unglücklich seyn. Seine Beiträge zum Theater und seine theatralische Bibliothek fanden wenig Beifall und noch wenigere Käufer. Und es ging ganz natürlich zu. Fehler und Schwachheiten theatralischer Schriftsteller berührt er wohl manchmal; aber wo findet man darin ein Gedicht auf eine

göttliche Thalia, das heißt, auf eine junge Aktrize? Und er konnte reimen und zwar etwa 24 Jahr! Oder einen Kupferstich einer Scene, wo A. Z. ihre puderigen Haare sich zerzauset, ihre von Baumwolle geschwellte Brust öffnet, und mit dem Dolchstoße so wonnereich zur Erde fällt, als je eine Dulcinea sich ihrem Adonis auf den schönen Sofa geworfen hat. Wo rühmt er das Verdienst eines Fürsten um die Deutsche Bühne oder um den verfeinerten Geschmack? Immer redet er freilich etwas zu trocken von seinem Handwerke, und legt uns die ausländischen Muster vor, ohne uns zu erweisen, daß ihnen die Deutschen gleich kommen, oder sie gar übertreffen. Weder Dilettant, noch der Mann von Metier will immer lernen, wenn er liest; er will, wie bei den heiligen Sakramenten, mit wohlriechendem Weihrauch in eine süße Betäubung gebracht werden. Und was vollends die theatralischen Kenntnisse anbelangt, so glaubt sie jeder zu haben, der ein Parterr- oder Logen-Billet bezahlen kann. Er dünkt sich sogar etwas mehr, als Aristoteles und Diderot, wenn er vollends aus einer

großen Abfütterung *) kömmt, und vor vollem Magen und ausgestandenem Etikettenzwang nicht schlafen noch spielen, wohl aber vor der Bühne seinen Nachbar mit seinen kunstrichterischen Aussprüchen verjagen kann.

Daß die theatralische Bibliothek zum Ladenhüter geworden, erfuhr Lessing selbst nicht eher, als bis er sie durch seinen Bruder unter seiner Aufsicht fortsetzen lassen wollte. Es geschah, als er von Berlin nach Hamburg zum Theater ging. Sie gleicht an Werthe und Einsicht freilich nicht seiner Dramaturgie; aber sie war doch eine Zeitschrift, und wenn ich nicht irre, nebst seinen Beiträgen die erste, welche die Kenntnisse in diesem Fache verbreitete und sichtete. Unter seinen Papieren haben sich noch so manche Auszüge, Anmerkungen, Versuche, Urtheile und Plane gefunden, daß man leicht mit einem Bändchen seinen

*) So nannte man sonst in Berlin (ich weiß aber nicht, ob noch jetzt) auf Deutsch ein Diner, wozu z. E. eine Excellenz, oder sonst eine große Herrschaft, adliche und unadliche Eximirte und andere Männer bei der Stadt zugleich, mit Ausschluß des andern Geschlechtes, einlud.

theatralischen Nachlaß vermehren könnte. Da er aber kein Vermächtniß ist, wie man mit Recht geurtheilt, so mag das Erschienene genug seyn, daraus den Mann im Schlafrocke kennen zu lernen.

In allen Deutschen, Französischen, Italienischen, Spanischen, Holländischen, ja sogar in den Englischen Gängen des Theatergebirges, die er öfters und fast täglich eine Zeitlang befuhr, fand er mehr taubes Gestein; und was ja Erz war, so mager, als die Reichensteiner Arsenikalschliche nur immer an Gold *) seyn können. Er hatte schon angefangen, sie aufzulassen, und dem Publikum keine Kuxe davon mehr zu verkaufen, als Diderot sein Theater in Frankreich zu Tage föderte.

Dieses Werk, welches Lessing übersetzte, brachte ihn auf ganz neue und wichtigere Betrachtungen, wie man aus der Vorrede zur ersten und zweiten Auflage seiner Deutschen Uebersetzung am besten ersehen kann. Unsre Deutschen Schauspieler betrugen sich dabei

*) Man rechnet auf den Berlinischen Centner im Durchschnitte noch nicht ganz einen Dukaten Gold.

klüger, als die Französischen; ob sie es aber mehr nützten, ungeachtet sie die Diderotschen Stücke sogleich aufführten und der Hausvater noch vor zehn Jahren großen Beifall in Deutschland fand: das ist mehr zu wünschen, als zu erweisen. Auf unsere Schriftsteller scheint Diderot doch nicht ganz umsonst gewirkt zu haben. Er fand zwar nicht so erklärte und geblendete Nachahmer, als gewiß das größere Genie, der Verfasser des Götz von Berlichingen, hatte; aber stille und langsame Verbesserungen sind immer heilsamer als Revolutionen, die weder in der gelehrten noch in der politischen Welt des Schreibens und Redens werth sind, das sie verursachen. Das Gute, das allezeit mit ihnen kömmt, begleitet eine närrische und in der politischen Welt ganz zerstörende Trunkenheit, welche man Enthusiasmus und Patriotismus tauft, und ist bei der eingetretenen Nüchternheit so viel als ein Nichts, oder, wenn es ja reell ist, so etwas, woran noch kein Vernünftiger je gezweifelt hat. Es geziemt mir nicht, mich hier weiter über die Fortschritte zur Verbesserung

unsers Theaters auszulassen: denn das Urtheil des Zeitgenossen ist immer partheiisch, so bald er selbst daran Theil nimmt, wäre er auch weiter nichts dabei, als der Lichtputzer bei einer Deutschen Nationalbühne; oder scheint es doch wenigstens zu seyn, wenn er nicht ganz ausführlich die Gründe angeben kann, welches hier zu weitläuftig wäre.

Von Lessings Seite trug das Studium dieses Französischen Philosophen zur Schönheit seiner bald darauf erschienenen Minna von Barnhelm bei, ob sie gleich nichts von dem Zuschnitte der Diderotschen Stücke hat. Er schrieb auch nicht dem Schauspieler alle Pantomime vor, die er dabei anbringen würde, wenn er alle Rollen mit seiner Person besetzte. Er glaubte, wären sie schlechtere Schauspieler, als er seyn würde, so würden sie es auch schlechter befolgen; und wären sie bessere, so könnte er sie durch eine solche zu sehr detaillirte einseitige Vorschrift von dem Bessern, was sie dabei anbringen könnten, ableiten; und wenn sie es doch besser machten, statt alles Danks, dem ungerechten Tadel

des Publikums aussetzen, worunter man immer die plurima, nicht die sapientiora vota; meynt. Denn die Menge will immer Stoff zum Widerspruch, nicht zur Besserung haben, deren Unfähigkeit sie blindlings ahnet; und dieses ist das einzige Wahre, was man bei ihr suchen muß. Bei dem allen aber schmeichelt uns doch der Beifall dieser Menge, und wer in diesem Besitze ist, glaubt nicht allein der weiseste Schriftsteller und Schauspieler, sondern auch der weiseste Sterbliche zu seyn. Damit möchte ich aber doch nicht sagen, daß Lessing mehr Vertrauen in die Geschicklichkeit seiner Schauspieler gesetzt, als Diderot in die seinigen, sondern vielmehr glauben, daß die unsrigen mit ein wenig zu viel Vertrauen aufgemuntert, und die Französischen mit Strenge und Wahrheit, und ohne Voltairische Hätschelei gezüchtigt und belehrt zu werden verdienten.

Es ist sonderbar, daß er nach seiner Minna weiter kein komisches Stück vollendete. An dem Schlaftrunke hat er einigemal angesetzt; und das, was er davon fertig gemacht, sind

Schilderungen aus dem wohlhabenden Bürgerstande, den unsere theatralischen Schriftsteller noch am wenigsten kennen. Der Ton ist in diesem Bruchstücke viel niedriger, als in der Minna, ohne in das Matte oder Pöbelhafte zu fallen. Die unvollendete Matrone von Ephesus läßt uns aber noch mehr seine Abneigung gegen das Lustspiel beklagen, welche er in seinen reifern Jahren nicht ganz ohne Vorsatz äußerte, nachdem er eine haltreichere Teufe ergründet, und zu der beneidenswürdigsten Beute gewisse Hoffnung gegeben. Hatte er als Philosoph Unrecht, daß er mit diesem Pfunde nicht besser wucherte, so war er doch als Mensch zu entschuldigen, welcher seine Selbsterhaltung dabei aufopfern müssen. Ruhm und Ehre der Zukunft ist überhaupt für den denkenden Kopf eine sehr mißliche und verbrauchte Aufmunterung, aber in unsrer Zeit für den theatralischen Schriftsteller eine lächerliche, da er zu deutlich sieht, daß das Publikum alles ißt, was nur frisch gekocht ist, und den größten Appetit bezeigt, wenn es hübsch nach der Garküche schmeckt, und einem

artigen Leipziger Allerley gleicht, das man zum Ueberfluß noch brav mit Syrup und Zwiebeln gewürzt hat.

Ich komme nun zu seinen Trauerspielen, welche nach der Epopee für die schwerste und mühsamste Gattung von Gedichten gehalten werden. Damit ist gar nicht gemeynt, daß ein elender Tragiker vor einem mittelmäßigen Komiker den Vorzug habe; noch weniger will man dasjenige wiederholen, was Lessing in seiner Dramaturgie schon geäußert: daß das Genie ohne viele Menschenkenntniß ein vortreffliches Trauerspiel, aber kein Lustspiel hervorbringen könne.

Ein gutes tragisches Stück beruht auf dem Drange der stärksten Empfindungen und heftigsten Leidenschaften. Ihre stille und sanfte Wirkung gehört mehr für die Komödie. Wo sind sie nun in stärkerer Kraft und unverletzterer Reinheit, als bei dem Jüngling und jungen Mann? Er nimmt den Stoff seiner Tragödie nicht aus den scharfsinnigen ruhigen Beobachtungen an sich oder Andern, sondern sie ist aus den Bewegungen seines eignen Herzens

ein ganz unmittelbarer Stoff. Er fängt so leicht, so gern Feuer, so wenig er mit Maß und Ziel aller Empfindungen bekannt ist: er stürzt sich so unbefangen aus einer Leidenschaft in die andere, und macht den Roman eines Andern so unvorsetzlich zu seinem eignen. Ein Leben ohne Leidenschaft scheint ihm schon unbehaglich genug, und jeder Roman, jede Geschichte wird in seiner Vorstellung Feuer und Flamme. Erfahrung muß freilich die Empfindungen berichtigen, leiten und richten; aber kann sie sie verstärken? Die Verschönerung der Empfindung, ohne die nach und nach steigende höchste Stärke, ist eine meisterhafte Marionette gegen eine Schauspielerin: sie hat alles, nur das Leben nicht. Ja, wenn es der Mechanik möglich wäre, der Marionette eine Sprache zu geben, die sonorischer, als die schöne weibliche Stimme ist; es wäre doch darin kein menschliches Leben. Hat man wohl den Flötenspieler mit der künstlichen Flötenuhr vertauscht, oder des Erstern Spiel mit dem Spiele des Letztern für einerlei gehalten, ob man gleich die ganz natürliche Nachahmung dabei

bewundert? Das was den Unterschied macht, wird leicht gehört, und von dem befangensten Kopfe gefühlt. Die gewöhnliche Eselsbrücke der Kunstrichter, daß sich ein solcher Unterschied zwar fühlen, aber weder beschreiben noch erklären lasse, kann man bey unserer, wie man glaubt, aufs höchste getriebenen Kritik noch nicht ganz in den Winkel werfen.

Wenn daher Einige Lessings Miß Sara seiner Emilia Galotti vorziehen, so gründet es sich auf dieses dunkle Gefühl, auf das wahre lateinische Sprichwort: ignoti nulla cupido. Die gesichtete, die meisterhafte Natursprache, der so durchgängig angemessene gedrungene Ausdruck aller agirenden Personen ist uns Zuschauern zu ungewöhnlich; wir haben noch nicht bei wenigen Worten viel denken gelernt. Unsere Schauspieler glauben natürlich zu seyn, wenn sie auf dem Theater wie in Gesellschaft, wie auf Kaffeehäusern plappern. Der bisweilen treffende Einfall und Ausdruck des Jünglings, sein Brausen und Gähren, sein Wittern der Empfindungen statt der Empfindung selbst, hat unendlichen

Reiz für diejenigen, welche an Kenntniß und Erfahrung Zeitlebens Jünglinge bleiben; und daraus besteht die aufgeklärte Welt am meisten. Sie überhüpfen das wahre männliche Alter, und sind schon Greise, wo sie thätige Männer seyn sollten. Die bloße Jugend mit allen ihren Fehlern kann uns bestechen; und die Bestechung muß doch irgend worin bestehn? Eine bucklichte Mutter wird an ihrem gesunden bucklichten Kinde eben die Augenweide haben, welche eine schön gewachsene Mutter an ihrer schlanken Tochter hat. Die mittelmäßigsten Schauspieler können die Miß Sara gut vorstellen, wenn sie nicht ganz an Herzen und Sinnen verdorben sind; die Emilia Galotti aber wird von allen verhunzt, die nicht die feinsten Ausspäher jedes Wortes sind.

Kein besseres Zeugniß seines jugendlichen und männlichen Alters hätte Lessing der Welt vorlegen können, als diese beiden Trauerspiele. Das kritische Für und Wider, welches bei Erscheinung derselben entstand, zeigte schon von ihrer innern Güte. Nicht als wenn wir nicht in beiden herzlich weinen könnten: die

Emilia Galotti redet aber mit dem Verstande zum Herzen; die Miß Sara mit lauter Empfindung, und daher scheint sie hin und her zu geschwätzig. Dieser letztern Tragödie wird Jedermann Gerechtigkeit widerfahren lassen; aber nur ganz Gebildete, die selten so gebildet sind, daß sie nichts zur größten Vollkommenheit der Lessingischen Manier von der ihrigen anbieten sollten. In der Emilia scheinen viele Züge und Schilderungen aus der feinen Komödie zu seyn; aber sie sind es eigentlich nicht, sondern werden es nur durch die unrichtige Darstellung des Schauspielers. Die Vergehungen der Miß Sara würden mit unsern Herzen sich auch in einer bessern Welt, als die unsrige, finden; aber die mannigfachen bekleisterten Bubenstücke in der Emilia Galotti können sich nur in einer so verfeinerten aufgeklärten Halunkenwelt zutragen, in der zu leben wir der Vorsehung danken müssen. Wir Deutschen schmeicheln uns zwar, daß Lessing bloß Italienische Sitten, mit Deutschen etwas versetzt, geschildert habe, um unserm tugendhaften Publikum sie nicht so gar abschreckend

zu malen: allein ich dächte, die Höfe, und was sich sonst dahin rechnet, hätten in Europa nur Eine Sitte; vom höchsten bis zum kleinsten sähen sie sich wie ein Ey dem andern ähnlich, so verschieden auch ihr Ceremoniell und ihre Etikette seyn mag. Wer in der Geschichte nur ein wenig bewandert ist, muß es ziemlich gut documentiren können. Es geschieht zwar alles auf Italienischem Grund und Boden; aber es geschieht am Hofe, unter den Augen des Fürsten. Es ist zwar ein sehr kleiner Hof; aber an Ränken, Intriguen, Vorurtheilen, Polissonerien und Grausamkeiten giebt er keinem großen in der Welt nach. Nicht Italienische, sondern Europäische vornehme Sitten wollte Lessing malen.

Wer lernen will, was Dialog ist, muß ihn in der Emilia Galotti studieren, wie der Bildner und Maler die Antiken. Gedrungen ohne dunkel und schwerfällig, erhaben ohne schwülstig, natürlich ohne gemein und niedrig zu seyn, vermischt mit bitterm Spott und giftiger Persiflage, dem täglichen Hofbrodte, mit einer solchen gekünstelten Offenheit, daß

der Befangene und Harmlose nie weiß, woran er ist.

So lange die vortreffliche Schauspielerin, Madame Starkin, die Claudia zu Berlin machte, schien diese Tragödie mit Ende ihrer Rolle, das ist, mit dem Ende des dritten Aufzugs, an Energie zu verlieren, da doch nachher erst recht das Interesse zu wachsen und das Schicksal der Emilia sich zu entwickeln anfängt. Der Fehler liegt nicht am Dichter, sondern in dem Mangel der guten Schauspieler: sie war die einzige, die in ihrer Rolle nichts verloren gehen ließ und alles darstellte, was sich die erwärmte Einbildungskraft denken kann; anstatt daß die übrigen nur hier und da dem vollen Sinne ihrer Rolle genügten. Eine solche Aktriße ist dem Ganzen, das ein mittelmäßiger Schauspielertrupp sonst macht, ein wahrer Nachtheil: man vergißt sogar darüber die jungen Schönen, welche vermittelst des Friseurs und der Putzhändlerin doch alle ihre Kräfte aufbieten.

So wenig man aber übrigens an den Vorstellungen und dem Dialoge auszusetzen schien,

so viel hatte man doch an der Hauptsache selbst zu erinnern. Wie bekannt, ist die Emilia eine modernisirte Römische Virginia, und es konnte nicht fehlen, daß die Kunstrichter sie damit in Parallele stellten. Sie meynten, nach Lessings Anlage habe der Vater der Emilia nur eine einfache Ursache, sein Kind zu ermorden: nehmlich die Abwendung ihrer Entehrung; nach des Livius Erzählung aber Virginius zwei: Abwendung der Entehrung und Sklaverei. Und da man einsah, daß es nicht auf die Menge der Beweggründe, sondern vielmehr auf ihre Stärke und Lebhaftigkeit ankäme, so wollte man erweisen, des Virginius Beweggrund sey entscheidend, der des Odoardo nicht. Denn Virginius hätte gar kein anderes Rettungsmittel gehabt, als das, sein Kind zu ermorden. Hat es aber Odoardo? Ein alter Degen, bieder und gut, welcher den Prinzen und seinen Kammerherrn aus Ueberzeugung flieht; der zwar kein Hofmann ist, aber wohl weiß, was ein Marinelli vermag, sieht ein, daß der Prinz eine solche Beschimpfung an seiner Tochter unge-

ahndet begehen kann. Er hat ein Ehr- und Tugendgefühl, nicht ganz von Land- und Sitten-Vorurtheilen frei, aber auch nicht so verfeinert, daß er es sich für Ehre hielte, seine einzige Tochter einem Prinzen zu so etwas hinzugeben. Alle die verfeinerten Wörter: Mätresse, Geliebte, Gebieterin, oder nach dem neuen Preußischen Gesetzbuche, Frau an der linken Hand, denkt er sich unter einem einzigen Worte — halten Sie sich alle die Ohren zu — unter dem Worte: Hure *). Eine solche Aussicht mit seiner Tochter ist ihm der größte Schandfleck seiner Familie, der größte Schimpf, den man seinen grauen Haaren anthun kann. Er würde noch sehr anstehn, dem Prinzen seine Tochter zur Gemahlin an die rechte Hand zu geben; denn er will sie glücklich, nicht glänzend verheirathen. Dieser einzigen geliebten Tochter, der er eben einen Ge-

*) Emilia scheint auch kein anderes Wort zu haben, und alle treue Mädchen und Frauen möchten davon wohl nicht viel feiner denken. Denn sie sagt zu ihrem Vater, indem sie die Rose aus ihren Haaren rauft: herunter mit dir! du gehörst nicht in das Haar einer — wie mein Vater will, daß ich werden soll.

mahl nach seinem Herzen gegeben, und die ihn auch von ganzem Herzen lieben will, wird der Bräutigam vor ihren Augen meuchelmörderisch erschossen. Und durch diese nichtswürdige Art findet der Vater seine Tochter in des Wollüstlings Händen; aber sie auch in der Stimmung der Seele (7ter Auftritt des 5ten Aufzugs), wie sie zu der seinigen paßt. Wenn das alles kein entscheidender Beweggrund ist, so giebt es keinen. Bald möchte ich sagen, der Kunstrichter war kein Vater, hatte keine Tochter; war am Hofe, und, was noch schlimmer ist, äffte Hofsitten nach; hieß Galanterie, was der unbescholtene Mensch Buhlerei und Hurerei nennt.

Man hat bei dieser Gelegenheit auch die Antwort des Odoardo: „Kind, es ist keine Haarnadel," für zu witzig, und daß Emilia die Rose aus ihren Haaren nimmt und zerreißt, für ihre Situation zu ruhig gefunden.

Diderot bemerkte schon, daß der natürliche und wahre Schmerz zuweilen sich mit Witz ausdrückt. Freilich wenn der Verfasser hier nicht Lessing gewesen wäre, so würde Odoardo

seiner

seiner Tochter eine Predigt gehalten haben, worin viel grimassirt werden können, aber Leser und Zuhörer gewiß nicht so viel gedacht hätten, als diese Worte zu denken geben. Daß ein Mädchen, welches ihre Rose, mit der sie ihrem Geliebten zuerst gefallen, aus den Haaren rauft, in einer ruhigen Lage zu seyn scheint, liegt bloß an unserer wenigen Einbildungskraft dabei. Wer die Worte der Emilia für ihre Lage zu ruhig findet, hat Döbbelinische Begriffe von der Tragödie. Sonderbar, daß Einige Stellen für Meisterstücke halten, welche Andere gerade fehlerhaft finden! Doch über das Mehr und Weniger von Würze wird man wohl nie übereinstimmen. Zum Glück hat dieses Stück, so viel es auch Beifall fand, keine unmittelbare Nachahmer gehabt. Denn weder der Fleiß allein, noch das Genie allein, kann dergleichen hervorbringen; nur wenn beides mit der strengsten Auswahl des Stoffs verbunden wird, ist es möglich: und wie selten ist dieses beisammen! Man hat zwar Orsinen, Angelos und Contis auf das Theater gebracht: aber

es sind unter andern Händen Ungeheuer und Pinsel geworden.

Die meisten Dichter glauben, wenn sie nur ihre Einbildungskraft brav in Kosten gesetzt, wenn sie nur darüber recht entzückt sind und sich bis in den Himmel versetzt fühlen, so haben sie alles gethan, was ihr Gedicht unsterblich macht. Die Mittel, den andern in gleichen Zustand zu setzen, sind die Schwierigkeiten, an die sie nicht denken. Sie verwechseln immer ihre wollüstige Stunden der Empfängniß des Plans mit den Geburtsschmerzen und der Erziehung selbst. Sollen nun die herrlichen Bilder unserer schwellenden Phantasie auf das Papier kommen, so sind die Worte solche armselige Repräsentanten, daß sie kaum die Erinnerung unserer eigenen Begeisterung erwecken, zumal wenn wir uns schon etwas abgekühlt haben. Dann soll der Vorleser oder Schauspieler heraus grimassiren, was der Dichter nicht gesagt, wohl aber sich dunkel gedacht haben mag. Als wenn nicht alles aus des Dichters innerem Sinn in den unsrigen hauptsächlich durch Rede gehen müßte! Wir winseln über

den wenigen Geschmack des Publikums, über den Mangel an Lust und Liebe, und wir verstehen die Kunst zu wenig, sie zu erregen. Lessing war ein Genie, welches seine Begeisterung sehr mindern mußte, um die Darstellung, woraus wir eigentlich des Dichters poetische Fülle beurtheilen, desto lebhafter und vollkommner zu machen. Das Gespinst einer Handlung kostete ihm wenig Mühe, aber desto mehr das Aufwickeln desselben auf seinen eignen Knaul. Die Fäden waren ihm bald zu grob, bald zu fein, und oft so in einander verfitzt, daß sich freilich die meisten begnügt hätten, sie zu zerschneiden, und so gut sie ohne große Mühe gekonnt, zusammen zu knöteln. Er aber legte und wendete und probierte, bis sich alle Fäden ohne Schnitzeln natürlich zu seinem Gebrauche gaben. Und wenn das ja zuweilen ganz unmöglich war, so geschah es doch so fein, daß es kein gewöhnliches Auge entdeckte. Ist das auch Spitzfindigkeit und kleinliche Künstelei, welcher man Mühe und Fleiß nicht gleich ansieht, aber durch Grübeln und Forschen auf die Spur kömmt: so kann

doch Lessings Emilia Galotti nicht, mit dem Malerausdrucke, als geleckt getadelt werden.

Nach Vollendung dieser Arbeit, fühlte er seine Seele abgespannt, und faßte den Vorsatz, sie nie wieder so anzustrengen. Allein wie eine Uebersättigung von einer Speise, welche unserm Gaumen vorzüglich schmeckt, nach völliger Verdauung und wieder eingefundenem Hunger, nur desto größern Appetit macht, so ging es auch Lessingen. Mitten in seinen theologischen Kreuzzügen, wo es so manche Komödie possierlichen und ärgerlichen Inhalts gab, widmete er seine Erholungsstunden seinem Lieblingsstudium: gleich einem Verliebten, welcher sein Mädchen wieder zu sehen verredet hat, aber es doch für Gewissenssache hält, es ganz verderben zu lassen. Menschenliebe war es, und Mädchenliebe wird es.

Es ist noch sehr die Frage: ob wir ohne die heillosen Fragmente Nathan den Weisen hätten. Es war damit gar nicht Lessings Absicht, wie Herr Geheime Rath Jacobi meynt, den Geist aller Offenbarung verdächtig zu machen. Jede seyn sollende göttliche Offen-

barung, sie mag auf wahrhafte Geschichte oder auf Wunder sich gründen, und mehr heilsam oder mehr schädlich in ihren Folgen seyn, ist nicht ein geoffenbarter, sondern ein offner Widerspruch der gesunden Vernunft. Das Verdächtigmachen aller metaphysischen Grübler, und das Glaubwürdigmachen aller geistlichen Staatsperücken, aller philosophischen Masken und Larven, die mit so vielem Behagen den Saal füllen, thut dazu nichts. Es thut es bloß und allein die sinnreiche Einrichtung, das arme Gehirnchen des Kindes an solche übervernünftige Märchen mit aller Feyerlichkeit und Klugheit in Führung der Ruthe zu gewöhnen und bey reifern Jahren die freye und unbefangene Untersuchung von Dingen, wovon wir nichts Zuverlässiges und Positives wissen und vielleicht nie viel wissen werden, mit Verlust oder Verminderung der bürgerlichen Ehre zu brandmarken. Laßt die Regenten alle Philosophen von Sanssouci seyn: es wird nicht an Schaaren von Sekten, Religionen und dergleichen mangeln; aber es wird ihnen die bürgerliche Unterstützung fehlen, daß sie mehr

vermögen, als ihre Kräfte. Der unbefangene Mann wird es für verschiedne Theater halten, wo man seine Zeit ganz nützlich zubringen kann, wenn man es einmal versteht, sie gut anzuwenden. In solcher Rücksicht verdienen sie allein des Staats Huld und Schutz; in jeder andern sind sie ein Wurm in den Pfeilern desselben. Desto gefährlicher, je unmerkbarer ist.

Noch weniger war Lessings Absicht dabey, jedes System von Religion ohne Unterschied, als System, in ein verhaßtes Licht zu stellen. Gerade das Gegentheil! Er wollte jede positive Religion, als ein weises menschliches System, das durch Zeit und Umstände verändert worden, und noch oft verändert werden wird, in dem gebührenden Respekte erhalten. Göttliches System ist so viel als ein Gott von Fleisch und Bein; und wer davon etwas wissen will, sagt die albernste Prahlerey. Sie führt zu lichtem Aberglauben, und giebt nur Stricke her, den harmlosen Menschen, als Schlachtvieh, sie um den Hals zu werfen.

Was war denn aber seine Absicht? Uns Christen einmal in einen reinen Spiegel sehn zu lassen.

Der Aberglauben schlimmster ist, den seinen
Für den erträglichern zu halten.

Natürlich, daß diejenigen, welche sich darin nicht hübsch finden, ihn wegwerfen, und, wenn sie können, zerschlagen: eine Freyheit, die man schon dem Menschen lassen muß, in der Hoffnung, daß der Mensch doch nicht aufhört so Mensch zu seyn, daß er nicht zuweilen hineinzusehn verlange. Lessing wollte zeigen, daß der vernünftige, denkende und gute Mann, in welcher Religion er auch geboren worden, in welchen Orden ihn Zufall und andere Umstände auch gesetzt, immer über alle politische und blinde Anhänglichkeit an einer Religion sey, und Religionsvorzug als die heilloseste Grille verabscheue.

Darum nahm er seinen Helden aus dem jetzt verachtetsten, einstmals von Gott selbst erwählten Volke, aus dem jüdischen; und der Werth aller Personen in diesem Stücke kömmt nicht

daher, welcher Religion sie anhangen, sondern wie sie ihr anhangen.

Aber war es nicht von Lessing die abgefeimteste Bosheit gegen das Christenthum, daß er in diesem dramatischen Gedichte gerade dessen Anhänger allein abgeschmackt und schurkisch malte, weit unter den Mameluken selbst?

Nicht alle seine Anhänger! Aus der Religion der Daja und des Patriarchen sind auch der Tempelherr und der Klosterbruder. Jene beyden sind nur die verächtlichen Personen, welche die Gesetze der Vernunft und Menschheit ihren Religionsgrillen aufzuopfern im Stande sind. Die Verwandten aller übrigen Religionen erscheinen doch alle vernünftig, wenn auch mit Fehlern, und können trotz denselben herzlich geliebt und herzlich geschätzt werden. Wer wollte nicht gegen sie den Spruch: vertragt einander in Liebe, ausüben? Aber wer kann es gegen den Patriarchen? Möchte man nicht dem stolzen Schuft ins Gesicht speyen, sobald man ihn nur aus den Kreuzgängen kommen sieht? Und wenn man die häusliche Daja, die aus Liebe die

arme Recha mit ihren Grillen quält, um dieser herzlichen Liebe willen nicht hassen kann, so flieht man doch ein solches hirnverbranntes Religionsstück, sobald es sich uns naht. Des Derwischs Alhafi Ordensgelübde werden an Ungereimtheiten den christlichen nichts nachgeben; und was für ein herrlicher Mensch ist das! Möchte man nicht mit ihm am Ganges zu den Ghebern nackend wandern, wäre auch dort in dem brennenden Sande keine andere Erholung als Schachspielen?

Lessing dachte von den Christen überhaupt weit edler als sie von sich selbst zu denken im Stande sind. Daß wir Christen einer Besserung bedürfen, haben auch die blindesten Orthodoxen nicht abgeleugnet. Und was gehört dazu? Sich selbst, nicht bloß von der guten Seite, sondern auch von der schlechten, zu kennen; sich über sich selbst zu schämen und zu ärgern. Wo kann man dieses besser als im Nathan? Was würden wir zu einem Arzte sagen, der den Brand bis zum gesunden Fleische, wo es so sehr schmerzt, rasch und muthig auszuschneiden anstehn wollte, weil der Pa-

tient sein Freund ist und große Schmerzen dabey leiden muß? Desto mehr, desto eher muß er es thun! Er läßt ihn gern in seinen Schmerzen die beleidigendsten Vorwürfe und Namen gegen sich brauchen. Aber wenn sein Freund doch darauf ginge? — Auch alsdann noch, wenn er sich auf das Zeugniß aller seiner verständigen Collegen berufen könnte, daß dieser schmerzende Schnitt manchmal geholfen. So ein moralischer Dichter war Lessing, und so edel dachte er von Welt und Nachwelt, daß man am Ende doch das rechte Gute einsehn, und über die mancherlei Gleißnerei, womit man dagegen arbeite, die Augen eröffnen werde. Noch eröffnen wir das linke bloß, wenn wir das rechte fest zudrücken. Noch schielen wir bloß mit dem einen Auge so abscheulich, und blinzeln mit dem andern, daß uns die Gegenstände nur halb und zerbrochen erscheinen. Wollen wir mit beiden zugleich nicht sehn, sondern nur mit Einem: so sind wir freilich besser daran als Stockblinde. Aber Gott gab uns zwei Augen weder zum Blinzeln noch zum Schielen, sondern zum Sehn!

Jeder andre Dichter, dessen Imagination schwelgender, dessen Lebhaftigkeit stärker und größer seyn kann, blinzelt und schielt doch beiher mit, um seine unsterblichen Werke auch von seinen Zeitgenossen bewundert und begafft zu sehn. Lessing aber nicht. Sollte ihm die unpartheiische Welt auch ewig fehlen, so wüßte ich doch nicht, um was ich meinen Bruder mehr beneiden könnte, als um seinen Nathan. Wer ihn für keinen großen lyrischen Dichter hält, zu dem sage ich: können wir alles seyn? Wer in ihm aber den dramatischen und didaktischen Dichter verkennt, dem zeige ich den Nathan!

Druckfehler zu verbessern.

Seite 68 Zeile 17: valitate, lies: validitate.
— — — 25: derigirende, l: derogirende.
— 124 — 9: συνεκτικοτατον, l: συνεκτικωτατον.
— 125 — 4: tumnat, l: tumat.
— — — 17: εδυς, l: εθυς.
— — — —: Christianum, l: Christianos.
— 126 — 7: Cleambrotus, l: Cleombrotus
— 128 — 11: giuns, l: gnuns.
— 130 — 2: δειον, l: θειον.
— 131 — 2: Mysopag. l: Misopog.
— — — 11: Origines, l: Origenes. Und so auch an andern Orten mehr.
— 146 — 13: ως, l: ω.
— — — 16: δε, l: δ'
— 147 letzte Zeile: μεμνηται, l: μεμνηται.
— 157 Zeile 18: an, l: von.
— 168 — 6: Hieher sollte eine Note kommen, worin gesagt wird, daß alles dies bis zu S. 170 Z. 9, das erste Wort — in einem Briefe Lessings an Moses Mendelssohn steht, Bd. 28, S. 297 — 300.
— 174 — 12: Nizelium, l: Nizolium.
— — letzte Zeile: Browur Pseudoxia, lies: Brown Pseudodoxia.
— 177 Zeile 3: Fürstenarii, l: Fürstenerii.
— 181 — 8: Cludevorth, l: Cudworth.
— 184 — 1: a Van, l: à l'age.
— 188 — 2: mentis, l: menti.
— 189 — 7 von unten: geme, l: genre.
— 190 — 6: spiritualismes, l: spiritualistes.
— 191 — 6: Schmidt, l: Scheid. (Und so fällt die, durch Lessings Schreibfehler veranlaßte, Note ** des Herausgebers weg).
— 244 — 3: mußten, l: zu wußten.
— 261 — 2: Manuscripto, l: Manuscripta.
— — — 7 u. 8: Burmann, l: Bünemann. So auch in der letzten Zeile u. a. Stellen.
— 272 — 11: Nun, l: Er.

W. Obermeier
B[illegible]derei
[illegible]g / L

W. Obermeier
Buchbinderei
Rottenburg / L.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Karl Gotthelf, 1740-1812 / Lessing, Gotthold Ephraim, 1729-1781 /
Fülleborn, Georg Gustav, 1769-1803

Gotthold Ephraim Lessings Leben nebst seinem noch übrigen litterarischen
Nachlasse

Bd.: 2

Berlin 1795

Res/Biogr. 627-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10915368-2
VD18 80375847-001